



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



8 3 708 379

BRARY  
UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA  
SANTA CRUZ

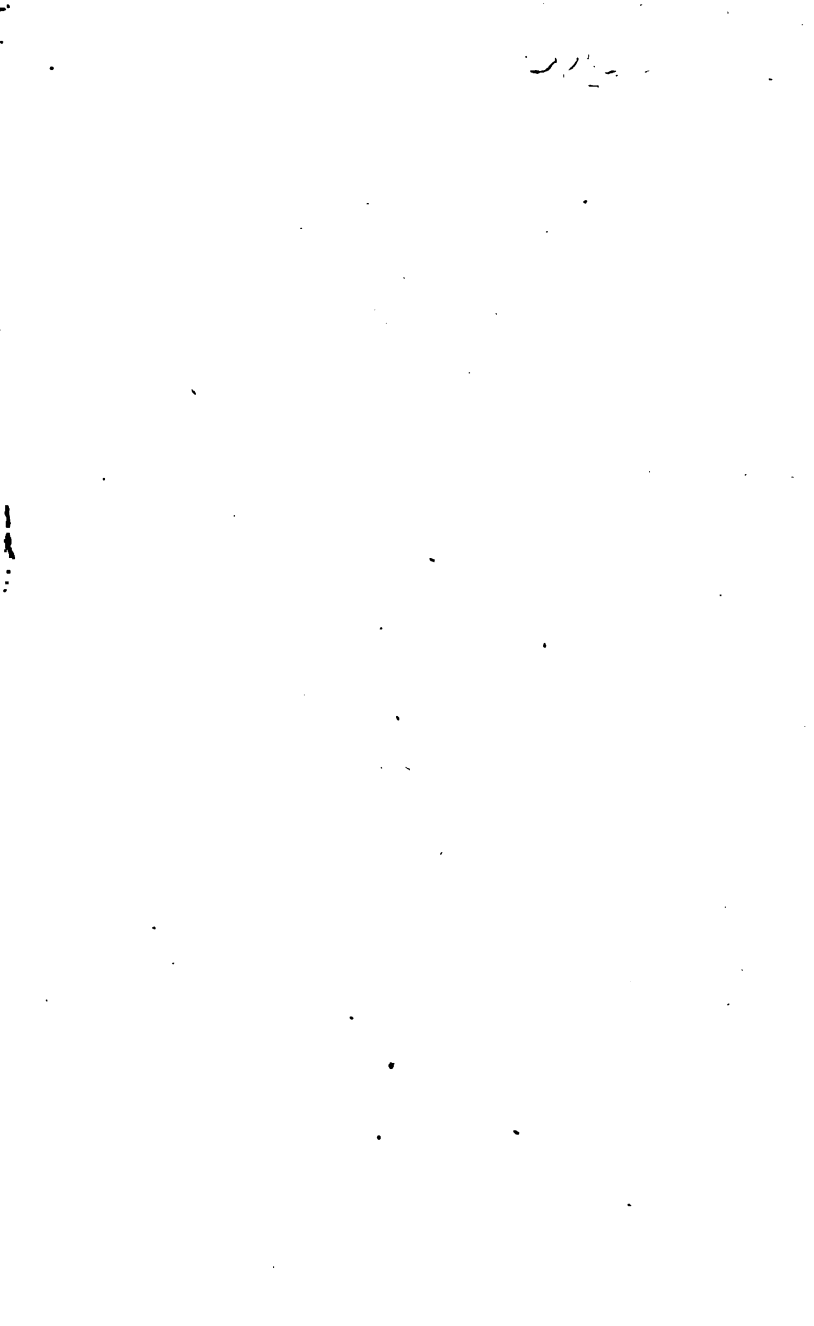


C 609  
2047









August Wilhelm von Schlegel's  
vermischte und kritische Schriften.

---

Herausgegeben

von

Eduard Böding.

---

Vierter Band.

Recensionen.

---

Leipzig,  
Weidmann'sche Buchhandlung.  
1846.

August Wilhelm von Schlegel's

# s ä m m t l i c h e   W e r k e .

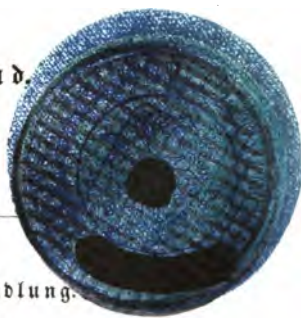
Herausgegeben

von

E d u a r d   B ö c k i n g .



Behnter Band.



Leipzig,  
Verlag von Weidmannsche Buchhandlung.







PT  
2503  
S3  
:846  
V. 10

## Inhaltsverzeichnis.

Recensionen aus den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, aus den Jahren 1789...1791.	Seite
Goethes Schriften. 8. Band. Leipzig, Göttingen 1789. (1789 St. 162.) . . . . .	3
Goethes Schriften. 6. und 7. Band. Leipzig 1790.	
1) Torquato Tasso u. s. w. (Nebst einem Zusatz über Tassos Lebensgeschichte, von 1827.) (1790. St. 93. Krit. Schr. I. S. 15...26.) . . . . .	4
2) Faust u. s. w. (1790. St. 154.) . . . . .	16
The Athenaid, a poem by the author of Leonidas (Glover). 3 voll. 1787. (1789. St. 1987.) . . . . .	18
Kretschmanns sämtliche Werke. Leipz. 1784...89. 5 Bände. (1790. St. 28.) . . . . .	21
(Schäz). Blumen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787. (1790. St. 47.) . . . . .	23
Langbeins Gedichte. Leipz. 1788. (1790. St. 60.) . . . . .	24
Richard Edwenherz, ein Gedicht. Berl. 1790.	
Alfonso, ein Gedicht. Göttingen 1790. (1790. St. 94.) . . . . .	26
Lewthys engl. Sprachlehre, übersetzt von Reichel. Leipz. 1790. (1790. St. 111.) . . . . .	28
Bielands Uebersetzung der horazischen Briefe. Leipzig 1790. (1790. St. 118.) . . . . .	29
Arnolds englisches Wörterbuch und engl. Grammatik. Jena 1790. (1790. St. 122.) . . . . .	—
C. Muzzani, Le caccie, poemetti. Padova 1790. (1790. St. 131.)	30
Thalia, herausgeg. von Schiller. Heft 1...7. Leipz. 1785...89. (1789. St. 162.) . . . . .	30
Thalia, herausgeg. von Schiller. Heft 8...11. Leipz. 1789. (1790. St. 165. 1791. St. 70.) . . . . .	33

	Seite
Lucian, übersezt von Wieland. Thl. 3...6. Leipz. 1789. (1790. St. 174.)	36
(Huber) Das heimliche Gericht. Ein Trauersp. Leipz. 1790. (1790. St. 174.)	39
Fr. Schulz, Leopoldine. 2 Theile. Leipz. 1791. (1791. St. 22. Vergl. unten die Recension aus der N. L. Z. 1797. Nr. 131. und den Krit. Schr. I. S. 282. ff.)	40
Fr. Schulz, Ueber Paris und die Pariser. Braunsch. 1791. (1791. St. 53.)	42
J. B. Götters Gedichte. 2. Band. Gotha 1788. (1791. St. 28.)	44
Essai sur la nature champêtre. Paris 1787. (1791. St. 41.)	46
N. B. Pfand, Friedrich von Oesterreich. Ein Schausp. Gotha 1791. (1791. St. 44.)	48
Charles Davy, Lettres — to a young gentleman upon subjects of literature etc. Bury St. Edmunds. 2 voll. 1788. (1791. St. 52.)	49
Niklas Bogt, Gustav Adolph, König in Schweden. 2 Theile. Hf. und Mainz. (1791. St. 65.)	51
(Thümmel) Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Th. 1. und 2. Leipz. 1791. (1791. St. 69. Vgl. unten die Recension aus dem Nth. Bd. II. S. 319. ff. und Krit. Schr. I. S. 309. ff.)	52
Transactions of the Royal Irish Academy. Dubl. and Lond. 1788. (1791. St. 103.)	54

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-  
Zeitung 1796.

Die Horen, eine Monatschrift, herausg. von Schiller. Xübing. 1795. 1...10. Stüd. (Nr. 4.)	59
Schauspiele von J. B. Götter. Leipz. 1795. (Nr. 13.)	91
Erzählungen von C. G. Bürde. Königsberg 1796. (Nr. 24.)	98
Les chevaliers du cygne, par Madame de Genlis. 3. T. Hamb. 1795. (Nr. 32.)	101
Ovids Kunst zu lieben, übersezt von Fr. C. von Strombeck. Götting. 1795. (Nr. 127.)	104
Ahdin, eine morgenländische Erzählung von L. L. Schwarz. Berl. 1796. (Nr. 207.)	—
Romeo und Julie, nach Shakespeare frei für deutsche Theater bearbeitet. Leipz. 1796. (Nr. 243.)	108
Der Bataver, ein Schausp. v. J. B. Steinmüller. Augsb. 1796.	
Terno secco, ein komisches Singspiel. Dels.	
Das Recht des Lehnsherrn, ein Singspiel. Dels.	
Rudolph von Weidungen, ein Ritterschauspiel. Breslau 1796.	
Wenda, Trauerspiel von G. F. Wurtwig. Berl. 1796. (Nr. 255.)	110

Auch Better Heinrich hat Launen, von G. L. B. Frankf. 1796. (Ebenbas.)	113
Albert und Elise. Leipz. 1796. (Nr. 258.)	114
Homers Werke von J. H. Voss. 4 Bde. Altona 1793. (Nr. 262...267. Charakt. und Krit. II. S. 97...197. Krit. Schr. I. S. 74...163.)	115
Zwei Reden am Geburtstage des Königs gehalten von F. Kam- bach. Berl. 1796. (Nr. 265.)	193
Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich 1795. (Nr. 275.)	194
Carolinen's Blumenkranz. Berl. 1796. (Ebenbas.)	197
Neue vaterländische Blumenlese für Deutschl. Musensöhne, von J. H. Eichholz. Halle 1796. (Ebenbas.)	198
Verbrechen aus Unschuld, von J. C. W. Palm. Magdeb. 1796.	
Fürstenglück, von dems. Magdeb. 1796. (Ebenbas.)	199
Analekten aus der Hinterlassenschaft des Rüstlers von Algenthal. 1. Bdn. Augsb. 1796. (Nr. 278.)	200
Petrarca, von F. Butenschön. 1. Bd. Leipz. 1796. (Nr. 280.)	201
Die Erklänge meiner Muse. Von G. Kapf. Bresl. u. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	206
Romantische Bijouterien. Weissenfels u. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	208
Der Onkel aus Amsterdam. Eine komische Oper. Riga u. Mitau 1796. (Ebenbas.)	209
Aschenbuch für Freunde des Gesanges. 2 Bdn. Stuttg. 1796. (Nr. 281.)	210
Abenteuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau. 2 Bde. 1796. (Ebenbas.)	211
Das Schloß des Grafen Roderich. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	213
Lottens Tagebuch. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	214
Der Substitut des Behemoth. 2 Theile. (Ebenbas. und 1797. Nr. 246.)	215
Der Spion. 2 Theile. Leipz. 1796. (Nr. 283.)	216
Ueber einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen, von J. C. Fröbmg. Bremen 1796. (Nr. 284.)	—
Der Rosenkranz, ein tragikom. Gedicht von L. W. B. Berlin. (Ebenbas.)	218
Aurora oder das Kind der Hölle. Schausp. von Julius Coden, Reichsgrafen. Chemnitz 1795. (Nr. 285.)	219
Der Richter, Schausp. Berl. u. Leipz. 1796. (Nr. 290.)	220
Oberst von Steinau, ein häußl. Lustsp. Basel 1795. (Ebenbas.)	221
Der Universalfreund, Lustsp. nach d. Engl. von G. F. Nebmann. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	222
Der Spiegel von Arkadien. Oper von G. Schikaneder. 1796. (Ebenbas.)	223
Wielands Oberon als Dekorations- u. Maschinenstück von G. Busch von Buschen. Riga 1794. (Ebenbas.)	224

	Seite
Die Regata zu Venedig, eine Oper von C. G. Bürde. Königsb. 1795. (Nr. 293.)	225
Kristen. 2 Theile. Leipz. 1796. 1797. (Nr. 299. und 1797. Nr. 7.)	227
Julius von Saffen, ein Trauersp. vom Verf. des Abälino. Zürich 1796. (Nr. 306. Vgl. 1798. Nr. 222.)	230
Salomon Gessner, von J. J. Hottinger. Zürich 1796. (Nr. 308. Charakt. u. Krit. II. S. 234...243. Krit. Schr. I. S. 331...337.)	232
Ehr. Aug. Liedgens Schriften. 1. Band. Göttingen 1796. (Nr. 309.)	247
Scenen aus Roms gold. Zeitalter, vom Verf. des Otto v. Schwar- zenburg. Rötten 1796. (Ebenbas.)	253
Der Melancholische, eine Gesch. in 3 Bdn., frei nach d. Engl. von J. F. Jünger. Berl. 1795. 1796. (Nr. 311.)	255
Chlorinde, von Grosse. Berl. 1796. (Ebenbas.)	256
Arkadien, ein Gemälde nach der Natur. Bayreuth 1796. (Ebenbas.)	259
Honorine von Uferche, eine Novelle von dem Abbé de la Tour. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	260
F. E. Albrechts Triumph der neuen Philosophie. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	262
Homer's Iliade, travestirt. 1. Bd. Weissenfels u. Leipz. 1796. Fürstbürger Pheosphorus. Aethiopel. (Nr. 312.)	—
Deutsche Schaubühne. Mannheim 1794.	
Unglück prüft Tugend, ein Schausp. von F. E. Schmidt. Epz. 1796.	
Vergehen und Größe, ein Schausp. von Burghardi. Stuttg. 1796.	
Alexina. Schausp. aus dem Engl. v. Cowmeadow. Berl. 1796.	
Saffar, König in Kambaja. Ein Trauerspiel. Leipz. 1795. (Ebenbas.)	266
Wilhelm Wallace, aus d. Engl. des Hrn. Sibbons, v. F. Bösch- mann. 2 Theile. Leipz. 1796.	
Trümmer der Vergangenheit, von Albrecht. Hamb. 1796.	
Scenen aus dem Ritterthume. Berl. 1796. (Ebenbas.)	268
Der Tempel der Freiheit, von E. W. F. 2 The. Basel 1796. (Ebenbas.)	270
Oeuvres de Chamfort. 4 T. Paris, l'an 3 de la Rép. (Nr. 328... 340. Krit. Schr. I. S. 338...364.)	272
Therese, oder die Tochter des Grafen von L*. 2 The. Magdeb. 1796. (Nr. 348.)	304
Ovid's Heilmittel der Liebe, von Fr. K. v. Strombeck. Braunschw. 1796. (Ebenbas.)	306
Neuer Altar der Grazien in Erzählungen von J. C. Siebe. 1. Bd. Berl. 1796. (Ebenbas.)	308
Schwesterliebe und Bekehrung, von Albrecht. 1. Theil. Leipz. 1796. (Ebenbas.)	309

	Seite
Die Spanier in Peru oder Kollas Tod, von Kogebue. Leipz. 1796.	
Die Verläumder, von dems. Ebendas. 1796. (Nr. 351.)	310
Dvids Lieder der Liebe, von J. G. R. Schlüter. Leipz. 1796.	
Deff. Ibiß, von dems. Ebendas. 1796. (Ebendas.)	312
Egonen und Schnacken, beobachtet auf einer Reise. Leipz. 1796. (Ebendas.)	314
Barthel Most oder Leben u. Abenteuer eines Pädagogen neuerer Zeit. Magdeb. 1796. (Ebendas.)	315
Kleine Anekdoten-Bibliothek. Hamb. 1796. (Nr. 377.)	316
Maria Theresia, Kantate von F. W. Gotter. Leipz. 1796. (Nr. 378.)	—
Die Brautshau, von G. F. W. Magdeb. 1796.	
Bilder der Vornwelt. Leipz. 1796.	
Die Affeburg. Braunsch. 1796. (Ebendas.)	318
Dvids zehnte Heroide, von Ch. F. Becker. Gdellß 1796. (Ebendas.)	319
Gamma, ein Trauerspiel. Glogau 1796. (Nr. 384.)	321
P. Metastasio, Lettere inedite. Nizza 1796. (Nr. 388.)	322
Der Verbannte, aus dem Engl. des Charl. Smith. 2 Theile. Hamb. 1795. (Nr. 394.)	324
Amaliens Feiersunden, von Marianne Ehrmann. 1. Bdchn. Hamb. 1796. (Nr. 401.)	325
Die Schwanenritter, von der Frau von Genliß. 4 Theile. Hamb. 1795. (Ebendas.)	326

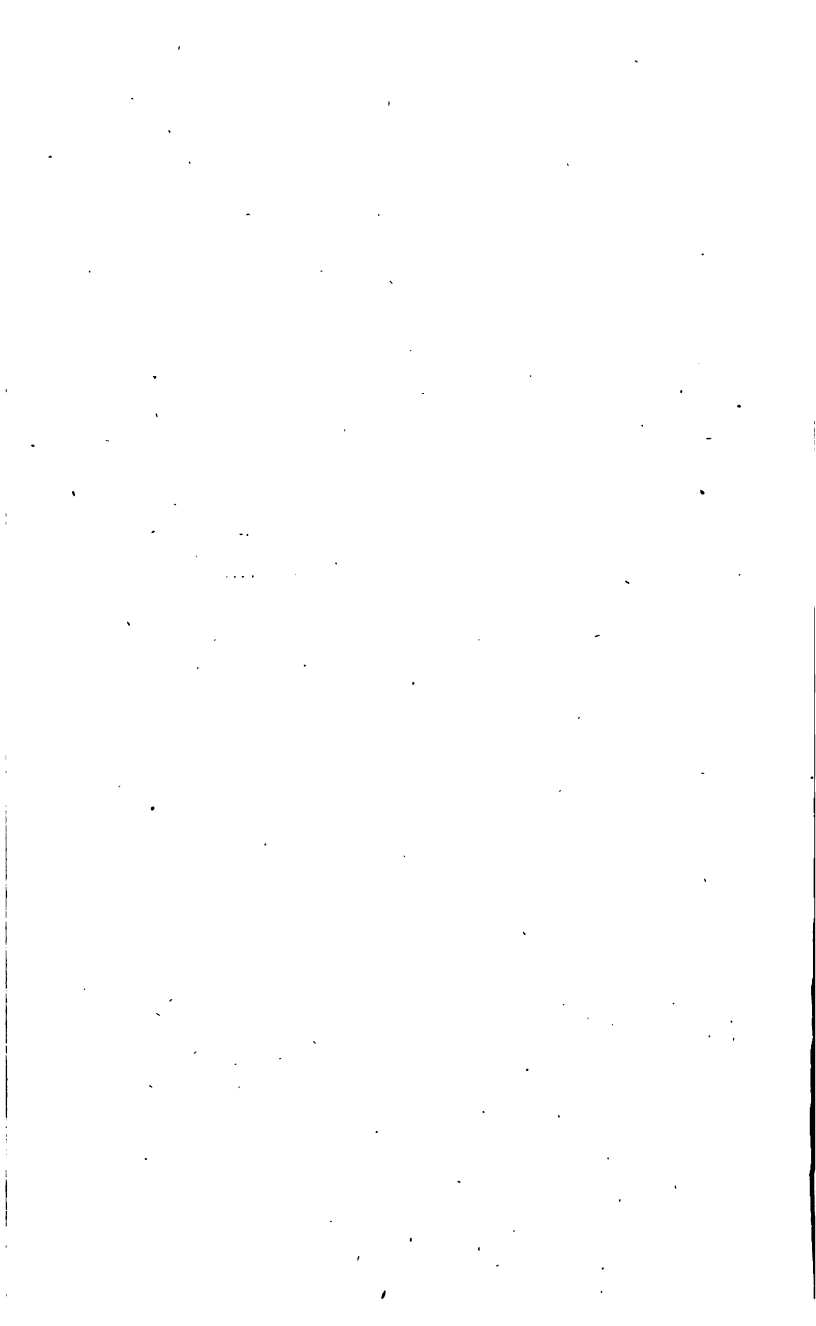
Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Literatur-  
Zeitung 1797.

Musen Almanach fürs Jahr 1796 und f. J. 1797., herausg. von J. H. Voss. Hamburg. (Nr. 1. 2. Vergl. Charakt. und Krit. II. S. 352. ff.)	331
Taschenbuch für Deutschlands Söhne und Töchter auf d. J. 1797. von J. B. Klein. Wien. (Nr. 7.)	351
Poetische Blumenlese (Götting. Musenalmanach) für 1796. 1797. Göttingen. (Nr. 13.)	353
Baron Vanini u. Rosemont. Berl. 1796. (Nr. 23.)	361
Chabanon, Meine Liebschaften. Leipz. 1797. (Nr. 42.)	—
[W. F. Wackenroder] Herzensergießungen eines Kunstliebenden Klosterbruders. Berl. 1797. (Nr. 46. Charakt. u. Krit. II. S. 205...215.)	363
Neue Sammlung von Gedichten, von Caroline Rudolphi. Leipz. 1796. (Nr. 46.)	371
Das verlassene Dörfchen, aus dem Engl. von C. G. Bürbe. Breslau 1796. (Ebendas.)	373
Natur und Kunst, aus dem Engl. der M. Jacobbald. Leipz. 1797. (Nr. 48.)	375

Terpsichore, von J. G. Herder. 3 The. Lübeck 1795. 1796. [Nebst einem Briefe Schlegels an Schütz.] (Nr. 53...55. Unter der Ueberschrift 'Jacob Balbe' theilweise in den Cha- rakt. u. Krit. II. S. 342...48., und mit dem Zusätze 'Ein Mönch und Dichter des 17. Jahrh.' in den Krit. Schr. I. S. 325...30.) . . . . .	376
Die Kettobrüder, ein Lustspiel von Pantolphi. Leipz. 1795. (Nr. 58.) . . . . .	413
Robert und Elise. Vom Verf. des Halls. 2 Theile. Leipz. 1796. (Nr. 64.) . . . . .	415
Der Freund der Schooßhündchen. Königsb. 1797. Frauenzimmeralmanach. Altona 1797.	
Tempel der Musen und Grazien. Mannheim 1797. (Ebendaf.)	419



**Recensionen aus den Göttingischen Anzeigen  
von gelehrten Sachen 1789—1791.**



### Goethes Schriften.

Achter Band. Leipzig, Göttingen 1789.

Dieser Band ist dem sechsten und siebenten vorangeschickt, um die Erwartung des Publikums, so lange die Erscheinung dieser beiden sich noch verzögert, zu beschäftigen. Er enthält, nebst zwei Sammlungen vermischter Gedichte, das schon bekannte neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel. In diesem ist das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern an vielen Stellen sehr glücklich bereichert; besonders ist die darin vorkommende Tragödie von der Esther weiter ausgeführt, und durch die stattlichen Alexandriner, worin sie jetzt gekleidet ist, noch um ein gutes Theil burlesker geworden. Der Satyr kündigt sich nicht sogleich als Satyr an, sondern lacht hinter einer großen tragischen Maske hervor. Was die vermischten Gedichte anbetrifft, so sind wir Goethen vielen Dank schuldig, dafür, daß er uns so viel Neues geschenkt hat, welches gewiß bei seiner Entstehung gar nicht fürs Publikum bestimmt war; daß er Manches so trefflich verändert hat; vielleicht auch dafür, daß er manche Nachlässigkeit in der Sprache und im Silbenmaße, so leicht er gekonnt hätte, nicht verändert hat. Denn wenn man einmal die Talente eines Schriftstellers schätzen, und be-

wundern gelernt hat, so gewinnt man die Individualität seines Charakters lieb, und freut sich, sie selbst dem Kleinsten, das von ihm kommt, aufgeprägt zu sehen. Diese Individualität aber erfordert durchaus alles Feuer, alle Liebe der ersten Ausführung; gar leicht geht bei dem spätern Ausbessern etwas davon verloren. Eben der Geist, welcher Goethes größern Werken die Unsterblichkeit zusichert, wird auch die Gedichte in Hans Sachsens Manier, die vielen kräftigen und einfältigen Lieder, die Epigramme im Geschmack der Anthologie, endlich auch jene ohne Reim und Silbenmaß hingeschütteten Stücke, die ~~echt~~ Skizzen, als vollendeten Gemälden ähnlich sind, und wo der Dichter gerade nur so viel vom Stoffe der Sprache nahm, als nöthig war, um seine Idee vernehmlich zu machen, vor dem Untergange bewahren. Der Band schließt sich mit einem Fragmente: Die Geheimnisse. In herrlichen Stenzen wird man in ein Labyrinth mystischer Bilder geführt, als ob man in die hohen gewölbten Gänge eines alten Klosters träte; nachdem man aber so weit gekommen ist, daß man ohne Divinationsgabe sich nicht wieder herausfinden kann, steht man sich plötzlich von seinem Führer verlassen, und bekommt beinahe Verdacht gegen ihn, daß er den Weg vielleicht selbst noch nicht weiter ausgefunden habe.

**Torquato Tasso,**  
ein Schauspiel.

(Goethes Schriften. 6r Bd. Leipz. Götschen 1790.)

\*) Der Gedanke, den Charakter eines wirklichen Dich-

---

\*) Die Idee, 1790.

ters zum Gegenstande einer dichterischen Darstellung zu machen, hat \*) etwas so Natürliches und auffallend Anlockendes, daß man sich wundern muß, ihn nicht häufiger benutzt zu finden. So wie ein Dichter am fähigsten ist, einen andern auszulegen, wie er oft einen dichterischen Zug mit lebendigem Gefühl auffaßt, der Andern nur verworrene Ahnungen erregt, so wird er auch tiefer ergründen, wie sich in einer Dichterseele die Triebe zart in einander weben; seiner belauschen, wie da die Regung sich allmählich zur That bildet: hiebei vorausgesetzt, daß der Dichter, dessen Charakter dargestellt werden soll, nicht ein gewöhnlicher Mensch im Leben sei; daß \*\*) der Schwung und die besondre Richtung seines Genius sich auch in Eigenthümlichkeiten der Denkart und Lebensweise äußere. Dieß war gewiß mit Torquato Tasso, den Goethe zur Hauptperson eines jetzt zum erstenmal gedruckten Schauspiels gemacht hat, in hohem Grade der Fall. Seine seltsamen und unglücklichen Schicksale wurden durch seinen Charakter veranlaßt, und eben die Eigenheiten seines Temperaments und seiner Organisation, die diesen bestimmen halfen, hingen auch mit seinem dichterischen Talent zusammen. Sein leicht aufflammender Enthusiasmus zeigte sich im Leben als höchst reizbare Empfindlichkeit; die stille keusche Würde seines Stils als schüchterne Bescheidenheit, mit Künstlerstolz gemischt; der hohe Ernst in dem Ton seiner Gedichte als Hang zur Einsamkeit und Betrachtung. Derjenige Zug seines Charakters, den man aus seinen Werken am wenigsten vermuthen sollte, ist das grilenhafte düstre Mißtrauen gegen die Menschen, das ihn ewig

---

\*) so etwas Nat. 1790.    \*\*) die individuelle Beschaffenheit seines Genies 1790.

quälte, und wie einen rastlosen Flüchtling durch das Leben hinjagte. Nicht nur die \*) Persönlichkeit des Tasso, wie man sie aus der Geschichte kennen lernt, hat Goethe treu und wahr in seinem Bildnisse zusammengefaßt, sondern auch feinere Schattierungen, die er nur durch tiefes Studium der Werke des Dichters wahrnehmen konnte, auszudrücken \*\*) gewußt. Selbst auf einzelne Stellen der Gedichte seines Helden hat er angespielt. So ist z. B. was Tasso vom goldenen Zeitalter sagt, größtentheils aus dem bezaubernd schönen Chor im ersten Akt des *Aminta* genommen. Manche Schönheiten dieser Art müssen freilich für Leser verloren gehen, die den Tasso nicht als Dichter kennen, wenn ihnen gleich immer die Feinheit und Sorgfalt in der Behandlung des ganzen Charakters sichtbar bleibt. Eine andre Klasse von Schönheiten, welche nur von Kennern der Lebensgeschichte des Tasso gefühlt werden können, machen die Benutzungen kleiner historischer Umstände aus, die den Leser auf den Schauplatz hinzubringen, und ihm das Ganze mit \*\*\*) anschaulicher Wahrheit vorbilden. Hierbei ist der Dichter weit mehr dem neuesten Biographen des Tasso, dem Abate Gerassi, als dem, aus welchem fast alle übrigen geschöpft haben, dem Giambattista Manso, gefolgt. Aus der Lebensbeschreibung des letzten schreiben sich viele romanhafte Erzählungen her, die zum Theil von jenem, der mit großem Fleiß gesammelt und geprüft zu haben scheint, verworfen werden. †) Gerassi leugnet das Liebesverständniß der Prinzessin Leonora mit dem Tasso, wovon so viel erzählt worden war; er behauptet, sie habe nie etwas Anderes für ihn empfunden als Freundschaft,

---

\*) ganze Individualität 1790. \*\*) gesucht 1790. \*\*\*) täuschender 1790. †) Statt der folgenden 2 Sätze hat 1790: In ei-



Bewunderung für sein Talent, und Wohlgefallen an seinem geistreichen Umgange. Unser Dichter hat zwar ihrer Neigung eine etwas andre Farbe geliehen; aber auch in seiner Darstellung gestattet sie den leidenschaftlichen Gefühlen ihres Günstlings nicht, die Schranken der Ehrerbietung zu überschreiten.

Der Plan des Stücks ist sehr einfach: gerade nur so viel Handlung, als erfordert wurde, um den Charakter des Tasso sich völlig entwickeln zu lassen. Ohne daß unerwartete Ereignisse oder mächtige Leidenschaften zu Hülfe gerufen würden, um den Knoten zu schürzen, fließt Alles aus dem Kontrast zwischen den Charaktern des Tasso und des Antonio Montecatino, welcher Secretär beim Herzog Alfonso war, leicht und natürlich her. Der Schluß ist nicht ganz befriedigend. Das schöne Gleichniß, worin Tasso sich und den Antonio schildert, kann die dauernde Disharmonie zwischen ihnen nicht auflösen, durch die der erste in so quälende \*) Lagen gerieth. Für die Bühne scheint der Verfasser das Stück überhaupt nicht bestimmt zu haben: ein Schauspiel, das sich mehr durch \*\*) sorgfältige Ausführung, durch Feinheit und \*\*\*) Zierlichkeit des Dialogs, durch Sittensprüche, die mit attischer Urbanität vorgetragen sind, als durch

---

nem wichtigen Punkte ist Goethe vom Cerassi abgewichen; aber sowohl das poetische Interesse, als auch historische Gründe berechtigten ihn dazu. Cerassi leugnet nämlich schlechthin die Leidenschaft des Tasso für die Prinzessin Cleonore von Este. Uns deucht, manche Stücke unter den Rime amoroze des italiänischen Dichters reden zu deutlich, um Zweifel an dieser Thatsache stattfinden zu lassen.

\*) Situationen 1790.

\*\*) Schönheiten des Details 1790.

\*\*\*) Eleganz 1790.

\*) überraschende Auftritte, durch Kühnheit und Kraft, auszeichnet, muß auch nothwendig auf den Leser stärker wirken, als auf den Zuschauer. Aber auch jener wird mehr bei der einschmeichelnden Unmuth einzelner Stellen verweilen, als in das Interesse des Ganzen hineingezogen werden. Keine der handelnden Personen ist so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem seinigen machen könnte. Lasso selbst erregt nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme; und die Prinzessin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran sollte nehmen können. \*)

### Z u s a m m e n f a s s u n g.

#### Ueber Lassos Lebensgeschichte.

1827.

Seit ich die obigen Bemerkungen schrieb, hat wiederholte Lesung der Iyrischen Gedichte Lassos mich überzeugt, daß der Abate Gerassi, wenn er auch mit Recht manche Erzählungen des Manso verwarf, gleichwohl im Verneinen dessen, was zuvor allgemein geglaubt worden war, viel zu

---

\*) frappante Scenen 1790. \*\*) 1790 folgt: „Lila, ein Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen, ist das andere in diesem Bande enthaltene, vorher noch ungedruckte, Stück. Es ist die Geschichte einer Wahnsinnigen, die dadurch zum Bewußtsein ihrer wahren Lage zurückgebracht wird, daß man ihren romanhaften Phantasien schmeichelt, und eine Feenwelt um sie her erschafft. Es ist eins von den Stücken, die für eine glänzende Aufführung bestimmt sind, und ihren größten Reiz erst durch Musik, Tanz, Dekoration und geschmackvolle Wahl der Kleidung erhalten.“

weit gegangen ist. Sein Werk, zum erstenmal gedruckt im J. 1785, ist einer Prinzessin aus dem Hause Este, der Erzherrzogin Maria Beatrice, zugeeignet und sichtlich dafür bestimmt. Bei einer Geschichte, worin mehrere Personen des Hauses Este auf eine ihrem Rufe nicht vortheilhafte Weise verflochten sind, muß dieser Umstand, wo nicht gegen die Redlichkeit, doch gegen die Freimüthigkeit des Biographen Bedenken erregen. Auch stellt er alles, was den Hof der Herzoge von Ferrara betrifft, die aus jenem erlauchten Hause abstammten, in das günstigste Licht. Den Abate mochte überdies sein Stand und sein Alter geneigt machen, alles Anstößige möglichst bei Seite zu schieben. Wenn man sein Buch liest, so sollte es scheinen, alle italiänischen Prinzessinnen und vornehmen Damen wären damals tugendhaft, die sämtlichen Fürsten milde, gerecht, großmüthig und Muster aller ritterlichen und fürstlichen Tugenden gewesen. An schriftlichen Zeugnissen hiefür konnte es ihm nicht fehlen: denn seit die letzten Funken der alten Freiheit Italiens erloschen waren, längst vor dem Zeitalter Tassos, gab es nie ein mehr mit Schmeichlern überschwemmtes Land. Aber die allgemeine Zeitgeschichte und so viele einzelne wohl beglaubigte Züge stellen uns ein ganz andres Bild auf. Sollten die Sitten des Hofes von Ferrara viel besser gewesen sein, als die der Mediceer? Der Umstand, daß Ariosto die einzelnen Gefänge seines rasenden Roland, denen überall lüsterne Schilderungen, zuweilen auch derbe Unanständigkeiten eingestreut sind, bei Hofe vor einem gemischten Kreise von Herren und Damen vorlesen durfte, beweist, daß unter dem Vorgänger Alfonsos der gesellschaftliche Ton in Ferrara nicht eben der sittsamste war. Der Abate Seraffi ist eifrig bemüht, den unbescholtenen Ruf der Prinzessin Leonora von

Leben zu retten, und ungehalten auf die Biographen Tassos wegen ihrer dreisten Behauptungen von seinem nicht ganz geheim gebliebenen Glück. Dieß läßt man billig dahin gestellt sein. Die Prinzessin war unvermählt, und schon auf der Reife ihrer Jugendjahre, als der liebenswürdige und leidenschaftliche Jüngling Torquato Tasso zuerst in Ferrara auftrat; sie ließ sich seine ätherischen, nicht bloß ihrem Geist, sondern ihren Reizen gewidmeten Huldigungen gefallen; auf ihre und ihrer älteren vermählten Schwester Lucrezia Empfehlung nahm ihn der Herzog in seine Dienste, und sie pflegte fortwährend mit ihm des vertrautesten Umgangs.

Tassos verliebte Jugendgedichte sind von einer frischen Lebensader durchströmt: es offenbart sich darin ein entzündliches Herz, eine bewegliche Einbildungskraft, bereit von jedem neuen reizenden Gegenstande zum Entzücken hingerissen zu werden; kühne Wünsche sind mit einer jugendlichen Zuversicht ausgesprochen, welche Verwöhnung durch gewährte Wünsche verräth. Auf Treue und entsagende Hingeebenheit mochte bei ihm schwerlich zu rechnen sein. In einem ziemlich leichtfertigen Liebe an die Dienerin einer vornehmen Dame sagt er:

*Al fin si volge ogni femmineo ingegno.*

Der Dichter, der die zartesten Regungen weiblicher Herzen in seinem befreiten Jerusalem so rührend zu enthüllen verstand, war auch Meister in Schilderungen ganz anderer Art: sein Pinsel hat sich dem schwelgerischen Rausch der Sinne nicht entzogen. Wenige kennen vielleicht sein Madrigal *Tirsi morir volea*; aber wer kennt nicht *Rinaldo* und *Armida*? Man weiß, daß er den Bedenklichkeiten seiner Freunde mehrere Strophen aufgeopfert hat, die in einem heroischen, ja

gewissermaßen heiligen Gedichte anstößig schienen; und doch ist noch genug stehen geblieben.

Der Abate Gerassi hat mit lobenswerthem Fleiße Originalbriefe und andre schriftliche Urkunden beigebracht, aber er hält sich dabei allzu sehr an den Buchstaben. Ich lese, durch die konventionellen Formen des Briefstils und den Zwang der Verhältnisse hindurch, oft etwas ganz Anderes in Tassos Briefen, als er daraus folgert. Wie hat man zum Beispiel den Boltergeist, über dessen Diebstähle und Quälereien Tasso in seiner Gefangenschaft Klage führt, im Ernst als einen Beweis seiner Berrücktheit anführen können? Es sind verdeckte Anklagen seiner Kerkermeister, die er nicht offen vorzubringen wagte, weil seine Briefe erbrochen werden konnten, und weil er ganz in ihrer Gewalt war.

Ueber die Ursachen des unversöhnlichen Hasses, welchen der Herzog auf einen Mann warf, der lange seine ausgezeichnete Gunst genoßen, seine Person und seinen Hof verherrlicht, ihm ein unsterbliches Werk zugeeignet hatte; über die Beleidigungen, welche er so grausam rächte, indem er den Tasso unter dem lügenhaften Vorwande des Wahnsinnes in ein Irrenhaus einsperrte, und ihn, taub für die nachdrücklichsten Verwendungen der Großen Italiens, taub für die Stimme der allgemeinen Bewunderung, welche den Namen des Unglücklichen, im Kerker Schmachttenden schon damals weit über die Alpen trug, mehr als sieben Jahre darin festhielt, bis sein Muth und seine Kraft gebrochen war, und nur noch ein Schatten des großen Torquato in der Welt umherirren konnte: über diese geheimen Ursachen sind mancherlei Vermuthungen vorgebracht worden. Die Sache wird sich wohl niemals mit vollkommener Gewißheit ausmitteln lassen, eben so wenig als warum Augustus den Ovidius nach

Lomi verbannt hat. Wenn ein tyrannischer Fürst eine Hof=Intrigue in ewige Vergessenheit begraben wissen will, so kann es seiner Willkühr auch nicht an Mitteln fehlen, die Beweise aus dem Wege zu räumen. Und als ein Tyrann hat sich Alfonso in seiner Behandlung des Tasso gezeigt; das Verfahren des Augustus gegen den römischen Dichter erscheint dagegen noch milde.

Der Abate Cerassi findet den einzigen Grund in den Beleidigungen, welche Tasso bei seiner letzten Rückkehr nach Ferrara, in einem Augenblicke leidenschaftlicher Aufwallung, gegen den Herzog und seinen Hof öffentlich ausstieß. Dieß heißt den Vorwand mit dem wahren Grunde verwechseln. Offenbar hatte Tasso sich die Ungnade des Herzogs schon vor seiner Flucht von Ferrara zugezogen; seine Rückkehr war ein verwagener Streich: vielleicht glaubte er, an seinem Ruhm, an der ehemaligen Gunst der Prinzessin ein sicheres Geleit zu besitzen. Man verweigerte ihm den Zutritt bei Hofe nicht, aber ein kalter, ja verächtlicher Empfang war darauf angelegt, sein stolzes Gemüth zu einem wilden Ausbruche zu reizen, und so gelang es, die Schuld seines Unglücks auf ihn zu wälzen. Der Herzog konnte ihn mit vollem Recht aus seinen Staaten verbannen, er konnte ihn vor Gericht stellen; jedoch that er keines von beiden. Tasso wurde als ein Verrückter eingesperrt, und in seiner Behandlung nichts versäumt, wodurch man Menschen wirklich verrückt machen kann: im vollen Besitze seiner hohen Geistesgaben hat er die Probe siegreich bestanden.

Andre haben die Ursache in Tassos Verhältnisse zu der Prinzessin Leonora gesucht. Dieß ist ganz unglaublich. Wie hätte der Herzog sich erst nach so langen Jahren an einem Verhältnisse gestoßen, das sich unter seinen Augen gebildet

hatte, und schon ziemlich aufgelöst war? Ein Sonett des Dichters bezieht sich auf die Klage der Prinzessin, sie werde nicht mehr von ihm besungen. Er redet darin von seinen *trilustri affanni*, seiner seit drei Lustren erlittenen Liebesqual. Dieß ist die Sprache eines dienenden Ritters. Die Zeitangabe ist nicht genau zu nehmen, denn fünfzehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft war Tasso schon im Gefängniß; aber das Sonett beweist wenigstens, daß die Prinzessin noch in später Zeit seine dichterischen Huldigungen lebhafter wünschte, als er sie zu leisten bereit war. Schon nach seiner Flucht ließ sie ihm sagen, daß sie nichts für ihn zu thun vermöge. Sie starb im fünf und vierzigsten Jahre ihres Lebens, im zweiten seiner Gefangenschaft.

Einiges Licht gewährt vielleicht folgendes Sonett, das ich im Original und in einer treuen Uebertragung hersehe.

Odi, Filli, che tuona! odi, che in gelo  
 Il vapor di là su converso piove!  
 Ma che curar dobbiam, che faccia Giove?  
 Godiam noi qui, s'egli è turbato in cielo.  
 Godiamo amando, e un dolce ardente zelo  
 Queste gioje notturne in noi rinnove;  
 Tema il volgo i suoi tuoni, e porti altrove  
 Fortuna o caso il suo fulmineo telo.  
 Ben folle ed a se stesso empio è colui  
 Che spera e teme; e in aspettando il male  
 Gli si fa incontro, e sua miseria affretta.  
 Pera il mondo e rovini; a me non cale,  
 Se non di quel, che più piace e diletta.  
 Che, se terra sarò, terra ancor fui.

Hör', Phyllis, wie es donnert! hör' von droben  
 Die Dünst', in Eis verwandelt, niederrinnen!  
 Was aber soll uns kümmern Zeus Beginnen?  
 Freu'n wir uns hier, mag er im Himmel toben!  
 Freu'n wir uns liebend! laß uns neue Proben

Der süßen Glat in niedriger Lust gewunden!  
 Sein Dornen kreuzte nur des Böses Sinnen,  
 Von Glück und Javal weit umher geirrt.  
 Beß ihm nicht und ich selbst ist zur Bedenke  
 Der heißt und fürchtet, und, dem er entgegen  
 Erwartend steht, sein Schicksal überleitet.  
 Die Welt geh' unter: mir ist nur gelegen  
 In dem, was nicht Genuß und Lust ertheilet;  
 Denn, mag ich Orte sein, ich war ja Orte.

Niemand wird wohl glauben, ein so gewaltiam leidenschaftliches Gedicht sei ohne eine Veranlassung aus der Wirklichkeit in die blasse Luft hinein geschrieben worden. Was war nun diese Veranlassung? Ich weiß keine andre natürliche und wahrscheinliche Deutung zu finden, als folgende. Lasso wußte die Ungnade des Herzogs, und sah einem nahen Ausbruche entgegen; er war Alfonso's Nebenbuhler, und zwar ein begünstigter Nebenbuhler; aber er ließ sich durch die Furcht vor der Rache des Mächtigen nicht abhalten, der Befriedigung seiner Leidenschaften nachzugehen. Wenn man meine Deutung gelten läßt, so kann man dem Sonett keinen andern Zeitpunkt anweisen, als vor der Flucht von Ferrara. Durch die tropige Gefühnung, welche sich darin offenbart, mochte Lasso bei mehreren Gelegenheiten allmählich die Last eines unverzöhnlichen Haßes von Seiten des Fürsten auf sich laden.

Bermuthlich lesen wir in seinen Werken nur eine Auswahl seiner viel zahlreicheren Jugendgedichte. Manche mochte er ausschließen, weil er in reiferen Jahren sie nicht ausgezeichnet genug fand: denn schwerlich konnte die Freigebigkeit der Muse mit den Ansprüchen so vieler Schönen auf dichterische Lobprüche gleichen Schritt halten; andre, weil sie den Schleier geheimer persönlicher Verhältnisse allzusehr lüfteten.



Sie sind ohne Zeitangabe auf uns gekommen, meistens auch ohne den Namen der Personen, an die sie gerichtet waren. Einzelne Vorfälle mit völliger Bestimmtheit der Umstände lassen sich daher selten ausmitteln. Aber von der Sinnesart, den Gemüthsstimmungen und Lagen des Dichters geben sie ein allgemeines Zeugniß, welches ein Biograph, der nicht bloß bei Neußerlichkeiten stehen bleiben will, nicht vernachlässigen darf. Einige der im Kerker geschriebenen kann man nicht ohne die tiefste Nührung lesen.

Diese Andeutungen haben keinen andern Zweck als zu zeigen, daß nach dem Abate Serassi sich noch eine neue, anziehende und tiefer eingehende Biographie Tassos schreiben ließe, die nicht gerade wie jene, ein schwerfälliger Quartband zu sein brauchte; ferner, daß durch unsern großen Dichter der für die dramatische Darstellung günstige Stoff dieser tragischen Lebensgeschichte noch keinesweges erschöpft ist. Wer sich an diese Aufgabe wagen wollte, müßte freilich die Vergünstigung eines freieren Wechsels von Ort und Zeit zu Hülfe nehmen, welchen das Beispiel der englischen und der spanischen Bühne auch auf der unsrigen einheimisch gemacht hat. Denn nur aus dem Gegensatz einer so glänzenden Jugend, wo die Muse, die Liebe und das Glück den edlen Jüngling auf ihren Fittigen gemeinschaftlich emporzutragen schienen, mit so herben nachherigen Leiden könnten die erschütterndsten Eindrücke bewirkt werden. Als Studium hierbei empfehle ich besonders die lyrischen Gedichte, dann auch die Rückkehr zu dem älteren Biographen Giambattista Manso, der ja doch den Tasso, wenn auch erst in seinen letzten Lebensjahren, persönlich gekannt hat. Bei allgemein bekannten Begebenheiten ist es mißlich für den dramatischen Dichter, auffallend von dem wahren Gange der Geschichte abzu-

weichen, z. B. eine selbst erfundene Katastrophe unterzuschieben, wie es Schiller in der Jungfrau von Orleans gethan. Allein über Laffos Leben waltet in vielen Stücken der Zweifel, es ist den meisten Zuschauern nicht genau bekannt: der romantische Tragiker kann sich dabei seiner künstlerischen Rechte unbedenklich bedienen.

---

**Goethes Faust, Jery und Bätely, Scherz, List und Rache.**

(Goethes Schriften. 7r Bd. Leipz. b. Göschen. 1790.)

‘Faust, ein Fragment.’ Der Sinn dieser dramatischen Dichtung liegt zu tief, ist zu umfassend, und, da das Stück nur Fragment ist, zugleich zu wenig entwickelt, als daß nicht zu befürchten wäre, ein großer Theil der Leser werde ihn übersehen, und sich nur bei Nebenwerken verweilen. Faust, wie Goethe die Volksage nach seinem Zwecke erhöht und erweitert hat, ist ein Mensch, für dessen Verstand die Wissenschaft, für dessen ungestümes Herz sittlich gemäßigter Genuß zu eng ist; dessen Empfindungen das Gepräge angeborener Hoheit und ächter Liebe zur Natur an sich tragen, und dessen Thun schwankend und zwecklos und verderblich ist; ein Mensch, der in dem einen Augenblick sich über die Gränzen der Sterblichkeit hinausdrängt, um Bündnisse mit höhern Geistern zu stiften, und in dem nächsten dem Teufel wilder Sinnlichkeit sich preisgiebt; edel genug, um von der fühllosen Spottsucht des Dämons, der ihm in der Befriedigung seiner Begierden dient, nicht angesteckt zu werden, und nicht stark genug, die Leidenschaften zu übermeistern, die ihm einen solchen Begleiter nothwendig machen. Gleich weit entfernt von behaglicher unthätiger Ruhe und von der Freude gelun-

gener Thätigkeit, hat Faust sein Leben in endlosem Forschen hingebracht. Endlich reißt er sich los, verwirft alle Wissenschaft als todttes Gerippe der Natur, und eilt, sie selbst lebendig zu umfassen. Kühne Begeisterung hebt ihn empor in die Geisterwelt. Ihm wird eine neue Jugend gegeben. Ein Mädchen, das in stütsamer Eingeschränktheit, in kindlicher Genügsamkeit für sich hinlebt, reizt ihn und wird der Raub seiner Leidenschaft. Er hat ihren häuslichen Frieden zerstört: das gute schwache Geschöpf vergeht in Liebe und Reue. Dieß Alles ist hinreißend dargestellt, und nach Goethes Art mit einer Art von Sorglosigkeit, und doch mit der treuesten Wahrheit hingeworfen. Allein weiter führt uns der Dichter nicht. Fausts Schicksal ist zwar in gewisser Rücksicht längst entschieden: der Weg, den er einmal betreten hat, führt unvermeidlich zum Verderben. Aber wird dieß sich bloß auf seinen äußern Zustand, oder auch auf den innern Menschen erstrecken? Wird er sich selbst treu bleiben, und auch bei seinem letzten Fall noch menschliches Mitleid verdienen, weil er mit großen Anlagen menschlich fiel? Oder wird der verworfene Geist, dem er sich übergeben hat, ihn dahin bringen, selbst Erfinder von Bosheit, selbst Teufel zu werden? — Diese Frage bleibt noch unaufgelöst.

Wie die Anlage dieses Schauspiels einzig ist (denn es läßt sich durchaus mit keinem von Göthes eignen, noch irgend eines andern dramatischen Dichters Produkten vergleichen), so ist auch die Behandlung. Es herrscht hier kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der sich der einzelne Gedanke fügen und umbilden muß. Nur das Eine Gesetz scheint sich der Dichter gemacht zu haben, dem freiesten Gange seines Geistes zu folgen. Daher die plötzlichen Uebergänge von populärer Einfalt zu philosophischem Tief-

sinn, von geheimnißvollen magischen Orakeln zu Sprüchen des gemeinen Menschenverstandes, vom Erhabenen zum Burlesken. Auch in der Versifikation findet man eben so mannichfaltigen Wechsel: bald Hans Sachsens Versart, bald gereimte Zeilen von allen Maßen und Längen; hier und da auch regellose lyrische Rhythmen. Diejenige Politur des Versbaues, die ein Werk des mechanischen Fleißes ist, vermißt man in vielen Stellen; Energie und Ausdruck nirgends. Es zeigt sich auch hier ein überlegener Geist, der manche Vorsicht vernachlässigen darf, und doch sein Ziel nicht verfehlt.

Außer dem Faust enthält dieser Band noch 'Zerz und Bätely', ein Singspiel; eine ländliche Alpenscene, die auf keine andern Vorzüge, als Einfachheit und Naivetät, Anspruch macht; und 'Scherz, List und Rache', gleichfalls ein Singspiel, dessen Inhalt ist, daß ein alter geiziger Doktor von einem Paar durchtriebenen Schelmen nach einem verabredeten Plane überlistet wird. Für eine Skapinade, die im Gange der Intrigue völlig den italienischen und französischen Poffen dieser Art gleicht, ist das Stück reich an ächtem Witz.

The Athenaid, a poem, by the author of Leonidas (Glover).

3 voll. 1787.

Die Zeiten, wo ein Dichter, durch Darstellung großer Begebenheiten der Vorzeit, der Aufbewahrer der Volksagen, der Lehrer und Liebling seiner Nation werden konnte, sind vielleicht für immer dahin. Ein Nationalheldenepic zu liefern scheint beinahe unmöglich. Das Wort Vaterland hat seine Zaubergewalt verloren; an die Stelle des Patriotismus ist ein allgemeineres, aber eben daher auch kälteres Interesse für die Menschheit getreten. Mit der Zerstörung der Volksreligionen ist zugleich die alte Sage zu Grunde gegangen. Wir sind unsern Vorfahren entfremdet, da hingegen den spätern Griechen das Andenken ihrer homerischen Helden in tausend Gegenständen entgegenkam. Aber unsere friedliche, ganz auf häusliche Thätigkeit gerichtete,

Erziehung scheint uns überhaupt für den Eindruck großer Thaten, bei denen kriegerischer Muth vorwaltet, weniger empfänglich gemacht zu haben. Es ist wahr, Glover hat zu seinem Gedichte einen Vorwurf gewählt, dessen Betrachtung selbst das roheste Gemüth kaum gleichgültig lassen kann: ein aufblühendes freigesinntes Volk, das mit dem Verlust seiner Freiheit bedrohet wird, aber, stark durch Eifer und Standhaftigkeit, den Trog eines übermächtigen Despoten züchtigt. Dem ungeachtet möchten wir, bei allem Verdienste der Ausführung, der Athenaide nicht die Aufhebung jenes Fluchs versprechen, der jetzt auf heroischen Gedichten ruht, und sie, vom Volke hinweg, zu dem grübelnden Kunstrichter verbannt.

Schon vor vielen Jahren hat unser Dichter sich durch seinen Leonidas bekannt gemacht. Das gegenwärtige, aus dreißig Büchern bestehende, Gedicht, welches jetzt nach seinem Tode auf die Veranstaltung seiner Tochter (Mrs. Galsay) erscheint, schließt sich in der Folge der Ereignisse so genau an den Leonidas an, daß es als eine Fortsetzung davon angesehen werden kann, wenn es gleich ein Ganzes für sich, und zwar ein mehr umfassendes, als jener, ausmacht. Es hebt an mit dem Einzuge der persischen Armee in Lokris, und endigt mit der Schlacht bei Platäa. Nicht einen einzelnen Helden soll die Athenaide verherrlichen, sondern ein ganzes Volk: die Athener, deren Standhaftigkeit, Freiheitsliebe und ächt-hellenische Gesinnung allein Griechenland rettete. Daher durften denn auch die beiden Hauptpersonen, Themistokles und Aristides, so neben einander gestellt werden, daß die Bewunderung unentschieden zwischen ihnen hin und her wandt; daher durften auch auf der Seite der Barbaren Mardonius, ehrgeizig und tapfer, wie Themistokles, Masius, weise und sittlich groß, wie Aristides, geschildert werden. Weder Themistokles, noch Aristides, treten je ganz von der Bühne der Handlung ab; aber jener spielt zu Anfange, dieser gegen das Ende, eine glänzendere Rolle. Indessen hat doch der Dichter der Geschichte Gewalt anthun müssen, um die Mitwirkung der Athenienser und des Aristides zu dem Siege bei Platäa, welcher der Befreiung von Griechenland das Siegel ausdrückt, wichtiger zu machen, als sie in der That gewesen ist. Uebrigens ist das Gedicht historisch; Herodot und Plutarch geben den Hauptstoff dazu her; die von jenen dargelegten Begebenheiten und Charaktere findet man, den poetischen

Schmutz abgerechnet, unverändert wieder. Aber es ist nicht bloß historisch; die Geschichte macht nur den Grundfaden des Gewebes aus. Diesem sind überall Fiktionen eingestrichen, welche das Innere der Motive und die allmähliche Entwicklung der Begebenheiten zeigen. Mit Unrecht würde man also der Athenaide den Titel einer eigentlichen Epopöe versagen, weil einige Kunsttrichter ohne Grund das Charakteristische dieser Gattung in die hier fehlende Dazwischkunft höherer Wesen gesetzt haben. Homer erfand diese Dazwischkunft ja nicht: er schöpfte sie aus der Sage; und in so fern möchte ein Unterschied zwischen dem epischen und historischen Gedichte gelten, als die Sage überhaupt am Wunderbaren reichhaltiger ist, als die Geschichte. Die Einwirkung von Wesen, an die Niemand glaubt oder geglaubt hat, besonders von allegorischen Geschöpfen, giebt nur gar zu leicht einem Heldengedichte etwas Frostiges. Indessen erzählt Herodot den persischen Krieg so homerisch mit allen dabei vorgefallenen Wundern, daß Glover diese immer hätte benutzen können, wenn er nicht lieber mehrere davon der Politik des Themistokles hätte zuschreiben, und auf diese Weise die Götter seinem Helden aufopfern wollen. Man findet in der Athenaide ein mannichfaltiges Detail von Episoden, die auf verschiedene Art mit der Haupthandlung zusammenhängen, und größtentheils Liebe, edel, zärtlich und oft pathetisch, aber durchaus nicht im griechischen, noch viel weniger im orientalischen, Kostume schildern. Man erkennt auch darin die Denkart eines neuern Europäers, daß der Einfluß der Weiber auf öffentliche Geschäfte wichtiger gemacht wird, als er damals sein konnte. So muß z. B. Alexander, der macedonische König, zu dem Freundschaftsdienste, den er den Griechen vor der Schlacht bei Platäa aus ganz andern Motiven leistete, hier durch ein Weib bewogen werden. Winke der Geschichte sind oft meisterhaft benutzt; man freut sich, manches, was man beim Historiker kaum beachtete, hier durch eine künstliche Stellung so stark hervortreten zu sehen. Da man überall so viel Studium der Alten bemerkt, so könnte man sich wundern, daß man die schöne Stelle des Aeschylus in den Persern von dem Uebergange des fliehenden Xerxes über den Strymon, der gefroren war, und aufthauete, als noch ein großer Theil des Heeres sich darauf befand, nicht benutzt findet. Doch bei näherer Betrachtung muß man es billigen, weil die Unfälle, die eine Herde mehr:

loser Barbaren betrafen, die Befreiung Griechenlands nichts mehr angienge.

In der Diction hat sich der Dichter Milton zum Muster gewählt, den er auch irgendwo seinen ältern Bruder nennt. Er erreicht ihn wohl nicht an Fülle und Hoheit, macht aber auch nicht so ermüdend schleppende Perioden, als jener, die nirgends fehlerhafter sind, als in der Poesie. In Gleichnissen ist er oft sehr sinnreich; oft wählt er dazu Umstände aus der griechischen Fabelwelt, die vorzüglich gefallen, weil es Blumen sind, aus demselben Boden entsprossen, auf welchem die Scene vorgeht. Unschicklich sind hingegen hier die aus den heiligen Büchern genommenen Gleichnisse. Wenn er den Themistokles und seine Gattin mit Jupiter und Juno auf dem Ida, und kurz darauf mit den ersten Eltern im Paradiese vergleicht, so kann man bei allem Ernste des Dichters den feinigsten kaum behalten. Die Darstellung nimmt im Ganzen zwar nicht den höchsten epischen Schwung, sie sinkt jedoch fast niemals zu tief herab; und hie und da stößt man auf jene großen Züge, welche hinreißen, und das Anrecht eines Genies an die erhabenste aller Dichtarten unwiderleglich beurfunden.

---

K. Fr. Kretschmann, sämtliche Werke. 5 Bde.

Leipz. 1784....89.

Die Erscheinung eines neuen Bandes von den Werken eines schon bekannten Schriftstellers giebt uns Gelegenheit, die Anzeige der vorhergehenden Bände nachzuholen. Der erste enthält das, was Herrn K. schon vor langer Zeit das Wohlwollen der Nation verdiente: die Bardengesänge: 'Rhingulphs Gesang, als Varus geschlagen war', seine 'Klage bei Hermanns Tode', und 'die Jägerin', vielleicht von allen das originellste, freieste, bardenmäßigste. Alle sind sprechende Gemälde aus den ältesten Heldenzeiten unsers Volks; werth, neben denen von Klopstock aufbewahrt zu werden. 'Kleist's Ehrengedächtniß' schließt sich nur im Gange der Gedanken und im Schwunge der Rhythmen, nicht aber im Wesen und Inhalt, an die Bardendlieder an. Voran steht eine gute Abhandlung über das Bardiet. Im zweiten Bande: 'Hymnen', in denen, wenn gleich

nicht mit immer gleicher Fülle, überall Funken von jener Begeisterung sprühen, welche die Bardengefänge beseelt; 'scherzhafte Lieder' und 'Sinngedichte'. Unter diesen sowohl, als jenen, sind Stücke von sehr ungleichem Gehalt. Betrachtungen über die Dichtkunst, besonders über die allzugroße Gleichgültigkeit gegen dieselbe, deren Beherzigung zwar sehr zu wünschen, aber schwerlich zu hoffen ist, sind als Vorrede vorangeschickt. Den dritten und vierten Band nehmen vier Lustspiele ein: 'die Familie Eichentron', 'die Belagerung', 'der alte böse General', 'die Hauskabale' nach Goldoni. Das erstere Stück ist vielleicht im Verhältniß gegen die nicht allzureichhaltige Intrigue zu sehr gedehnt. Uebrigens sind es schätzbare Beiträge für unsere Bühne, denen es hauptsächlich nur an dem fehlt, was immer noch unter unsern dramatischen Schriftstellern so selten ist: Conversationsston der höhern Stände. Im fünften Bande endlich findet man Gedichte und Aufsätze, die größtentheils nun erst gedruckt erscheinen, ob sie gleich schon vor längerer Zeit geschrieben waren. Die 'Gedichte' sind meistens lyrisch; wenige davon zeichnen sich als vollendete Ganze aus, aber fast alle durch Stellen voll genialischer Wärme. Der 'Briefwechsel zweier Damen' vom Jahr 1772 enthält eine lebhaft, in Handlung eingekleidete, Darstellung der damaligen Hungersnoth, und ist auch damals schon zu einem edlen Zwecke gedruckt worden. 'Zwei Todtengespräche'. 'Hochmuth und Stolz', eine Erzählung. Der Gegenstand ist nicht neu, aber er hat durch den drolligen Ton und das römische Kostum eine originelle Wendung erhalten. 'Launen und Einfälle'. Wir hätten Nr. 13. weggewünscht. Der Verf. leugnet darin die Möglichkeit ästhetischer Regeln schlechthin, betrachtet die Sache aus eben dem schiefen Gesichtspunkte, der schon hundert ähnliche Angriffe veranlaßt hat, und erneuert einen hundertmal gehobenen Mißverständnis. 'Apophthegmen. an einen jungen Porträtmaler'. In einem etwas unangenehmen Lehr- und Deklamier-Tone geschrieben. Und wie konnte der Verf. bei Feststellung des Ranges, der dem Porträtmaler unter den übrigen Klassen von Malern zusteht, den so entscheidenden Punkt übergehen, daß er immer nur Kopist, niemals aber Erfinder, selbstschaffender Künstler ist? 'Ueber Sterne und Chodowiedschy'. Beurtheilung der chodowiedschyschen Kupfer zum deutschen Tristram Shandy, und Ideen zu Abbildung anderer Situationen aus dem-



selben. Hogarth habe Sternes Laune in seinen Kupfern zum Schandz nicht getroffen. 'Geschwind, es sichs ändert'. Ein Aufsatß über die Veränderlichkeit der Mode. In diesem und überhaupt in dem prosaischen Stil des Verf. ist hie und da eine Begierde nach dem Seltsamen sichtbar, die sogar Sprachfehler veranlaßt. Z. B. ein Wort, wie 'verunengeln', wird gewiß durch keine Analogie der Sprache gerechtfertigt. Ueberhaupt dürften unsere Prosaissten auf das Lob der Eleganz, die nur bei Mäßigung im Ausdrucke stattfindet, wohl immer noch seltener, als auf andere Vorzüge des Stils, Anspruch zu machen haben..

(Schaz) Blumen auf den Altar der Grazien.

Leipz. 1787.

Eine Sammlung von Liedern und Epigrammen; von kleinen Stücken (Idyllen im alten Sinne des Wortes), die bald mehr in die eine, bald in die andere von diesen Gattungen hineinspielen; von Fabeln in Lessings Manier, die aber oft auch mehr sinnbildliche Gedanken und Einfälle sind, als eigentliche Fabeln; endlich von einigen kurzen Erzählungen und Episteln. Unter der Dedikation, die an ein Frauenzimmer gerichtet ist, nennt sich Herr Schaz in Gotha als Verfasser. In diesen Gattungen, wo die Poesie mit den bescheidensten Ansprüchen in einfältiger ungesuchter Anmuth erscheint, ist jetzt vielleicht am wenigsten Neuheit und Originalität möglich, vielleicht aber auch am wenigsten wesentliches Erforderniß. Blumen, sie mögen noch so bekannt und häufig sein; wenn sie nur frisch duften, und nicht schon welk, oder etwa gar mit ängstlicher Kunst nachgemacht sind, ergößen immer auf Augenblicke, und das ist alles, was man von ihnen verlangt. Man läßt sich auch gefallen, wenn der Dichter in einen sonst schönen Strauß einige geruchlose Blümchen mit eingebunden hat. Selbst dem unnachahmlichen Meister in diesem Fache, Götz, ist dieß nicht selten begegnet. Wenn Herr C. gleich diesen Dichter und andere vortreffliche Vorgänger, von deren Gedichten eine größere oder kleinere Anzahl in diese Klasse gehört, Gleim, Gerstenberg, Jacobi und Gotter, nicht erreicht, wenn seine Sammlung gleich nicht viel Hervorstechendes enthält, so hat sie doch

ihre Verdienste. Die Versifikation ist, bis auf einige Nachlässigkeiten in Ansehung des Reims und der Quantität (die hier eigentlich gar nicht gelten sollten) leicht und fließend; meistens ist die Diction korrekt und das rechte Maß derselben getroffen; durch allzustark aufgetragene Farben ist nirgends, wohl aber hie und da durch ein allzubleiches und mattes Kolorit, gefehlt. Auch mangelt es nicht an gelungenen Wendungen und gefälligem Scherz. Die Fabeln scheinen dem Verfasser am wenigsten zu glücken; in den meisten hinkt etwas entweder in der Erfindung oder in der Anwendung.

Wie viele von den Stücken Herrn S. nicht nur durch die Behandlung, sondern auch in Rücksicht auf die Idee, eigenthümlich zugehören, wagt Rec. nicht zu bestimmen. Im Ganzen scheint er sich französische Vorbilder gewählt zu haben. Warum — wenn einmal diese Dichtungsart noch behandelt werden soll, ungeachtet wir gegen andere wichtigere Fächer einen unverhältnißmäßigen Reichthum darin besitzen — warum wird doch die griechische Anthologie so wenig benutzt? Französische Grazien sind keine griechische, und diese möchten jene schwerlich für ihre Schwestern anerkennen.

#### A. F. C. Langbein, Gedichte. Leipz. 1788.

Der beträchtlichste Theil dieser Sammlung größtentheils schon bekannter und mit Beifall aufgenommener Gedichte enthält, laut der Ueberschrift, 'Balladen und Romanzen'. Ohne L.s Talent für die erzählende Poesie im mindesten herabsetzen zu wollen, kann Rec. nicht umhin, zu bemerken, daß ihm der größte Theil dieser Erzählungen eigentlich nicht unter die benannten Gattungen zu gehören scheint. Wäre die Theorie der Romanze schon hinlänglich ergründet, so würde es leichter sein, zu zeigen, warum ihnen jener Name freitig gemacht werden kann. Doch darüber ist man wohl einverstanden, daß die Romanze eine lyrische Erzählung im Volkstone sein soll. Es ließe sich noch hinzufügen 'von nationalem Inhalte', wenn eine solche Bestimmung ohne genaue Grörterung vor Mißverstände sicher wäre. L.s Erzählungen sind zwar lyrisch durch das Aeußere, das Silbenmaß nämlich, weniger aber durch den Gang und die innere Beschaffenheit der Darstellung, welches doch das Hauptfor-

berniß ist. Noch weit mehr fehlt ihnen der populäre Ton. So schwer es indeffen sein mag, die Laune desselben, und die rasche dramatische Manier der Erzählung wirklichen Volksliedern abzulauschen, so hat doch L. durch einzelne Stellen in diesen Stücken, z. B. in der 'Elise', gezeigt, daß er sich beides recht gut hätte eigen machen können, wenn er sein Studium dorthin gelenkt hätte. In mehreren Stücken ist auch der Stoff zu dieser Art von Behandlung sehr geschikt, z. B. in 'Eginhard und Emma', in 'Woldemar und Margarethe', im 'Vatermörder'. Das letztere scheint aus einer Volksfage genommen zu sein, und es möchte sich schwerlich eine Dichtung erfinden lassen, die den Abscheu gegen das unnatürlichste aller Verbrechen tiefer einprägen könnte. Schubart hat denselben Gegenstand behandelt, vielleicht mit etwas mehr Kraft, wofür aber L. durch einen mehr gereinigten Geschmack und Schonung bei Dingen, die der Einbildungskraft des Lesers nicht zu nahe gerückt werden dürfen, reichlich entschädigt. Der Stoff mancher andern Stücke ist nicht so gewählt, daß er die dichterische Handlung hätte unterstützen können. Wenigstens erfordert es großen Aufwand der Originalität, eine Bademeccumsgeschichte über den Kreis des Alltäglichen zu erheben; und doch ist dieß L. mit einigen in hohem Grade gelungen. Aber sollte bei Geschichten boccagischer Intriguen, wie 'die Wiege' und 'die Spannketten' sind, das freie jambische Silbenmaß, dessen sich Wieland und Andre bedient haben, der scherzenden Laune nicht weit freieres Spiel lassen, als das lyrische, vom Verfasser gewählte?

Lyrische Gedichte und Launen, Fabeln, Erzählungen und Sinngebichte füllen die andere Hälfte des Bandes aus. Unter allen diesen Klassen finden sich schätzbare Stücke. Man findet fast überall richtige und fließende Versifikation, jedoch weniger in den anapästischen Silbenmaßen, wo man sich zuweilen mühsam durch einen Vers hindurcharbeiten muß. Der scherzhafte Ton scheint der eigenthümlichere des Dichters zu sein. Er besitzt auch die munterge Leichtigkeit, durch die der Wiß erst gefällig wird, und die das komische Salz in manchen Fällen selbst ersetzen kann.

---

## Richard Löwenherz, ein Gedicht in 7 Büchern.

Berl. 1790.

## Alfonso, ein Gedicht in 8 Gesängen. Göttingen 1790.

Zwei poetische Produkte von so beträchtlichem Umfange, die zu gleicher Zeit erscheinen, und von der Hand desselben Verfassers herühren, der jetzt zum erstenmale auftritt, und mit einer Verleugnung und Bescheidenheit, die dem ächten Künstlerfinne so nahe verwandt ist, seine früheren Vorübungen dem Auge des Publikums entzogen zu haben scheint; zwei epische Gedichte, die zwar nicht in der Anlegung des Plans und Manier der Erzählung den völlig ausgebildeten Meister verrathen, aber durch sanfte und pathetische Empfindungen, durch beinahe üppige Jugendfülle in der Darstellung, anlocken, und in Sprache und Versbau einen sehr edeln männlichen Gang gehen, sind eine Erscheinung, die für unsere Litteratur theils wegen des gegenwärtigen Genies, theils wegen zukünftiger Hoffnung nicht gleichgültig sein kann. Nur zu gerecht ist der Vorwurf, den man der heutigen deutschen Poesie gemacht hat: sie sei arm in den großen Gattungen, wiederhole sie aber unaufhörlich in kleinlichen Werken, die durch ihre ephemerische Existenz nichts bewirken, als daß sie den Sinn für gewisse Gegenstände immer mehr abstumpfen helfen. Dieß hat denn auch gegen größere Unternehmungen in der epischen und dramatischen Poesie Gleichgültigkeit verursacht, und die Hoffnung immer weiter entfernt, andern Nationen einen verhältnißmäßigen Reichthum unserer Litteratur in diesen Fächern entgegenstellen zu können. — Der Verfasser des Richard Löwenherz und des Alfonso besitzt in der That in vorzüglichem Maße einige von den Anlagen, die dazu erfordert werden, um mit Glück auf einer Bahn zu gehen, wo man Wielanden zum Vorgänger hat. Es ist augenscheinlich, daß er durch anhaltendes Studium der Werke dieses Dichters, vorzüglich seines Oberon, viel gewonnen hat. Nur möchte man wünschen, er hätte dieses Gedicht bei der Ausarbeitung der seinigen weniger lebhaft im Gedächtnisse gehabt; man wird durch einzelne Stellen zuweilen an bestimmte Stellen des Oberon erinnert. Richard Löwenherz ist früher geschrieben; man merkt dieß auch daran, daß es in Versifikation und Sprache schwächer ist, als Al-

fonso. Indessen bleiben ihm auch von dieser Seite noch sehr beträchtliche Verdienste übrig. Der Plan ist auf die bekannten und schon in verschiedenen Formen behandelten Abenteuer jenes edeln Königs gebaut, der in den Zeiten der Provenzalen als Held, als Liederfänger und endlich als Pilgrim und Gefangener sich allgemeine Liebe und Bewunderung erwarb. Diese Epoche des Mittelalters bietet vielleicht einen nicht minder schönen Stoff zu Ritterromanen dar, als die frühern, wo Karls des Großen, und noch weiter zurück König Arthurs Ritter glänzten. Freilich verschwindet hier schon die Feerei mit ihrem ganzen fabelhaften Gefolge; allein das Zeitalter ist noch voll von wunderbarem Heroismus; abenteuerliche Kühnheit mit zärtlichem Hange zu den Freuden des Gesangs, mit enthusiastischem Schwunge der Freundschaft und Liebe vereinigt; bilden ein höchst originelles, aber für die poetische Behandlung vortheilhaftes Gemisch in den Sitten der damaligen Menschen. Nicht immer hat freilich unser Dichter diese Vorthelle zu benutzen gewußt: er schiebt häufig den handelnden Personen unsere gegenwärtige Art zu denken und zu empfinden unter; doch findet man hie und da treffende Züge und ächte alte Ritterreden. Am meisten ist der Geist jener schwärmerischen Liebe verfehlt, die im Zeitalter der Provenzalen am stärksten auffällt; nur durch eine flüchtige Uebersicht von Notre-dame Vies des poëtes Provençaux kann man sich hievon überzeugen. Eine Unvollkommenheit in dem Plane, die aber bei dem einmal gewählten Stoffe wohl kaum zu vermeiden war, ist die, daß der Hauptheld fast ganz unthätig erscheint. Man erfährt nur aus fremden Berichten, was er vorher und während des Verlaufs der Geschichte gethan hat. Das Lied, welches Blondel vor Richards Kerker singt, scheint nicht sehr gut gewählt. Rec. erinnert sich, daß Wieland in einem der ältern Jahrgänge des Merkur dem Troubadour ein weit schöneres, aus dem Französischen nachgeahmtes, in den Mund legt. — Alfonso ist eine ganz von dem Verf. erfundene Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren Scene auf ein Paar auch erdichtete Inseln im atlantischen Ocean verlegt ist. Die Fehler des Plans umständlich zu rügen, würde unbillig sein, da der Verf. in einer Nachrede sich selbst so aufrichtig darüber erklärt. Die Charakter-schilderungen bleiben größtentheils bei Allgemeinheiten stehen, und dringen nicht tief genug in das individuelle Wesen der Personen

ein. Die Handlungen sind oft nicht hinlänglich motiviert. Das Ganze würde mehr Ton und Haltung haben, wenn die wahren Sitten eines bestimmten Volkes und Zeitalters abgebildet worden wären. Das hier entworfene Bild sieht gewiß keinem Volke der Erde ähnlich. Das Gedicht ist in Stanzas, gleich denen des Oberon, geschrieben, von denen die meisten in wechselnden, schön gerundeten Perioden ohne Anstoß dahinfließen. Am vortheilhaftesten zeigt sich das Talent des Dichters, wo er malt. Außer einigen sehr gelungenen größern Scenen bewundert man mannichfaltigen Reichtum an Landschaftsstücken aller Art, an Bildern des Morgens, des Abends und der Nacht, bei denen man über dem frischen Glanz und der lieblichen Verschmelzung der Farben vergißt, wie abgenutzt die Gegenstände schon sind.

---

Lowth's Englische Sprachlehre, übers. und mit Anmerkungen begleitet von Chr. Heinr. Reichel. Lpz. 1790.

Dies allgemein geschätzte Buch von dem berühmten Lowth, das vorzüglich in der Absicht geschrieben ist, Ungelehrten die grammatische Erlernung der englischen Sprache leicht zu machen, aber auch interessante Blicke in die allgemeine Grammatik enthält, ist schon von Hrn. Albrecht bearbeitet und einem weitläufigen Lehrgebäude zum Grunde gelegt worden. Jetzt erhalten wir sie in einer meistens gut geschriebenen und fleißigen Uebersetzung. S. 3 findet sich ein Versehen von Bedeutung. Es heißt da, das englische *v* laute wie ein scharfes *f*. Im Englischen steht: *a coarser f*, ein größeres *f*; hier also: ein stumpferes, weniger scharfes. Eben der Fehler ist S. 4 beim *z* begangen. Der Uebersetzer hat Noten hinzugefügt, die sich zum Theil auf Vergleichen der deutschen Sprache mit der englischen beziehen, und aus Adelungs Sprachlehre genommen sind. Hinten sind verschiedene Materien in einem Anhang noch besonders erläutert.

---

Wielands Uebersetzung der horazischen Briefe. 1790.

In der Weidmannischen Buchhandlung ist in diesem Jahr der erste Theil von Wielands Uebersetzung der horazischen Briefe, die im Jahr 1782 erschien, verbessert wieder aufgelegt worden. Mehrerer Bequemlichkeit halber ist der lateinische Text diesmal mit abgedruckt, so daß er immer unter dem deutschen steht. Durch nicht unbeträchtliche Verbesserungen hat die Uebersetzung theils an Rundung, theils auch hier und da an Richtigkeit und Genauigkeit noch gewonnen. Weniger Veränderungen oder Zusätze findet man in den Einleitungen und Noten. S. 83. ist 'verstohlene Farbenpracht' (furtivi colores) ungewöhnlicher Weise für gestohlen gesetzt, wenn es nicht ein Druckfehler ist.

---

Arnolds engl. Wörterbuch. 4te Auflage. 1790.

Arnolds engl. Grammatik. 7te Auflage. 1790.

Bei Frommanns Erben ist in diesem Jahre die vierte Auflage von Arnolds englischem Wörterbuch, und die siebente von Arnolds englischer Grammatik veranstaltet worden. Der Anhang zu der letzten ist mit einigen Todtengesprächen von Littleton vermehrt. Zu dem Wörterbuche hat Hr. Rogler, der die Herausgabe beider Bücher besorgt, einen deutsch-englischen Theil hingefügt, der auch besonders abgedruckt ist. Er hat darin das Nothwendigste in der Kürze zusammenzufassen gesucht, viele, oft unnütze, Redensarten weggelassen, die abgeleiteten Wörter nur kurz bei den Stammwörtern mit anmerkt u. s. w. Ein Punkt, wo sowohl die Grammatik, als das Wörterbuch noch am meisten dem Tadel ausgesetzt sein möchte, ist die Bezeichnung englischer Töne durch deutsche Buchstaben. Die einzelnen Versehen sind weniger beträchtlich; aber es ist durchaus unmöglich, mit unserm Alphabet die mannichfaltigen Mischungen und Schattierungen der englischen Vokale, und auch einige Konsonanten, die uns ganz fehlen (th, j, ing, wh) auszudrücken. Möchte man doch Sheridans Methode der Bezeichnung unter uns benutzen!

---

## Cristof. Muzzani, Le Caccie, poemetti. Padova 1790.

Unter allen Arten von Lehrgedichten, die nicht große, den Menschen unmittelbar interessirende Wahrheiten vortragen, ist vielleicht keine vorzüglicher, als die, welche sich mit ländlichen Gegenständen beschäftigt und uns auf ländliche Scenen hinführt, die uns immer noch im Bilde reizen, wenn wir schon mit der sinnlichen Natur zu wenig vertraut sind, als daß uns jeder getroffene und nicht getroffene Zug des Gemäldes auffallen sollte. Das gegenwärtige Gedicht gehört zu dieser Klasse. Der Titel desselben ist eigentlich zu allgemein: es handelt, den letzten Gesang ausgenommen, der die Hasenjagd schildert, nur vom Vogelfang. Das Ganze ist voll lokaler Beziehungen, besonders auf Vicenza und Pisa. Die Schilderungen fließen leicht hin in den Versi sciolti, die ganz für diese Gattung von Poesie gemacht zu sein scheinen; vielleicht hie und da mit überströmender Fülle, aber überall mit der heitern Ruhe ausgemalt, die das Landleben einflößt. Zuweilen ist der Ton höher gestimmt, als es für den Gegenstand paßlich ist, und dieß erhöht die Lebhaftigkeit durch eine leichte Mischung von Scherz. Episodische Bilder, Gedanken und Erzählungen, auf die sich bei dieser Art von Werken, welche die Erwartung nicht sehr spannen, die Phantasie des Lesers willig leiten läßt, sind mit glücklicher Laune herbeigeführt. Nur kann man bei aller Nachgiebigkeit gegen diese Laune nicht begreifen, wie der Verfasser seinen sechsten Gesang mit einem Stück flacher Metaphysik anfangen konnte; um nachher — von der Hasenjagd zu reden.

---

*Thalia*, herausgeg. von Schiller. Erstes bis siebentes Heft. Leipzig. Göschen 1785....89.

Die verspätete Anzeige dieser periodischen Schrift gewährt uns den Vortheil, von verschiedenen Stücken mehrere Fortsetzungen mit Einem Blick übersehen zu können. Bei den frühern, schon bekannten, Heften wird eine kurze Anzeige hinreichend sein. Von der anfänglichen Idee, dieses Journal vorzüglich dem Theater zu widmen, die auch den Namen desselben veranlaßt hatte, ist schon im zweiten



Hefte abgegangen: nur das erste enthält noch Theaternachrichten; indeffen hat es dadurch an Interesse nicht verloren. Im ersten Hefte bemerken wir außer dem Anfange von Don Carlos, den wir, so wie die Fortsetzung in den folgenden Blättern, hier übergehen, vorzüglich: 'Eine Vorlesung über die Frage: was kann eine gute, stehende Schaubühne eigentlich wirken?' voll von nicht neuen, aber mit Nachdruck und Würde gesagten, Wahrheiten über den moralischen Werth eines guten Theaters. 'Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache', aus einer Schrift von Diderot übersezt. Im zweiten Hefte drei Gedichte: 'an die Freude', 'Freigeisterei der Leidenschaft' und 'Resignation', die alle drei bei einem ganz entgegengesetzten Charakter die kühne Hand desselben Verfassers verrathen, und nur durch kleine Inkorrektheiten und Dunkelheiten an ihrer Schönheit hie und da etwas verlieren. Selbst bei denen, die die schaudervolle Grhabenheit in den beiden leztern Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leise Stimme gegen manche Stelle sprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er so etwas im Drange der Leidenschaft, sagte, aber wohl, daß er es bei ruhiger Ueberlegung drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkürlich oft schadet und zerstört, sollte den Mann von Genie um so behutsamer machen, es nie willkürlich zu thun. 'Ueber moderne Größe', eine Parallele der moralischen Größe unsers Zeitalters mit der der Alten. 'Verbrecher aus Infamie', eine wahre Geschichte, sehr merkwürdig, und vortrefflich dargestellt. Im dritten Hefte: 'Philosophischer Briefwechsel' zwischen Julius und Raphael, fortgesetzt im siebenten Hefte. Raphael hat seinen Freund Julius aus der jugendlichen Unschuld des Glaubens gerissen, den Geist der Untersuchung in ihm rege gemacht, und ein System gestürzt, welches dieser mit warmer Phantasie und noch wärmerm Herzen erbaut hatte. Raphael tröstet ihn über seinen Verlust durch Betrachtungen über den Zweck der Vernunft und die Gränzen ihrer Forderungen. Tieffinnige Gedanken sind oft mit überraschender Neuheit und Wärme vorgetragen. Im vierten Hefte: 'Der Geisteslehrer'; in allen folgenden Heften fortgesetzt. Ueber den philosophischen und psychologischen Zweck dieser Erzählung läßt sich nicht vollständig urtheilen, weil die Entwicklung noch fehlt. Eine so fannreich ausgesonnene Geschichte, mit bescheidener Anmuth des

Stils geschmückt, bedürfte auch jenes Zweckes nicht, um anziehend genug sein. Von dem Dialog des Baron F. mit dem Prinzen, worin dieser sein freigeisternes System entwickelt, gilt eben das, was wir von den philosophischen Briefen gesagt haben. Nur erlaubt dem Verfasser sein Tieffinn nicht, seine Gedanken bis zur völligen Deutlichkeit hervorzuarbeiten. Die Erscheinung der Griechin scheint wieder auf Geistererscheinungen hinzulenken, und die Erwartung ist aufs höchste gespannt. Im fünften Hefte: Vielversprechende Scenen aus einem Schauspiel, 'das heimliche Gericht', im sechsten fortgesetzt. Nur, denkt uns, ist zuweilen die Sprache zu sehr aus unserm Jahrzehend entlehnt, um nicht zwischen den Sitten der alten Ritter und ihren Reden einen merklichen Kontrast zu verursachen. Besonders ist dieses auffallend bei der Scene, wo Heinrich in das heimliche Gericht eingeweiht wird; noch mehr, wenn man sich zugleich an die große Simplicität der Scene des heimlichen Gerichts in Götz von Berlichingen erinnert. Im sechsten und siebenten Hefte: eine metrische Uebersetzung der Iphigenia in Aulis des Euripides. Im Ganzen edel und treu, obgleich nicht mit jener ängstlichen Treue, die sich an die Worte fesselt. Man gesteht bei einer Arbeit dieser Art dem Uebersetzer auch gern die Freiheit zu, wenn eine Stelle dunkel oder zweideutig ist, den bequemsten Sinn zu wählen. Der Versuch, die griechischen Chöre in freien abwechselnden Rhythmen, aber mit Reimen, zu übersetzen, ist meistens sehr gut gelungen. Nur wünschen wir, wenn einmal gereimt sein soll, die häufigen Provincialreime, wie z. B. 'gepriesen, verfliesen', 'entbrannte, Lande', daraus weg. 'Ueber die Freiheit eines Dichters bei der Wahl seines Stoffes'. Vortrefflich gedachte und mit Ruhe und Mäßigung ausgeführte Betrachtungen, ob sie gleich sichtlich auf einen heftigen Ausfall, der auf Hrn. Schillers Gedicht 'die Götter Griechenlands' geschehen war, abzielen. Es würde uns zu weit führen, dem Verfasser in seinen einzelnen Gedanken nachzugehen.

---

Thalia, herausgegeben von Schiller. 8...ltes Heft.

Ep. 1789...90.

Das achte Heft enthält 1) 'die Phönicierinnen des Euripides', in reimlosen Jamben übersetzt, bis zum zweiten Chorgesange. Die Uebersetzung ist fließend, und treu genug, ohne den Worten des Textes mit der Genauigkeit zu folgen, welche unvermeidlich Steifigkeit hervorbringt. Manches Beiwort ist weggelassen, manche Wendung gemildert worden, die für uns zu viel tragischen Pomp gehabt hätte. Bei der Stelle, wo der Dialog im Original Zeile um Zeile wechselt, und in Fragen und Antworten eine epigrammatische Schnelligkeit herrscht, wäre mehr Kürze nöthig gewesen, um den Charakter des Originals zu erreichen. Indessen wird diese Eigenthümlichkeit der griechischen Tragödie, ob Goethe sie gleich in die Iphigenia, und selbst in den Tasso, aufgenommen hat, uns wohl immer fremd bleiben. 2) 'Des Grafen Lamorel von Egmont Leben und Tod, von Schiller.' Lehrreich wird es jedem Leser sein, mit diesem Aufsatze die zusammengedrängte Charakterzeichnung Egmonts in der Geschichte des Abfalls der Niederlande zu vergleichen; in der Schilderung das Leben des Mannes, und in diesem die Schilderung wieder zu erkennen. Einen Theil der hier erzählten Begebenheiten bis auf die Gefangennehmung Egmonts findet man auch dort schon; aber hier werden seine Thaten in Rücksicht auf ihn selbst betrachtet, wie sie sein letztes trauriges Schicksal über ihm zusammengezogen; dort nur, in so fern sie in die große Reihe von Ursachen und Folgen eingreifen, deren Resultat die Freiheit der Niederlande war. 3) 'Der Abschied.' Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geistersehers, ganz außer aller Verbindung mit den Geschichten des ersten Bandes. Allein mit dieser Macht der Darstellung darf es der Schriftsteller schon wagen, für noch unbekannte Personen ohne weitere Vorbereitung die Theilnahme des Lesers aufzufordern.

Neuntes Heft. 1) 'Scenen aus dem heimlichen Gericht', die wir hier übergehen, da das ganze Stück schon besonders abgedruckt ist. 2) 'Anekdote aus Wien.' Ein merkwürdiges Beispiel von weiblicher Großmuth: eine Frau von Stande unterzieht sich, um ihren treulosen Gemahl von der Hinrichtung zu retten, freiwillig zehnjähriger Zuchthausstrafe, findet durch die Menschenfreundlichkeit des

Zuchthausaufseher's Linderung ihres Schicksals, und erlangt endlich, da ihre Unschuld offenbar wird, völlige Rettung ihrer Ehre. 3) *Scenen aus einem Trauerspiel: 'Mathilde von Dießbach, von F. W. Biegler'*. Nicht sehr bedeutend; doch fehlt's mehr an Charakterzeichnung als an Situationen. 4) *'Die Kunst und das Zeitalter'*. Ein Aufsatz über den Vorzug der alten Kunst vor der neuern, besonders in Ansehung des Idealschönen, und über die Ursachen dieses Vorzuges; ein Gegenstand, der freilich schon oft, nur selten mit so viel Empfänglichkeit für ästhetische Eindrücke bei so viel philosophischem Scharfsinn, abgehandelt worden ist. Die Umstände, aus denen der Verfasser das Phänomen der griechischen Kunst erklärt, sind bekannt; allein die Art, wie er sie daraus erklärt, macht das Verdienst des Aufsatzes aus. Besondere Beherzigung verdienen die Bemerkungen über die Unbefangenheit des ersten Genusses, die durch kältere Ueberlegung und ausgedehntere Einsicht gestört wird; über den Schaden, den es stiftet, wenn Wissenschaft der Kunst zuvoreilt, und Theorie die Begeisterung leiten soll. 5) *'Juliane' ein Lustspiel. Erster Aufzug.* Ein viel versprechender Anfang, den Gewandtheit des Dialogs, Sitten, wie sie den gesellschaftlichen Ton der feinern Welt charakterisieren, und geschickte Exposition der Handlung vorthellhaft auszeichnen.

*Sehtes Heft. Viftes Heft.* Die meisten Aufsätze in diesen beiden Heften sind einer ernstern Muse gewidmet, als der, wovon die Schrift den Namen trägt, und historischen Inhalts. In das Gebiet der dramatischen und der schönen Litteratur überhaupt gehören nur folgende Stücke: *Scenen aus der 'Sacontala', oder dem unglücklichen Ring, einem indischen, 2000 Jahre alten Drama; aus dem Indischen ins Englische und aus diesem ins Deutsche übertragen.* Es wäre zu wünschen, man wüßte, wie genau der erste Uebersetzer sich an das Original gehalten hat; indessen beweist der durchaus fremde, nicht europäische Ton des Ganzen, daß er nichts hineingelegt hat, wenn auch vielleicht Vieles unter seinen Händen verloren gegangen ist. Die *Scenen* sind voll süßen kindlichen Geschwäzes, voll unschuldiger, naiver Koketterie; es herrscht eine feine Sensibilität darin, welche die zartesten Blüten des Genusses mit schonender Hand zu pflücken weiß. — *'Ueber die Humanität des Künstlers'.* Ein mit hinreißender Fülle geschriebener Aufsatz von Hrn. Forster, in dessen Ansichten vom Niederrhein u. s. w. er jetzt schon wieder abgedruckt

steht. — 'Der versöhnte Menschenfeind.' Einige Scenen aus einem Drama, welches nicht vollendet werden soll, weil der Verfasser für die Ausführung dieses Charaktergemäldes eine andere Form günstiger hielt. Sie enthalten einige gute Gedanken, in einer glänzenden Sprache gesagt, aber die Behandlung ist undramatisch. Unter den historischen Aufsätzen sind die wichtigsten: 'Die Sendung Moses' im zehnten, 'Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Zeitfaden der mosaischen Urkunde', und 'die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon' im elften Hefte. Die Ideen in den beiden ersten Abhandlungen sind nicht neu, aber hier mit Würde in einem einfachen Stil vorge-  
tragen. Bei dem Aufsatze über die Sendung Moses ist auch die Hauptquelle angegeben, woraus der Verfasser vorzüglich geschöpft hat, 'eine Abhandlung über die ältesten hebräischen Mysterien vom Bruder Decius.' Moses war in den ägyptischen Mysterien eingeweiht, und machte das, was dort die Ägypten erfuhren, zum Inhalte der Volksreligion, die er lehrte. Hierbei bleibt noch immer der Zweifel übrig: da Moses die eine der beiden großen Lehren, die ihm in den ägyptischen Mysterien offenbart waren, die von der Einheit Gottes, den Hebräern so sehr einschärfte, warum verschwieg er die andre, nämlich die von der Unsterblichkeit der Seele, oder gab höchstens nur dunkle Winke davon? War etwa diese Lehre für ein so rohes und tiefgesunkenes Volk zu schwer zu begreifen? Die Geschichte der Religionen lehrt, daß die Menschen sich weit leichter wenigstens zu verworrenen Begriffen von einem Leben nach dem Tode, als zum Monotheismus erheben. Und überdies beweisen auch die häufigen Abfälle zur Abgötterei, die Moses selbst erlebte, daß er den Hebräern die Lehre von der Einheit Gottes früher gegeben hatte, als sie sie tragen konnten. Der zweite Aufsatz enthält interessante Spekulationen über die ersten Entwicklungen der menschlichen Natur und die ersten Fortschritte des geselligen Lebens, angeknüpft an die ersten Kapitel der Genesis. Bei der Darstellung der lykurgischen Gesetzgebung ist noch Alles in dem Gesichtspunkte gelassen, in den sie gewöhnlich, dem Plutarch zufolge, der, ohne Rücksicht auf den Geist der Zeiten den Lykurg zum stoischen Philosophen macht, gestellt wird. Eine kritische Untersuchung der Sagen vom Lykurg und der Lobeserhebungen der spartanischen Sitten, die sich meistentheils aus Zeiten herschreiben, wo diese Sitten nicht mehr

existierten, würde sich wohl auf eine Erforschung der Ursachen einschränken, wodurch die Lacedämonier auf einer Stufe der Barbarei, worauf ganz Griechenland, nur mit einigen Modifikationen, die von der Verschiedenheit der Stämme und Gegenden herrührten, einmal gestanden hat, mehrere Jahrhunderte länger festgehalten wurde. — Die übrigen historischen Aufsätze sind: 'Die enthüllte Bastille', eine Erzählung von der Einnahme derselben, aus dem Französischen. 'Verschwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig'; 'Auflösung des Geheimnisses der eisernen Maske', aus den Mémoires des Herzogs von Richelieu. 'Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken'.

Lucians Werke, übers. v. Wieland. 3...6. Theil. Lpz. 1789.

Mit den gegenwärtigen drei Bänden ist nun diese verdienstliche litterarische Unternehmung, die W. unter die angenehmsten und mühsamsten seines Lebens rechnet, und der er drei Jahre hindurch den größten Theil seiner Zeit gewidmet, zu Ende gebracht. Wir verweisen auf die Anzeige der ersten Bände (Götting. Anz. 1788. S. 1257), wo die mannichfaltigen Vorzüge, die diese Arbeit vor unzählig vielen aus derselben Klasse charakterisieren, angegeben worden sind, und fügen hier nur hinzu, daß sowohl die Uebersetzung, als die Erklärungen und Einleitungen sich völlig in ihrem Werthe behaupten, und daß man nirgends auf einem so langen Wege eine Spur von erkaltetem Eifer des Uebersetzers, oder erkalteter Liebe zu seinem Schriftsteller, wahrnimmt. Mißdeutungen einzelner Stellen wird man auch bei genauer Vergleichung des Originals nur wenige finden, und überall wohl keine solche, die das Vergnügen des deutschen Lesers stören könnten; ein historisches oder mythologisches Versehen stieß Rec. in einer Note Th. IV. S. 452 auf. Es wird daselbst wahrscheinlich gefunden, die Fabel vom trojanischen Pferde habe zu des Malers Polygnotus Zeiten noch nicht existiert. — Wie? diese Fabel, die schon beim Homer (Od. IV. 272) sich findet?

Unter den Schriften, die Lucians Namen tragen, sind nur viere (außer dem Othysus, einer allgemein für unächt anerkannten, abgeschmackten Nachahmung eines lucianischen Stücks) unübersetzt geblieben, und zwar, weil sie unübersetzlich waren: die Liebesgötter, weil sie unsere Sitten zu sehr widersprechen; Lxiphanes, der

Solöcist und das Gericht der Vokale, weil sie nur Kennern des Griechischen verständlich und unterhaltend sein können, indem sie bloß griechische Sprache, Grammatik, Orthographie u. s. w. betreffen. Uebrigens sind auch die Schriften von zweideutiger und bestrittener Aechtheit in diese Bände aufgenommen; und, in so fern sie an sich selbst Werth haben, konnten sie auch am schicklichsten hier einen Platz finden, da man doch einmal gewohnt ist, sie bei Lucians Werken zu suchen. Die Ordnung der Bücher ist auch in diesen Bänden von der in der reizischen und andern Ausgaben des Lucian abweichend; aber, wie es scheint, eben so willkürlich bestimmt. Eine allgemeine Uebersicht am Ende wäre zu wünschen gewesen, da man jetzt, um irgend einen kleinen Aufsatz zu finden, in allen sechs Theilen nachsehen muß. Der vierte Theil enthält 'Toxaris', 'Wie man die Geschichte schreiben müsse', 'Die wahre Geschichte,' 'Lucius oder der magische Esel', nebst einem Aufsatz über den wahren Verfasser des Buchs. W. findet es nämlich unglaublich, daß Lucian den Lucius von Patra bestohlen und dessen Roman abgekürzt haben sollte, ohne seiner im mindesten zu erwähnen. Diese Meinung beruhe auch nur auf dem Zeugnisse des Photius; wahrscheinlich habe Lucius gar nicht existiert, sondern seine vermeintliche Existenz bloß dem Lucian zu danken; die vom Photius angeführten Metamorphosen möchten etwa von einem späteren Schriftsteller herrühren, der sich einer vom Lucian erdichteten Person bemächtigt habe, um seinem Herenmärchen Kredit zu verschaffen. W. unterstützt diese Behauptungen durch verschiedene nicht unwichtige Gründe, allein auf die Metamorphosen des Apuleius, eines Zeitgenossen Lucians, die doch wirklich aus einem solchen längern Roman, wie der des Lucius gewesen sein soll, geschöpft zu sein scheinen, nimmt er dabei keine Rücksicht. 'Von der Tanzkunst', ein Buch, das der Uebersetzer seinem innern Werthe nach mit Recht sehr herabwürdigt, wenn es gleich für den Alterthumsforscher manche schätzbare Notizen enthält. Es möchte wohl mehr Grund vorhanden sein, diese Schrift dem Lucian abzusprechen, als manche andre; wenigstens ist die trodene Nomenclatur mythologischer Sujets für den mimischen Tänzer höchst unlucianisch. 'Gippias', 'Lobrede auf die Fliege.'

Fünfter Theil: 'Hermotimus', 'das traurige Loos der Gelehrten, die sich an vornehme und reiche Familien vermietthen', 'Schutz-

rede für die vorhergehende Schrift, 'Der Eunuch', 'Von der Trauer um die Verstorbenen', 'Von den Opfern', 'Schutzrede für einen im Grüssen begangenen Fehler', 'Von der Astrologie'. Mit Recht fragt W. bei dieser Schrift, die so stark gegen Lucians Charakter als Schriftsteller und Mensch absteht, 'Ist Saul auch unter den Propheten?' Hingegen behauptet er, das bald darauf folgende Buch 'von der syrischen Göttin' sei dem Lucian ganz ohne Grund abgesprochen worden. Sollte nicht, was von dem einen dieser Bücher gilt, auch von dem andern zugestanden werden müssen? Wenn in dem letzten seine Persiflage unter der gläubigen Einfalt versteckt liegen soll, so kann man sie auch in dem von der Astrologie zu finden glauben. Lucian hätte aber alsdann den ärgsten Fehler begangen, in den ein satirischer Schriftsteller verfallen kann, nämlich seine Leser in Zweifel zu lassen, ob er ein Spötter oder ein Einfaltspinsel sei. Sonderbar ist immer, wie diese beiden Schriften, die von demselben Verfasser herzurühren scheinen, unter den Namen eines Mannes kamen, dem sie auch wegen des ionischen Dialekts und der Affektation des herodotischen Stils, die Lucian in dem Aufsatze über die Geschichtschreibung so lächerlich macht, nur mit der größten Unwahrscheinlichkeit zugeschrieben werden konnten. 'Der Eisevogel', 'Harmonides', 'der gallische Hercules', 'Verzeichniß von Personen, die bis zu einem hohen Alter gelebt haben', 'Lob des Vaterlandes', 'Ein kleiner Wortwechsel mit Hesiodus'. W. hält dieß Stück mit Franklin nur für ein Fragment.

Sechster Theil: 'Die Rednerschule', 'Der ungelehrte Büchernarr', 'Gegen die Verleumdung', 'Lobrede auf den Demosthenes', 'Der doppelt Angeklagte', eine der launigsten Schriften Lucians, deren Uebersetzung auch mit ganz eigener Liebe gemacht zu sein scheint. 'Prometheus', 'Nero', 'Der Tyrannenmörder', 'Der enterbte Sohn', 'Der erste und zweite Phalaris', 'Lobrede auf einen schönen Saal', 'Charidemus', 'Philopatris', 'Tragopodagra', 'Sinngedichte'. Die letzten beiden sind metrisch übersetzt. Das kleine Schauspiel fällt auch in der Verdeutschung noch drollig genug aus, wenn gleich ein Theil des Wises, die Nachäffung des tragischen Pomps, der in unserer Sprache nicht so, wie in der griechischen, stattfindet, deutschen Lesern nur halb fühlbar ist.



(Huber) Das heimliche Gericht. Ein Trauerspiel. Quaesi-  
vit lucem ingemuitque reperta. Epz. 1790.

Aus jeder dramatisch dargestellten Handlung fließt natürlicher Weise Belehrung, so wie überhaupt alle Poesie der Philosophie verschwistert ist. Wenn aber Lehre, und zwar nicht ein einzelner Satz, sondern eine Reihe von Sätzen, der Zweck des Dichters ist, so kann das Schauspiel ein lehrendes heißen; eine Gattung, in der wir schon verschiedene Werke besitzen, und die unserm Zeitalter, da das Interesse für Dichtungen, als bloße Dichtungen, immer kälter wird, vorzüglich angemessen scheint. Gegenwärtiges Trauerspiel betrifft einen Gegenstand, über den gerade jetzt so viel hin und wieder gestritten wird, geheime Gesellschaften. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß der Zweck eines Ordens, er möge noch so edel und ehrwürdig klingen, selbstsüchtige Leidenschaften der Einzelnen nicht verhindern könne, darunter ihr Spiel zu treiben; daß gewöhnliche Menschen in denselben Absichten dienen müssen, die sie nicht übersehen; daß starke und zu großer Wirksamkeit bestimmte Seelen weit besser thun, frei und allein ihre Bahn zu gehen. Das Institut der Femgerichte im vierzehnten Jahrhundert ist der Name, an den der Dichter seine Erfindungen geknüpft hat, weil sie doch, wenigstens dem Aeußern nach, Lokalität haben mußten. Denn freilich widersprechen die dargestellten Dinge ganz dem Geist des gewählten Zeitalters, und das eigentliche Kostüm oder das Kostüm der Denk- und Handlungsart, wenn man sich so ausdrücken darf, ist gar nicht beobachtet. Man sieht leicht, daß der Dichter dieß freiwillig aufgeschöpft hat, um seine Idee mit größerer Freiheit zu entwickeln. Allein er gieng noch weiter, als es zu diesem Endzwecke nöthig war. Er verwischte alle Züge von Individualität in der Art, wie seine Menschen reden, so daß der Leser nie vergeßen kann, der Dichter sei es, der da spricht; und wenn etwas sicherlich nicht dadurch zum Dialog wird, daß vor gewissen Absätzen verschiedene Personen stehen, so darf man hier auch keine dramatische Illusion erwarten. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da die Intrigue sehr gut geknüpft ist, nicht bloß die Neugier durch zu erwartende Ereignisse beschäftigt, sondern auch einen Reichthum mannichfaltiger Situationen darbietet. Ein muthvoller, thätiger, im Guten unerschütterlicher Mensch wird in den

Orden hereingelockt. Es entsteht bald darauf eine Kollision zwischen der Ordenspflicht, die ihm verborgene Missethaten zu verfolgen befehlt, und menschlicher Schonung. Sein Freund nämlich hat sich durch Leidenschaft für ein Weib in ein Verbrechen verstricken lassen; bekennt es ihm, und giebt die gegründetste Hoffnung, durch ein Leben voll besserer Thaten die Schuld zu büßen. Die mildere Pflicht siegt: er wendet Alles an, seinen Freund zu retten. Da dieß nicht anders möglich ist, giebt er sein eignes Leben zum Opfer: allein jenen erreicht dennoch der Arm der strafenden Gerechtigkeit. Mehr rühren würde diese Geschichte, wenn nicht überall das Bestreben sichtbar wäre, die Hauptpersonen als erhabne Menschen zu schildern: diese Charaktergröße sitzt ihnen nicht natürlich, gleichsam wie ein Staatskleid, das nach der Vorstellung wieder abgelegt wird. Die Schilderung des einzigen weiblichen Charakters, welcher vorkommt, ist durchaus verfehlt und ohne Wahrheit. — Einer von den Vorzügen des Stücks ist der korrekte und blühende Ausdruck, in dem sich Stärke und Feinheit oft glücklich vereinigen. Hier und da erkennt man darin ein bestimmtes Vorbild.

---

Friedr. Schulz, Leopoldine, ein Seitenstück zum Moriz.  
2 Theile. Lpz. 1791. \*)

Unsere Romanenlitteratur ist immer noch so arm, und die gemeine Vorstellungsart, welche die Idee von Roman und frivoler Unterhaltung unzertrennlich mit einander verknüpft, noch so selten durch bessere Dinge widerlegt, die unter dem Namen und Form eines Romans ins Publikum gebracht wären, daß ein Schriftsteller von Talent, der sich dieser Gattung mit Aufmerksamkeit widmet, doppelte Aufmerksamkeit verdient. Schulzens Weise, eine Erzählung zu behandeln, ist aus dem Moriz und andern kleinern Stücken, seine durchgängig korrekte, leichte und gefällige Schreibart aus mehreren andern Schriften bekannt. Man erkennt den Verfasser des

---

\*) Vgl. unten die Rec. aus der A. E. Z. 1797. Nr. 131. und den Krit. Schr. I. S. 282. ff.

Moriz in der Leopoldine wieder, doch nicht so, als ob Sch. eine Manier angenommen hätte, in dem übeln oder zweideutigen Sinne, den das Wort bei den Malern hat; jedes der beiden Bücher unterscheidet sich durch viel Eigenthümliches, und wir wollen durch eine Parallele zwischen ihnen weder des einen, noch des andern Verdienste zu schmälern suchen. Die vollkommenste Einheit — eine Sache, wovon ganz erträgliche Romanenschrreiber nicht einmal einen Begriff haben. — ist im Plan der Leopoldine beobachtet. Die Heldin wird als Kind von Räubern gefangen und in eine unterirdische Höhle gebracht. Ein ebenfalls von den Räubern entführter Knabe wird ihr Gespieler; es bildet sich zwischen ihnen bald eine unzertrennliche Freundschaft, die, von der Sonderbarkeit der äußern Umstände begünstigt, so tiefe Eindrücke auf beider Herz und Phantasie macht, daß, sobald beide heranwachsen, Leidenschaft sich von selbst daraus entwickeln muß. Ein Zufall errettet sie aus der Räuberhöhle. Leopoldine fällt in die Hände eines Mannes von Stande, der durch Erfahrung dem weiblichen Geschlechte mißtrauen gelernt, und die Grille gefaßt hat, sich selbst eine Gattin, entfernt von allem weiblichen Umgange, zu erziehen. Ungeachtet aller Kunst, die er aufwendet, um ihre Anhänglichkeit an den Knaben zu zerstören, und Neigung für sich zu erregen, siegt endlich die Leidenschaft doch, und er sieht sich genöthigt, seinen Entwurf aufzugeben. — Zu einem Reichthum kleiner Ereignisse, die größtentheils sehr lebhaft, anschaulich und mit einem beinahe homerisirenden Detail erzählt sind, ist dieser einfache Stoff ohne alle Dazwischenkunft von Episoden verarbeitet. Doch hat bei aller angewandten Erfindungskraft hier und da Einförmigkeit, also Armuth in dem anscheinenden Reichthum, nicht vermieden werden können. Auch beim Romanendichter vermehrt in vielen Fällen, wie bei so vielen andern Klassen von Schriftstellern, das, was er hätte sagen können, und nicht sagt, die Anmuth und das Gewicht des wirklich Gesagten. Es würde unbillig sein, Hrn. Sch. daraus einen Vorwurf zu machen, daß das Buch mehr Handlung und Leidenschaft, als Charakterdarstellung, enthält: er verläßt seine Hauptpersonen in einem Alter, wo gewöhnlich sowohl Charakter, als Physiognomie des Menschen, bei weitem noch nicht zur vollendetsten Bestimmtheit hervorgearbeitet sind. Indessen sind an Leopoldinens Freunde die Wirkungen des frühen und langen

Aufenthaltes unter Räubern vortrefflich durchgeführt, und von der unbändigen Wildheit des Knaben stufenweise bis zu kühner Raschheit des Jünglings veredelt; bei Leopoldinen selbst hingegen verliert sich das Individuelle mehr in den allgemeinen Zügen der Weiblichkeit. Meisterhaft ist gezeigt, wie die Abhängigkeit und die Verhältnisse ihres Geschlechts von der ersten Jugend an jede Anlage zur Schlaueigkeit und Verstellung hervorlocken mußten. Ueberall ist das Buch voll von einem psychologischen Scharfſinn, der auch über die unbeträchtlichsten Kinderſcenen Interesse verbreitet. Ob Herr Schulz nicht vielleicht noch mehr für das Vergnügen der Leser gesorgt haben würde, wenn er ihnen mehr zu thun überlaſſen, und ſeine psychologischen Abſichten bei jedem Theil weniger deutlich dargelegt hätte, das iſt eine Frage, die mit der oben gemachten Bemerkung über das Alles-sagen zuſammenhängt. Gewiß iſt es, daß viele der Beobachtungen für Leser, denen eine ſolche Umſtändlichkeit etwa zu Hülfe kommen ſollte, doch zu fein ſind.

---

Fr. Schulz, Ueber Paris und die Pariſer. Braunſchw. 1791.

Nachrichten dieſer Art haben das größte Verdienſt, wenn der Verfaſſer nicht aus andern Beſchreibungen ſchildert, ſondern mit eignen Augen ſieht, und ſich das Bemerkte durch die eigenthümliche Art der Anſicht zu eigen macht, wenn er lebhaft dargeſtellt, gut zuſammenordnet, berichtigt und ergänzt. S. darf auf dieſe Vorzüge in höhern Grade Anſpruch machen, als er es thut, und es verdient unſtreitig den Dank des Publikums, daß er ſeine während eines halbjährigen Aufenthalts zu Paris gemachten Beobachtungen, von denen einige ſchon in periodiſchen Schriften erſchienen waren, gegenwärtig zuſammen drucken läßt. Ueberdieß iſt es bei Werken dieſer Art, wenn der Verfaſſer ſonſt die nöthigen Eigenſchaften zum Beobachter hat, immer von Wichtigkeit, zuletzt beobachtet zu haben. Eine Hauptſtadt muß natürlich mehr, wie jeder andre Diſtrikt des Landes, unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ſein, weil ſich da die Kräfte der Menſchen am meiſten unter einander drängen, und vieles ſchnell, wie in einem Treibhauſe, zur Reife gebracht

wird, was anderswo nur langsam heranwächst. Sch. genoß noch insbesondere des Vorzugs, die Revolution dort zu erleben, und dieß giebt ihm Gelegenheit zu manchen interessanten Vergleichen zwischen dem ehemaligen und jetzigen Zustande; so z. B. in dem Kapitel von der Polizei, die ehemals dem Despotismus so geheime und furchtbare Dienste leisten mußte, und jetzt diese furchtbare Seite ganz verloren hat. Der Ton des Buchs ist dem Gegenstande sehr angemessen, die Stimmung, womit es geschrieben wurde, völlig diejenige, womit der Reisende vor die Bühne der großen Welt hinetreten muß, wenn er ihre Scenen aus dem rechten Gesichtspunkte faßen will. Nichts Deklamatorisches, kein leeres Staunen über Dinge, die so wunderbar nicht sind, wenn man sich mit dem Mechanismus einer großen Stadt im Allgemeinen bekannt gemacht hat. Das Elend, welches sich dort in sonst unbekannten Gestalten zeigt, verschweigt Sch. nicht, aber er malt es nicht mit den düstern Farben aus, betrauert es nicht mit dem misanthropischen Eifer der Menschenliebe, worin Mercier sich so sehr gefällt. Die französischen Nationalzüge, die Sch. auch in kleinen Aeußerungen, wo sie dem flüchtign Beobachter unbedeutend scheinen könnten, aufgefaßt und hervorgehoben hat, tragen auch dazu bei, die Schilderung munter und unterhaltend zu machen. Dieser Band enthält einige vorbereitende Abhandlungen über das Aeußere der Stadt im Allgemeinen und die Geschichte ihres Anwuchses, über die Konsumtion, über die Anstalten zur innern Verbindung, über die Polizei, über die wohlthätigen Anstalten und die Gefängnisse. Alsdann folgen Briefe, die sich alle mit Beschreibung der öffentlichen Vergnügungsorte beschäftigen. Das umständliche Detail wird von den in ihrer Art einzigen und noch nicht einmal ganz vollendeten Anlagen des Palais royal gegeben, eines Ortes, der jetzt das Centrum aller parisschen Merkwürdigkeiten geworden ist. Es soll diesem Bande noch ein weiter folgen, der vom Theater, der Litteratur, den Sitten und dem Charakter der Pariser handeln wird.

---

Friedr. Wilh. Gotter, Gedichte. 2ter Bd. Gotha 1788.

Der zweite Band der Werke dieses, besonders bei Lesern, deren Empfänglichkeit durch Uebung verfeinert ist, so beliebten Schriftstellers enthält vier tragische Dichtungen, drei eigentliche Trauerspiele, Elektra, Medea und Alzire, und ein Melodrama, Medea. Alle waren schon vorher bekannt, und erscheinen hier nur in verbesserter Gestalt. Jene sind Nachbildungen von volksthümlichen Stücken; von zweien führen die Originale denselben Namen, als hier; Elektra heißt bei dem französischen Dichter vielleicht passender Orest. In einer Vorrede erklärt sich der Verfasser über die tragische Bühne der Franzosen, sucht ihre Vorzüge zu zeigen, und empfiehlt den Schauspielern, die Meisterstücke derselben nicht ganz von der unsrigen zu verbannen. 'Ist nicht Vergnügen', sagt er, 'der erste Zweck des Theaters; ist nicht Abwechslung die Seele des Vergnügens? Schließt die vollkommnere Gattung die minder vollkommne aus, und steht diese im gegenwärtigen Falle wirklich so tief unter jener, daß es Widerspruch der Empfindung wäre, heute in Hamlet oder den Räubern zu zittern und morgen in Zaire zu weinen?' — Manche Leser möchten wohl schon durch die Zusammenstellung Hamlets und der Räuber, die schwerlich ein ächter Bewunderer des ersten gelten lassen wird, sich geneigter machen lassen, diese Fragen zu bejahen; doch ließe sich Vieles dagegen einwenden. Es ist zwar kein Widerspruch der Empfindung, Dinge zu gleicher Zeit zu lieben, die nur in den Graden oder verschiedenen Arten des Werths von einander abweichen: aber Dinge, die gradezu mit einander kontrastieren? Das Natürliche, Tiefe, Umfassende der Darstellung steht dem Steifen, Flachen, Eingeschränkten entgegen; und das französische Trauerspiel ist noch nicht erschienen, welches von diesen Fehlern ganz frei wäre. Indessen da Lessing, Herder in seinem Aufsatze über Shakspeare, und Andre mit aller Strenge die Schwächen des französischen Theaters gerügt haben, so ist es gut, wenn Männer von solchem Ansehen in Sachen des Geschmacks, wie Wieland und Gotter, auch ihre Schönheiten hervorheben. Da Niemand mehr die französische Litteratur, und besonders diesen Zweig derselben, übertrieben preist, so braucht auch Niemand sie ungebührlich herabzusetzen; das Interesse unsers Theaters rechtfertigt jetzt nicht mehr

eine gegen unsre hßlichen Nachbarn begangene Unbilligkeit. Man kann eingesehen, daß ihre Trauerspiele mannichfaltige Schönheiten beßzen, nur die wesentlichen eines Trauerspiels nicht. Ueberdieß haberr wir jetzt ein ächt-griechisches Schauspiel in unserer Sprache; es ist nicht zu befürchten, daß wir jemals griechische Ideale mit französischen verwechseln sollen, wie es den Franzosen selbst widerfahren ist. Der Spott gegen sie, den Gotter insofern mit Recht tabelt, daß jede Nation ihre Vergnügungen nach ihrem Sinne wählen muß, war nur alsdann gerecht, wenn sie sich über Alle hinaussetzten, des Ausländischen, welches sie nicht verstanden, spotteten, oder gar an fremdes Gut Hand legten, und etwa Shaffspeares Rohr von Venedig zum Marquis Othello zurechtstuzten.

Rec. nimmt keinen Anstand, zu behaupten, daß die drei Stücke durch Gotters, sowohl in Rücksicht auf die Dekonomie, als auf den Gang einzelner Scenen sehr freie, Behandlung beträchtlich gewonnen haben. Die Sprache ist gedrängter und gedankenreicher geworden, es ist ihr Vieles von dem dort sorgfältig weggeschliffenen Nachdruck wiedergegeben, ohne die Feinheit zu zerstören. Der Ausdruck der Empfindung ist hier herzlicher, die Bewegung des Dialogs ungezwungener. In den Originalen versetzt uns deutsche Leser oft ein einziger Gallicismus in Sitten und Denkart, so ein einziges Ah Madame, in der höchsten Glut der Leidenschaft ausgesprochen, für lange Zeit in eine Stimmung, wo denn auch das nicht in diesem Tone Geschriebene ohne seine Schuld eine lächerliche Schattierung annimmt. *Merope* ist in reimlose Jamben übersetzt, *Elektra* und *Agire* in gereimte Alexandriner. Das letzte Stück, welches weit später geschrieben ist, als die beiden andern, ist auch am vollkommensten verßificiert. Gotter hat gesucht, die Alexandriner dadurch zu heben, daß er die durch den Reim gepaarten Verse zuweilen durch den Sinn trennt, daß er die Abschnitte nicht mit Aengstlichkeit beobachtet, doch so, daß sich der Vers immer mit Leichtigkeit lesen läßt, und zuweilen einen Periodenbau durch mehrere Zeilen hindurchschlingt. In der *Elektra* hat er dieß vielleicht zu viel gethan, da Symmetrie einmal zum Wesen dieses Silbenmaßes gehört. Was auch sonst von der Form des französischen Trauerspiels geurtheilt werden mag, so ist es doch für uns sehr glücklich, daß Schauspieler und Zuschauer sich einmüthig verbunden haben, die Alexan-

drinet von unsrer Bühne zu verbannen. Vieles von den nicht lobenswürdigen Eigenthümlichkeiten der französischen Tragödien rührt offenbar von der allgemeinen Einführung derselben her.

Essai sur la nature champêtre. En vers avec des notes.

Paris 1787.

Nicht ganz genau entspricht der Titel dem Inhalt des Gedichts. Es soll nach der Absicht des Verfassers eben so sehr didaktisch, als beschreibend sein: neben den Schilderungen schöner Naturscenen bietet es auch Vorschriften zur künstlichen Verschönerung, Lehren der höhern Gartenkunst, dar. In einem Discours préliminaire erzählt der Verfasser zuerst die Umstände, unter denen er schrieb. Schon in der Kindheit hatten ländliche Freuden ihn vor allen gerührt. Nach einem militärischen Leben kehrt er zu einem Landstz auf einer Höhe des Jura zurück. Hier machte Liebe zur Natur ihn zum Gärtner, Leidenschaft für die Gartenkunst zum Dichter. Sechs Jahre beschäftigte er sich so, ~~wie~~ als er sein Gedicht entwarf, noch zu wissen, daß de Lille an einem ähnlichen arbeite. Nach der Erscheinung von diesem, sagte er, sei er oft zweifelhaft gewesen, ob er das seinige vernichten solle. Gewiß werden viele Leser dem bescheidenen Dichter danken, daß er es nicht gethan. — Hierauf folgt eine flüchtige Skizze der Geschichte und Litteratur der Gartenkunst. Die Römer Mäcenae, Plinius, Hadrian; die Italiäner; die Franzosen: le Rotre; endlich die Engländer. Dann werden die Dichter über den Land- und Gartenbau beurtheilt, Virgil, Rapin, Baniere, Pope, Roucher, de Roffet, de Lille und andre; unter den Theoristen werden vorzüglich Batheley, ein Engländer (soll Tho. Whatley sein), und Morel, ein Franzose, gepriesen. Auch Hirschfelds Verdienste werden anerkannt, doch wird ihm Weitsehigkeit und Mangel an Methode vorgeworfen: 'Les Allemands savent fouiller les mines, en tirer des richesses; mais les seuls Français savent façonner l'or.' Doch werden wir in dem Gedichte selbst zum Ersatz für diesen ächt-französischen Ausspruch les sages Germain genannt.

Der Dichter hätte dabei gewonnen, wenn er für sein Werk die



Ansprüche auf den Namen eines didaktischen Gedichtes aufgegeben, und sich mit dem eines schildernden begnügt hätte. Aus dem ersten Gesichtspunkte betrachtet kann der Plan des Ganzen manchem Tadel nicht entgehen, der wenigstens gemildert wird, wenn nur eine Reihe ländlicher Gemälde mit episodischen Betrachtungen über die Eindrücke, die sie machen, und über die Unterstüzung dieser Eindrücke durch die Kunst, hat aufgestellt werden sollen. Denn das Geseß der didaktischen Poesie, mehr durch Beispiele, als gradezu, und nicht mit zu strenger Ordnung zu lehren, entschuldigt ihn nicht, wenn er so oft wieder auf dieselben Gedanken zurückkommt, und mit seinen Vorschriften fast immer bei unbestimmten Allgemeinheiten stehen bleibt. Hat er wirklich eine überdachte Anordnung befolgt, so hat er sie doch sicher zu sehr versteckt. Der sanfte Enthusiasmus, der den Dichter für seinen Gegenstand beseelt, kann indessen schon Vieles wieder gut machen. Die liebste Idee, worauf er am häufigsten verweilt, ist die hohe Würde der Gartenkunst, wenn sie, eben so wie schildernde Poesie und Landschaftsmalerei, die süßesten und edelsten Empfindungen in mannichfaltigen Abstufungen zu erregen, ihre Baine, Bäche, Wiesen, Hügel und Felsen bedeutend zu gruppieren weiß. Viel Schönes wird über Einheit und Harmonie, über Benüzung des natürlichen Charakters einer Gegend, über die Einschränkungen, unter welchen Gebrauch der Architektur und Skulptur in Gärten anzurathen sei u. s. w. gesagt. Ermenonville scheint des Verfassers liebstes Muster zu sein; überhaupt hofft er in Frankreich diese Kunst zur wahrsten und einfachsten Größe gedeihen zu sehen, nachdem man daselbst die geometrische Langweiligkeit des le Notre verlassen hat. Den Engländern wirft er bei aller Originalität, womit sie die Natur aufgefaßt haben, doch wilde Abweichungen von derselben vor, und vergleicht die Pläne ihrer Gärten mit denen in Shakespeares Tragödien. (Hier ist noch einmal der Franzose sichtbar, wie in dem Allgemeinsatz über die Deutschen.) Mit vieler Grazie, mit leichter, obgleich kunstvoller Wendung ist oft das Detail der Gemälde ausgeführt; Ueberladung, ein Fehler, zu dem sowohl die englische, als die deutsche schildernde Poesie sich oft hinneigt, verdirbt selten ihren Reiz. Zuweilen sind Gelegenheiten, eine Deklamation fremden Inhalts einzuflechten, glücklich benutzt; wie es auch Roucher in seinen 'Monaten' gethan hat. Wer wollte dieses

einem französischen Dichter nicht verzeihen, der gewöhnlich da am meisten glänzt, wo er Redner sein darf? — Welchem unter seinen Landsleuten, die eben die Gattung bearbeitet haben, der Verfasser des gegenwärtigen Gedichtes sich in Stil und Versbau am meisten näherte, wagt Recensent nicht zu bestimmen: er gesteht, daß ihm bei französischen mehr, als bei englischen oder italiänischen Dichtern, das charakteristische Individuelle in dem Konventionellen und Rationalen verloren geht.

Die Noten enthalten manches Gute, wenn sie auch oft als Erläuterungen des Textes hätten entbehrt werden können. Ein am Ende hinzugefügter Conte moral, l'heureuse famille, ist zu unbedeutend, als daß er den Zweck, ländliche Simplicität der Sitten mit Wärme zu empfehlen, sollte erreichen können.

---

A. W. Iffland, Friedrich von Oesterreich. Ein Schauspiel.  
Gotha 1791.

Herr J. schrieb dieß Stück auf Verlangen des Intendanten der Mainzer Nationalschaubühne, Hrn. geh. Raths von Dalberg, der ein Schauspiel aus der österreichischen Geschichte zur Aufführung bei den Krönungsfeierlichkeiten zu Frankfurt zu haben wünschte. Weil man damals die Krönung früher erwartete, so blieb dem Verfasser nur sehr kurze Zeit, und jetzt hat er es, um dem Nachdruck zuvorzukommen, ganz in seiner ersten Gestalt abdrucken lassen. Die Wahl des Gegenstandes macht seiner Beurtheilung Ehre; die Behandlung auch insofern, daß auf die nächste Bestimmung des Stücks beständig Rücksicht genommen ist. Ueberall sind die Gelegenheiten benutzt, äußern Pomp anzubringen, und sinnlich die Aufmerksamkeit zu reizen, ohne daß man doch dem Verfasser den Vorwurf machen kann, er habe nur dem Auge ein Schauspiel geben wollen. Denn den Zweck hat er dadurch sehr gut zu erreichen gewußt, das Wichtige, Oeffentliche, Historische der Handlung der Seele des Zuschauers immer gegenwärtig zu erhalten. In einem Zeitpunkte, wo der Gemeingeist durch den Anblick der öffentlichen Feierlichkeiten mehr als gewöhnlich geweckt war, in Gegenwart so vieler hohen Personen aus eben dem Hause, aus welchem hier ein

Fürst in liebenswürdiger Größe aufgestellt, da mochte wohl manches einen tiefen Eindruck machen, was jetzt über die Seele des kühlnen Lesers ganz leise weggleitet. Die Giltfertigkeit, womit das Stück geschrieben ist, bemerkt man daran, daß die Charaktere gleichsam mit irrer und ungewisser Hand entworfen sind. Eine von den Unbequemlichkeiten des historischen Dramas ist es, daß gewöhnlich eine große Anzahl Nebenpersonen darin nothwendig ist; entweder muß der Dichter diesen keine Bedeutung geben wollen, und die Aufmerksamkeit durchaus nicht auf sie, sondern bloß auf ihre Verrichtungen lenken, oder er muß sicher sein, daß er in wenigen Zügen einen Menschen darstellen kann. Hier ist's, als drängten sich die Nebenpersonen herzu; auch Charakter zu haben und zu zeigen, und es wollte ihnen nicht recht damit gelingen. In der Sprache wäre mehr Einheit zu wünschen. Zuweilen wird man ganz in die Zeiten versetzt, in denen die Handlung geschah; dann stößt man häufig wieder auf ganz frische Blüten unseres Jahrhunderts. Die Leute reden viel von ihren Empfindungen, und analysieren sie nach heutiger Sitte.

---

Charles Davy, Letters chiefly addressed to a young gentleman upon subjects of literature etc. Bury St. Edmunds.

2 voll. 1787.

Bei sehr bescheidenen Ansprüchen des Verfassers, der ein bejahrter Geistlicher ist, und unter den Beschwerden und Schmetzen einer anhaltenden Krankheit zu seiner Zerstreuung diese Aufsätze sammelte und ausbelebte, die er meistens in frühern Zeiten geschrieben hatte, und in einem einfachen und deutlichen Vortrage, der hier und da nur ein wenig ins Weiterschweifige fällt, giebt dieß Buch manchen nützlichen Unterricht. Die epistolarische Einleitung bedeutet nicht viel; außer einer nicht immer geglückten Einleitung und einem oft alltäglichen Schluß erinnert einen fast nichts daran, daß man Briefe liest. Der Verfasser scheint diese Form nur um der Freiheit willen vorgezogen zu haben, die sie ihm gewährt, von einer Materie jedes Mal so viel zu sagen, als ihm beliebte, und auf geringe Veranlassung zu andern Gegenständen überzugehen. Die meisten

Briefe sind an einen jungen Freund gerichtet, einige an andere Personen; dann sind noch verschiedene von fremden Verfassern eingerückt. Die Gegenstände, die sie betreffen, sind sehr mannichfaltig und heterogen, und, wie es scheint, sind die Briefe ähnlichen Inhalts mit Fleiß nicht zusammengestellt, um mehr Abwechslung hervorzubringen. So folgt einem Briefe über die Tanzkunst (Vol. II. let. 9) sogleich einer über die äußere Form des Gottesdienstes, und diesem ein anderer über Erfindung und Geschmack. Hr. Davy rechnet es unter die Verdienste seines Buchs, daß es so vielerlei vereinige, was man sonst zerstreut in mehreren Büchern suchen müsse: Rec. hält diesen Mangel an Plan und Anordnung der Gemeinnützigkeit vielmehr für hinderlich, da manches Gute ungebraucht in dieser Sammlung ruhen wird, weil man es hier grade nicht vermuthet. Auch war der Verfasser nicht aller Gegenstände, über die er etwas sagt, gleich mächtig; bei manchen hätte er besser gethan, selbst eine oberflächliche Berührung zu vermeiden. Die Stücke sind daher auch von sehr ungleichem Werthe; allein selten widerfährt es ihm, wirkliche Abgeschmacktheiten vorzubringen, wie z. B. wenn er es für ausgemacht hält, daß die celtische Religion von der jüdischen abgeleitet sei, und in der Heiligkeit der Eiche beim druidischen Gottesdienste eine, man begreift nicht worin bestehende, Anspielung auf den Messias findet (Vol. I. let. 33). Ausführlich und ziemlich gründlich sind verschiedene Kapitel der griechischen Grammatik behandelt, besonders die von der Prosodie und Accentuation. Vielleicht wird über diese beiden Dinge zu viel subtilisirt und gegrübelt. Der Verfasser bestrebt sich, so viel möglich eine sinnliche Vorstellung von der Aussprache der Griechen zu geben, und wendet dabei immer seine musikalischen Kenntnisse an; er scheint auch was man darüber bei alten Schriftstellern findet, fleißig benutzt zu haben. Bei der ganzen Untersuchung wird wohl nie ein allgemeines Einverständniß der Gelehrten aus verschiedenen Nationen statt finden. Die prosodischen Begriffe bilden sich bei jedem nach dem Ton, der eigenthümlichen Musik seiner Sprache; ein Engländer und ein Deutscher werden hier also mit denselben Worten sehr weit abweichende Ideen verbinden. Da die Accentuation im Englischen so häufig vernachlässigt worden ist, so konnte es von desto größerem Nutzen sein, ihr Ansehen zu behaupten, und ihre Regeln nebst den Gründen derselben, zu entwic-

keln. Hr. D. verlangt, man solle das Griechische nach der Quantität und den Accenten zugleich lesen, so wie man beim Singen zugleich Takt und Ton halten müsse, denn die Accente seien nur da, um Steigen und Fallen der Stimme anzudeuten. So simpel und einleuchtend dieß klingt, möchte die Beobachtung davon doch wohl große Uebung und Aufmerksamkeit, und eine fast gänzliche Entäufserung von der gewöhnlichen Art, unsre eigne Sprache auszusprechen, erfordern. Eine beträchtliche Anzahl Briefe im ersten Bande beschäftigt sich mit der Theorie der Musik überhaupt und der griechischen insbesondere, und im zweiten Bande findet man Euclid's Section of the canon und Treatise on harmonic in einer freien Uebersetzung, nebst einer Erläuterung der griechischen Tonarten nach der Lehre des Ptolemäus. — Vol. II. let. 2. enthält einen Bericht von dem Erdbeben zu Lissabon, von einem Engländer Namens Bradock, der es daselbst erlebte. Die Lobsprüche, welche D. voranschickt, sind vielleicht übertrieben; indessen ist die Erzählung lebhaft und darstellend, und so viel auch schon darüber geschrieben ist, so bereichert doch jede Nachricht von einem Augenzeugen die Geschichte dieses schaudervollen Unglücks: denn der Umfang desselben war so groß, und die damit verbundene Verwirrung drang so plötzlich heran, daß keiner einen Ueberblick des Ganzen hatte, sondern jeder in seinem engen Kreise etwas Anderes wahrnahm.

Niklas Vogt, Gustav Adolph, König in Schweden, als  
Nachtrag zur europ. Republik. 8f. u. Mainz. 2 Thle.

Der Verfasser, der aus einigen historisch-politischen Schriften vorthellhaft bekannt ist, und beides von Kenntnissen und Scharffinn unzweideutige Proben abgelegt hatte, versuchte mit dieser Schrift die Entstehung der europäischen Republik anschaulich darzustellen, da er in einem andern geschätzten Werke das Wesen und die Beschaffenheit dieser Republik entwickelt hatte; er glaubte dieses Ziel um so leichter zu erreichen, und den Cirkel seiner Leser zu vervielfachen, wenn er hiezu ein glänzendes Gewand von der Dichtkunst entlehnte. Allein es scheint nicht, daß der Plan ganz deutlich gefaßt war, und wenn er zwar von der einen Seite der Geschichte

treu bleiben, und von der andern dennoch sie mit den Reizen der dramatischen Kunst schmücken wollte, so konnte es nicht fehlen, daß ein Zwitterding entstand, das weder den Dichter, noch den Geschichtschreiber befriedigt. Es umfaßt diese Schrift Gustavs Leben, von seiner Liebe zur Gräfin Brahe bis zu seinem ruhmvollen Tod. In zwölf Abschnitte zerfällt das Ganze, welche der Verfasser Gesänge nennt. In dem ersten sind Prosa und Verse gemischt, in den folgenden findet sich bloß poetische Prosa; bald erzählt der Verfasser, bald treten die Personen selbst auf; dieß Alles, vereinigt mit einer bunten Diction, kann nicht anders, als das ästhetische Gefühl oft beleidigen. Von einer andern, der historisch-politischen Seite, möchte der Vortheil leicht gehaltvoller ausfallen, wie man denn wirklich treffende politische Winke, manches minder Bekannte belegt und bewiesen, und manche treffende Bemerkungen, z. B. zu Anfang des zweiten Theiles in einem Traum Gustavs über verstorbene gekrönte und ungekrönte Häupter, findet. Allein des Wunsches wird sich Niemand entbrechen können, daß diese Kenntniß der damaligen Lage und diese politischen Ideen uns unverfälscht gegeben wären, ohne sie mit der Dichtkunst abenteuerlich zu gatten. Das Gewand, das ihnen umgeworfen ist, sitzt ihnen unbehüllich. Die Kunst liegt hier in beständigem Streit mit der Geschichte, denn was historisch wahr oder wahrscheinlich ist, bleibt oft ästhetisch unwahr und unwahrscheinlich, ja poetisch häßlich, und so umgekehrt.

(Thümmel). Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich i. J. 1785 bis 1786. Thl. 1 u. 2. Lpz. 1791.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland von einer Menge empfindsamer Reisebeschreibungen heimgesucht wurde, die alle dem armen Dorik zu Fuß oder zu Pferde nachtrabten; dieß Nachahmungsieber gieng vorüber, wie so manches andere, ohne daß unsere Litteratur nur um ein einziges Produkt reicher dabei geworden wäre. Jetzt, da alle jene Schriften längst die Reise ins Reich der ewigen Vergessenheit gemacht haben, wird dem Publikum ein unvermuthetes Geschenk gemacht mit dem Reisejournal eines Mannes, der ein würdiger Gefährte für Dorik gewesen wäre, eben weil er seinen

eigenen Gang geht, nicht Doriks, und weil er eben so, wie dieser, in kleine Züge, die er von sich selbst erzählt, anziehendes Interesse zu legen und alle großen und kleinen Begegnisse seiner Reise an den Faden der Laune zu reihen versteht. Nach so vielen schreienden Ansprüchen auf Originalität, die unter uns zur Sitte geworden sind, und die den fein fühlenden Leser mehr beleidigen, als unverstehliche Alltäglichkeit in der Form des Vortrags, fühlt man sich einmal herzlich wohl bei einem Schriftsteller und Dichter, der nicht scheinen will, sondern sich giebt, wie er ist; der die Eigenthümlichkeiten seines Kopfes, seiner Phantasie und seines Herzens darstellt, mit einer Unbefangenhait und einem Unbewußtsein, als wäre nur von einem ganz gewöhnlichen Menschen die Rede. Keine Reisebeschreibung von Inhalt hat man hier zu erwarten, keine politische oder statistische Bemerkungen, keine Münz- und Antiquitäten-Sammlungen, keine Untersuchung der Schichten der Berge; nur ein Vortugsmälde wollte der liebenswürdige Verfasser, nach seinem eignen Ausdruck, für seinen Erretter entwerfen. Die Briefe sind an einen Freund gerichtet, der ihm die Reise für seine Gesundheit angerathen hatte. Anfangs umnebeln den kranken Reisenden noch die Grillen der Hypochondrie; so wie die Bewegung ihre wohlthätigen Wirkungen äußert, wie er sich dem glücklichen Himmelsstrich nähert, von dem er Genesung hofft, erheitert sich sein Horizont, und der zweite Theil ist voll von den lachendsten Scenen eines eingeschränkten friedlichen Landlebens und einer in ewiger Jugendfülle muthwillig scherzenden Natur. Gutmüthiger und doch oft überraschender Spott, Feinheit, Leichtigkeit, schalkhafte Kühnheit, die Gefallen daran findet, an der Gränze der Delikatesse hinzuspielen, ohne sie je zu überspringen, und jene nachlässige Grazie, jene simplex mundities, welche dem, der sie zu erreichen sucht, niemals gelingt, charakterisieren sowohl die Poesie, als die Prosa in diesem Buch; es möchte schwer zu entscheiden sein, welche von beiden in höhern Grade. Dem Beobachter seiner selbst müssen die vielen Schilderungen eignen Zustände werth sein, in denen der Verfasser das Gewirr von Eindrücken eines Augenblicks oft sehr glücklich mit leiser Hand entwickelt, und sich auch nicht scheut, sein eignes Herz dann und wann auf einem kleinen Schleichwege zu ertappen. Seine Muse, nicht unfähig höherer Anmaßungen, aber zu unbekümmert dazn, folgt immer

nur den Eingebungen der jedesmaligen Stimmung; nie fehlt sie durch allzulanges Ausspinnen eines Gedankens, zuweilen vielleicht durch allzusehnliches Hinüberfliegen zu andern Gegenständen, durch gewagte Kombinationen. Indessen gesteht ja einer unsrer wichtigsten Schriftsteller der Laune und dem Reim das Privilegium zu, Dinge neben einander zu stellen, die seit der Entscheidung des Streits der Elemente noch nie gepaart gewesen sind. Die unterhaltendsten Stücke sind wohl die Desorganisationsgeschichte in Straßburg im ersten, und der kleine Roman im zweiten Theile. Der letzte endigt eben so täuschend, als das Lied Th. 2, S. 215, das bis auf die letzten beiden Zeilen in vollen Melodien eines schwärmerischen Gefühls fortströmt. So natürlich man bei näherer Betrachtung die Entwicklung finden muß, so hätte doch, um den Geschmack der reizenden Margot zu rechtfertigen, der Bediente, der im Buche immer nur wegen seiner Treue und seines Fleißes gelobt wird, auf der Titelvignette weniger alt und mürrisch, als der andere Reisegesellschafter, abgebildet werden müssen. — Die Reise ist mit diesen zwei Theilen noch nicht zu Ende, und nach dem Plane, der Th. 2. S. 100 gegeben wird, ist in der Fortsetzung vermuthlich noch viel Schönes zu erwarten.

#### Transactions of the royal Irish Academy. Dubl. and Lond. 1788.

Schöne Litteratur. I. Richard Stracks D. d. Th. Prüfung eines Versuches über den dramatischen Charakter des Sir John Falstaff. Kühn genug ist allerdings der Versuch, der hier geprüft wird, aber beinahe nicht minder unglücklich als kühn. — Da richtiger, scharfer Umriss und lebendes Kolorit der Charaktere unter Shakespeares Vorzügen der erste und unerreichbarste ist, so kann es gewiß eine in vielen Hinsichten nützliche und unterhaltende Arbeit sein, diese Charaktere zu analysiren. Unbegreiflich aber bleibt es wie man sich über die Bedeutung derselben streiten kann; und noch unbegreiflicher, wie man behaupten kann, Falstaff, von dem es von jeher ausgemacht war, daß ihm an Herz eben so viel abgehe, als er an Bauch zu viel hat, Falstaff sei ein Mann, bei dem Muth ein wesentlicher Charakterzug sei. Es mußte dem Verfasser der ge-



gegenwärtigen Prüfung leicht werden, das allgemeine Urtheil gegen eine so sonderbare Paradoxie zu retten, und es ist eine etwas zweideutige Bescheidenheit, wenn er im Eingange seinen Gegner als beinahe unüberwindlich schildert. — Am Ende der Abhandlung wird gezeigt, wie sehr nicht nur Falstaffs Charakter selbst, sondern auch andre Charaktere der Stücke, in denen er vorkommt, durch eine solche Voraussetzung leiden, und wie man das allgemeine Wohlgefallen an dem alten Sensualisten (in den selbst die jungfräuliche Elisabeth verliebt war) erklären, und vor dem Richterstuhl der Moral rechtfertigen könne. Ueber den letzten Punkt sowohl, als über die Absicht, mit der Sh. diesen Charakter auf die Bühne brachte, hätte sich noch manche gute Bemerkung machen lassen.

II. 'Bemerkungen über den ersten Akt von Shakespeares Sturm von einem Ungenannten'. Der Sturm ist ohne Zweifel eins der fehlerfreiesten Stücke des Dichters, so wie er auch eine seiner letzten Arbeiten war. Mit dieser Korrektheit ist eine Menge hervorragender Schönheiten verbunden, wovon einige hier sehr gut entwickelt sind. Einzelne scharfsinnige Bemerkungen auszuheben, verbietet der Raum, und wir müssen uns begnügen, die Freunde Sh's. auf diese sehr gut geschriebne Abhandlung aufmerksam zu machen.

III. 'Francis Hardy Gedanken über einige Stellen im Agamemnon des Aeschylus'. Wood wollte aus dem Homer schließen, die Griechen und die Trojaner müßten eine und dieselbe Sprache geredet haben. Der Vf. findet die Stelle im Aeschylus, wo die gefangne Cassandra der Rhytänneßtra nicht antwortet, und der Chor sie entschuldigt, sie sei eine Ausländerin; durch diese sei Wood widerlegt. Wenn man die Alten mit keinem bessern Sinn liest, kann man sie lieber ungelesen lassen. Historische Beweise können sich aus Dichtern in solchen Fällen, die das Dramatische und das Epische gar nichts angehen, weder für das Eine, noch das Andre führen lassen. Dichter setzen ein für allemal eine gemeinschaftliche Sprache für ihre Handelnden voraus, ohne auf Stamm und Nation zu sehen. S. durfte ja nur an das folgende Stück des Aeschylus denken, wo Keres und Atossa auch griechisch sprechen.

IV. V. 'Wilh. Preston über die Darstellungskunst des Lächerlichen (on ridicule), über Witz und Laune'. Bis jetzt hat der Verf. bloß den ersten Gegenstand behandelt. Er legt die aristotelische De-

finition des Lächerlichen zum Grunde; vergißt aber dabei (wie dieß gewöhnlich bei dem so oft geführten Streite für und wider diese Erklärung geschieht), daß Aristoteles den Begriff des Lächerlichen einzig und allein von der alten und mittlern Komödie abstrahierte, in Beziehung auf seine Definition der letztern auch die Definition der erstern einrichtete, und schwerlich eine ganz allgemeine Erklärung des Lächerlichen geben wollte. Hierauf wird die Gemüthsbewegung die durch das Lächerliche hervorgebracht wird, die Lustigkeit (mirth), erklärt, und eine ziemlich enge Definition dapon gegeben, die aus Hobbes genommen ist, so wie dieser sie augenscheinlich aus Aristoteles ableitete. Auf diese beiden Grundbegriffe baut der Verf. eine ausführliche Betrachtung der Natur des Lächerlichen. — Die zweite Vorlesung enthält eine physiologische Untersuchung des Lachens, und eine Aufzählung der Quellen des Lächerlichen. Am Ende wird die bekannte Behauptung des Shaftesbury, das Lächerliche sei ein Prohibitiv der Wahrheit, mit 'mathematischer Strenge', wie uns der Verf. selbst versichert, widerlegt. Die ganze mathematisch strenge Widerlegung ist aber weiter nichts, als ein Beispiel einer gewissen Art des Lächerlichen. — Harmonie schließt das Lächerliche aus, und es wird also wohl ewig unmöglich bleiben, außer dem Tollhause über Wahrheit oder über Schönheit zu lachen.

Anm. [Der folgende Theil der Recension, über die in den Verhandlungen besprochenen 'Alterthümer', rührt ohne Zweifel von Pagnier her und bleibt daher hier weg.]

Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen  
Literatur-Zeitung. 1796.



**Die Horen. Eine Monatsschrift, herausgegeben  
von Schiller.**

Des Jahrgangs 1795. I.—X. Stück. Tübingen bei Cotta.

Bei den vor uns liegenden Heften dieser Monatsschrift finden wir uns durch die Menge trefflicher und lesenswürdiger Stücke, die denjenigen, welche sie schon kennen, in Erinnerung zu bringen, Andern aber zu empfehlen sind, wirklich im Gedränge zwischen den Schranken, die uns der Raum setzt, und den Forderungen, welche diese Monatsschrift an die Kritik zu machen berechtigt ist. Wir werden jene etwas überschreiten, und von diesen uns einen Nachlaß erbitten müssen, um uns mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehn. Bei der Verschiedenheit des Inhalts und der Form so vieler anziehenden Aufsätze halten wir fürs Beste, dieser Anzeige zwei Abtheilungen zu geben, und in der ersten die poetischen Stücke, in der zweiten die von historischem und philosophischem Inhalte durchzugehen, und mit unserm Urtheile zu begleiten.

[Goethes Episteln.] Die beiden Episteln im ersten und zweiten Stück gehören sowohl durch die darin herrschende Manier (wenn anders dieser Ausdruck für die natürlichste und ungesuchte Eigenthümlichkeit passend ist) als durch den Inhalt zu einander. Die zweite ist eine an denselben

Freund gerichtete Fortsetzung der ersten. Diese redet im Allgemeinen vom Bücherschreiben und Bücherlesen. Beides, behauptet der Dichter, habe im Guten und Bösen weit geringern Einfluß, als man sich gewöhnlich vorstelle. Der gemeine Leser erblicke überall nur den Widerschein seiner eignen Platttheit; der klügere verarbeite den dargebotenen Stoff eigenmächtig bis zur Gleichartigkeit mit seinen Begriffen und Gefinnungen. Der Menge gefalle ein Schriftsteller nur, wenn er geschickt ihren Meinungen und Wünschen zu schmeicheln wisse. Wie leicht das Leerste und Lustigste Eingang findet, wird in einer artigen Erzählung gezeigt, womit die Epistel schließt. Der Gang der zweiten ist noch einfacher; der Dichter beantwortet darin die Frage seines Freundes: wie bewahrt man seine Töchter vor der Lesung verderblicher Bücher? indem er häusliche Geschäftigkeit empfiehlt und in ihren mannichfaltigen Zweigen schildert. Eine heitre Laune, welche die Angelegenheiten des Lebens auf die leichte Achsel nimmt, gutmüthige Schalkheit und freundlicher Ernst besetzen in diesen Briefen den schmucklosen, aber selbst in seiner Geschwätzigkeit gefälligen, Vortrag. Sie vereinigen den Reiz, den man an prosaischen Briefen vorzüglich liebt, den zutraulichen Ton und unvorbereiteten freien Gang des mündlichen Gesprächs, mit dem fließenden Wohlklange eines Silbenmaßes, dem sich die Worte ebenfalls ohne allen Aufwand von Kunst gefügt zu haben scheinen. Wie der Dichter selbst nichts von Ansprüchen weiß, so überläßt er sich auch seinen Einfällen, unbekümmert um die Forderungen, die es dem Leser belieben könnte an ihn zu machen. Der Kunstrichter, der ihm mit einer feierlichen Amtsmiene die feinigsten vorrechnen wollte, ließe Gefahr, zur Belohnung für seine Mühe in einem der folgenden Briefe die Klasse von Lesern,

wozu er selbst gehört, unterhaltend gezeichnet zu finden. Wo nichts glänzt und nichts hervorsteht, da, meint eben der anmaßliche Kenner, sei auch nichts zu loben, und leugnet die Ueberlegenheit, welche ein Wohlgefallen daran findet, in schlichter Gestalt und Tracht unbemerkt aufzutreten. Jeder schmeichelt sich dergleichen selbst hervorbringen zu können (*sibi quivis sperat idem*); erst bei dem Versuche würde er gewahr werden, daß ihm die unlernbare Gabe der Verwandlung fehlt, wodurch das aus dem gewöhnlichen Leben Aufgegriffne so sehr geadelt wird (*tantum de medio sumptis accedit honoris*). Nur wer selbständige Reichthümer des Geistes besitzt, darf sich, so sehr und so viel ihm gut dünkt, zu beschränkten Fassungskräften herablassen, ohne befürchten zu müssen, er werde darum am Krebte seiner Talente verlieren. Das, womit er nur wie zur Erholung spielt, kann einen sehr gebildeten Verstand anziehend beschäftigen.

Es ist wohl das erste Mal, daß der Hexameter in unserer Sprache zur scherzhaften Epistel angewandt wird, so häufig auch diese Gattung schon bearbeitet ist. Man schrieb sie entweder nach Boileaus und Ropens Beispiel in regelmäßig gepaarten, oder auch in frei verschlungenen Reimen, wie sie verschiedene der neuern französischen Dichter zu ihren poetischen Briefen wählten. Jene begünstigen eine spruchreiche Kürze, verleiten aber auch leicht zu einer allzu einförmigen Symmetrie von Sätzen und Gegensätzen. Diese können einem nachlässigen und gleichsam irrenden Gange der Gedanken nicht ohne Grazie folgen. Der Hexameter ist das bildsamste von allen Silbenmaßen, und diente daher auch den Alten, das Dramatische ausgenommen, beinahe zu Allem. In den Episteln des großen römischen Vorbildes hat er nichts Stattliches, nichts Anmaßendes: bald gleitet er ohne

genaue Beobachtung der Abschnitte durch mehrere Zeilen fort; bald steht man aber auch bei einem gediegenen Spruche still, den das Maß eines einzigen Verses umfaßt und sinnlich absondert. Ob der Hexameter sich im Deutschen mit dieser Art von Gedrängtheit verträgt, müßte erst noch durch Beispiele ausgemacht werden, welche die vorliegenden Stücke nach ihrem Charakter nicht liefern konnten. Jene leichte, ungebundene Fülle des Versbaues ist dagegen glücklich darin erreicht. Bei der Erwähnung des Horatius, welche die von dem deutschen Dichter vorgezogene Form natürlich herbeiführte, soll es übrigens keinesweges auf eine Vergleichung abgesehen sein, die zwar angenehm unterhalten kann, aber bei der Beurtheilung nur zu leicht irre leitet, indem man über den bemerkten oder vermiften Punkten der Vergleichung das weit Wichtigere vergißt, was keine Vergleichung zuläßt.

[Goethes Elegien.] Die Elegien im sechsten Stück sind eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen, ja man darf sagen, der neuern Poesie überhaupt einzige Erscheinung. Unbestochen vom Nationalstolze kann der Deutsche wohl behaupten, daß seine Sprache im Ganzen genommen die treuesten poetischen Nachbildungen der Alten, daß sie allein Originalwerke im ächten antiken Stil aufzuweisen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den griechischen Homer gelesen haben müssen, um Pops's zierlich geglättete Reime nur für eine Uebersetzung des Altwaters der Sänger gelten zu lassen, geschweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und Ilias gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser englischen Oden, daß sie pindarisch



sind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken von einem höheren Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herabzusehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermesslich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen aufs Neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten.

Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten. \*)

Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichterhellen Phantasie zurück wirft. Die kühle Begeisterung dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseins darzustellen vorgiebt, und sich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Kostum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des

---

\*) Goethe, Elegie XIII. V. 21, setzte später: War das Antike doch neu, da u. s. w., und so hat unser Vf. in den Krit. Schr. I. S. 28.

Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeußerlichkeiten desselben hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigesten Form offenbare.

Und das ist es eben, was an diesen Elegien bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nachahmungen der alten Elegiendichter in lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: sie sind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlassne Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehn, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehemals für sie.

Von den elegischen Dichtern der Griechen, sowohl den frühern ionischen, als den Alexandrinern, haben sich nur Fragmente erhalten. Allein wenn man einem bescheidenen und einsichtsvollen Römer trauen darf, der von seinem Volke rühmt: „in der Elegie nehmen wir es sogar mit den Griechen auf,“ so hätten wir weniger Ursache diesen Verlust zu bedauern, als manchen andern. In der That hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Musen in Griechenland verstummt waren, sich mit so ausgezeichnetem Gedeihen auf römischem Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmach-

tende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Leppigkeit des Ovidius ergötzt oft, und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Charakter unsers Dichters ist eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäfte macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offne Heiterkeit seines Gemüths einbüßen sollte. Schwerlich hätte er sich gefallen lassen, lange unerhört zu seufzen. In der ersten Elegie schweifen seine Wünsche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er sie nicht nur gefunden, sondern schon jede Gewährung erlangt. Es ist wahr, einige Umstände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines so schnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl ist duldsamer, als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennuß der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergeßen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eignen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieb-

lich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Kalten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlsprüche treu:

Nos Venerem tutam concessaque furta canemus,  
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimat der Elegie, die Scene dieser Darstellungen ist, erhöht noch um Vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Absicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines mildern Himmels, unter den der Leser sich selbst versetzt fühlt, fordert ihn erwärmend zum Antheil an sinnlicher Lust und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkommt, gleichsam auf jedem Bruchstücke eines alten Werks eingegraben steht, in jeder verloschnen Spur ehemaliger Herrlichkeit sich entziffern läßt: „alle menschliche Größe muß untergehen;“ diese Wahrheit verliert am jugendlichen Busen der Schönheit ihre Macht zu schrecken, ja sie wird eine Einladung dem allgemeinen Loos der Vergänglichkeit zuzuvorziehen, und die Freuden des Lebens zu haschen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtausenden einstürzt:

Freue dich also, Lebend'ger, der Lieb'-erwärmenden Stätte,  
Ghe den fliehenden Fuß schauerlich Ketze dir neßt.

Auch darin begünstigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das klassische Alterthum noch immer sich selbst zu überleben scheint, daß die ihn umgebenden Gegenstände eine freundliche Gegenwart auf gewisse Art mit

einer idealischen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich ist die Erscheinung der alten Götter, statt daß sie sonst, wenn der Dichter sie unter den Ausdruck eigner Leidenschaft mischt, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen schwachen, oder, als etwas Fremdartiges und willkürlich Ersonnenes, einen störenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuschend. Die Einbildungskraft gesteht diesen Wesen gern eine sichtbare Gegenwart, ein noch fortbauernendes persönliches Dasein an einem Orte zu, wo sie einst so glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Gestalten aufbewahrt, vor deren übermenschlicher Macht das Volk sich ehemals niederwarf, wie der Künstler noch jetzt ihre übermenschliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeisterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit Einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

\*) Es läßt sich voraussehn, daß gegen diese Gedichte mit großer Wichtigkeit der Einwurf gemacht werden wird, sie seien keine Elegien. Es lohnt nicht sonderlich die Mühe, um Namen zu fechten: eine Sache bleibt dennoch was sie an sich ist, man nenne sie wie man will. Man könnte also immerhin zugeben, es seien keine Elegien, ohne daß etwas mehr daraus folgen würde, als daß ein kleines Versehen

---

\*) [Krit. Schr. I. S. 32. „Nur von solchen Beurtheilern, die ihre Begriffe von den Dichtarten mehr aus neueren Theoristen, als aus den Mustern des Alterthums geschöpft haben, steht der Einwand zu erwarten, diese Gedichte seien keine Elegien. Es lohnt nicht sonderlich die Mühe, um Namen zu streiten:“ u. s. w. In den Charakter. u. Krit. II. S. 204. ist der Schluß der Beurtheilung sehr abgekürzt.]

bei der Ueberschrift vorgefallen sei. Allein das Wort 'Elegie' ist den Griechen abgeborgt, und es fragt sich noch, wer mehr Recht hat, der Künstler, der es im Sinne der Erfinder auf die Schöpfungen seines Geistes anwendet, oder der Kunst-richter, der die Bedeutung desselben nach den Bedürfnissen seiner Theorie eigenmächtig abändert und festsetzt? Nach einer ziemlich gemeinen Meinung muß man nothwendig Seufzer der Wehmuth hören lassen, um auf den Namen eines elegischen Dichters Ansprüche machen zu können. Die Elegie hätte in der That Stoff zum Klagen, wenn man sie auf diesen kläglichsten Ton beschränken wollte. Wies ihr doch schon Horatius neben der Klage auch die Freude erhörter Liebenden zum Gebiet an, und wir finden mehrere dergleichen Jubellieder unter den Gedichten, die uns das Alterthum als Elegien überliefert hat. Sie umfaßt also ganz entgegengesetzte Stimmungen der Seele; und wenn sie meistens von einem Liebenden als Botin an den Gegenstand seiner Leidenschaft gesandt wird, so verläßt sie doch auch nicht selten diesen Kreis. Schon Mimnermus, wo nicht der Erfinder des elegischen Silbemaßes, doch der Vater der Elegie, „der in der Liebe mehr galt, als Homer,“ hat in seiner Dichtart die Siege der Smyrnäer besungen; Tibullus feiert Geburtstage und frohe ländliche Feste; und wer vermöchte die Schlacht bei Aktium erhabner darzustellen, als Propertius? Die Benennung hing bei den Alten an der metrischen Form. Diese kann freilich kein unterscheidendes Merkmal des innern Wesens liefern (wie die elegische denn auch häufig zum Lehrgedichte und Epigramm gebraucht worden ist), allein sie hat doch einen bedeutenden Einfluß auf Gang und Wendung der Gedanken, und auf die Farbe des Ausdrucks, und hieraus entsteht etwas Gemeinschaftliches in der Behandlung

sehr verschiedenartiger Stoffe, das sich indessen leichter fühlen, als bestimmt erklären läßt. Gehören einige aus der Reihe dieser Gedichte eher eine in Sammlung, wie die Anthologie? Oder soll man mehrere Stücke der Anthologie lieber Elegien als Epigramme nennen? Es kommt wenig darauf an. Nur das würde zum Tadel berechtigen, wenn man dem Dichter Mißhelligkeit zwischen dem Inhalt und der äußern Form darthun könnte. Wer würde wohl diese lieblichen Dichtungen vernichtet zu sehen wünschen, wenn etwa gewisse Theoristen einmüthig aussagen sollten, sie lassen sich in keines der von ihnen eingerichteten Fächer schieben? Möchten doch lieber alle möglichen Theorien der Kunst zu Grunde gehen, als daß ihrem Eigensinne ein einziges wahrhaft schönes Kunstwerk aufgeopfert werden sollte! \*)

So anziehend auch die Beschäftigung sein müßte, sowohl die einzelnen Schönheiten durchzugehen, als das Wenige zu bemerken, was man in Ausdruck oder Darstellung anders wünschen könnte, so würde sie doch hier zu weit führen. Es sei erlaubt, nur Einiges auszuheben. Das sinnreiche Spiel mit dem Pentameter, wo eine Hälfte der andern gleichsam antwortet, ist mehrmals sehr glücklich angebracht:

„Doch ohne die Liebe

„Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht  
Rom.“

„Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.“

Der Schluß der dritten Elegie ist überraschend kühn; hingegen scheint die vierte in den letzten Zeilen nicht von aller Verworrenheit frei. Wie kann der Dichter ein glück-

---

\*) [Hier schließt der Vf. die Beurtheilung in den Krit. Schr. 1. S. 34.]

lich Liebender sein, ohne noch immerfort die Günst der Göttin Gelegenheit zu besitzen? Die sechste Elegie rührt das Herz durch ihre Wahrheit; die siebente bezaubert die Phantasie durch überirdischen Glanz. Unter den Helden, welche das Lager der Liebe mit ihrem Ruhm erkaufen würden, (10. El.) wäre Friedrich der Große vielleicht schicklicher nicht genannt. Der Dichter geht mit leichtem Schwünge von den lieblichsten Vorstellungen zu den größten über, indem er (15. El.) einen geistvollen Blick auf die Majestät Roms wirft, um die Ungeduld, womit er eine glückliche Stunde erwartet, zu zerstreuen. Die sonst schöne neunzehnte Elegie wird durch Eine Zeile (V. 60.) entstellt, worin die ungeheure Verkehrtheit, zu welcher der Mensch durch den Mißbrauch seiner Vernunft herabgesunken ist, ohne Schonung erwähnt wird. Der Dichter theilt ja mit den Philosophen die traurige Nothwendigkeit nicht, die menschliche Natur auch auf diesen Abwegen zu erforschen. Der Schluß eben dieser Elegie:

Denn der Könige Zwist küßten die Griechen, wie ich.  
ist eine launige Anspielung auf das bekannte:

*Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.*

Doch wir müssen uns, wiewohl ungern, von diesen holden Spielen trennen, um für die Prüfung ausgezeichneten Stücke von einem ganz verschiedenen Charakter Raum übrig zu behalten. *Imbellis elegi, genialis Musa, valet!*

[Kleinere Gedichte Schillers und Herders.] Mehrere kleinere Gedichte [von Schiller] am Ende des neunten Stücks, 'der rauschende Strom' und 'Neukothecas Binde' [von Herder] im zehnten, dann zwei von größerem Umfange in eben diesen Stücken, 'Natur und Schule' und 'Elegie' [beide von Schiller], tragen ein ähnliches Gepräge. In allen redet ein denkender



Dichter zu einem denkenden Leser; die meisten könnte man philosophische Epigramme nennen. Die einfache Erzählung eines seltenen Beispiels von Edelmuth in dem Stücke 'Deutsche Treue' [von Schiller], hätte durch jede hinzugefügte Bemerkung nur geschwächt werden können; die unerwartete dramatische Einführung fühlloser Kleinheit in dem Eindruck, welchen die Handlung der beiden Fürsten auf einen dritten macht, hat einen kräftigen Stachel, den man nicht ungern fühlt. In den [schiller'schen] Stücken 'Der philosophische Egoist', 'Weisheit und Klugheit', 'an einen Weltverbesserer', 'das Höchste', 'Unsterblichkeit', werden sittliche Verhältnisse des Menschen mit eben so tiefem Blick in sein Inneres als weiter Aussicht in die umgebende Welt gefaßt, und ernste Wahrheiten mit der ihnen entsprechenden nachdrücklichen Bürde an das Herz gelegt. In der Anrede der 'Antike an einen Wanderer aus Norden' [von Schiller] ließe sich vielleicht ohne Nachtheil des schreckenden Kontrastes die Stärke einiger Ausdrücke mildern: der 'neblichte Pol', der 'eiserne Himmel', die 'arkturische Nacht', geben ein Bild von einem Norden, aus welchem nicht leicht jemand zu den Sigen der alten Kunst wallfahrtet. Zwar die Antike spricht nach den Begriffen des Alterthums, dem ein enger Horizont die ganze bewohnbare Welt begränzte: sie weiß noch nicht, daß jetzt eben da, wo man vor zweitausend nur unwirthbare Wüstenen sah oder zu sehen glaubte, paradiesische Gegenden mit allen Früchten des Südens prangen. Aber sollten die Einflüsse des Himmels, wie sehr auch die menschliche Organisation im Allgemeinen von ihr abhängen mag, für den einzelnen Menschen wirklich so ganz überwindlich sein?

[Schillers Natur und Schule — Der Genius.] Von dem Gedicht 'Natur und Schule' ist es schwer zu entscheiden,

ob es mehr das Gefühl als dichterische Darstellung, oder den Kopf als Auflöſung eines philoſophiſchen Problems beſchäftigt. Ein edler Freund (die Antwort verräth nachher, daß er ein unnachahmlicher Künſtler iſt) befragt den Dichter über den Werth des wiſſenſchaftlichen Ergründens der menſchlichen Anlagen und Kräfte für ihren beſten und richtigſten Gebrauch, ſowohl überhaupt, als in Bezug auf ſich ſelbſt inſofern. Dieſer giebt darauf zur Antwort: das goldne Zeitalter, wo die Leitung des natürlichen, unentwickelten Gefühls hinreichte, um ſeine Beſtimmung vollkommen zu erfüllen, ſei dahin; jetzt müſſe angeſtrengtes Denken über das Verborgene und Unſinnlichſte im Menſchen ihm erſt den Weg zur höchſten Ausbildung bahnen; und nur der ſei dieſes allgemeinen Geſetzes überhoben, der, wie der fragende Freund, das goldne Zeitalter noch jetzt in ſeinem eignen Buſen trage. Das erhabne Unbewußtſein, welches ſowohl die freieſte Seelengröße, als den ſelbſtändigſten Genius begleitet und der vollendende Zug ihrer Göttlichkeit iſt, wird hinreißen ſchön geſchildert:

Du nur merckſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,  
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beugt,  
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Um verliehene Vorzüge kann man einen Menſchen beneiden; für ſelbſt erworbne muß man ihn preiſen; und wer würde nicht mit Theilnahme dem wackern Wettkämpfer folgen, der, von der Natur ſchon vortrefflich ausſtattet, durch einen mächtigen, ungemessenen Trieb nach Vollkommenheit angeſpornt, ſich ein ſo entferntes Ziel ſteckte, daß er zwar die Palme am Ende ſeiner Laufbahn brähe, aber nicht genug Kräfte übrig behielte, um mit ihr die Heimat zu erreichen

und sich seines Sieges zu freuen, und, wie jener spartanische Bote, ein Opfer seines Eifers würde? Durch jede Uebung im Handeln und Schaffen wird nicht nur das Vermögen dazu verstärkt, sondern der ganze innre Reichthum des Menschen vermehrt. Aber verhält es sich ebenso mit lange fortgesetzten, abgesonderten Anstrengungen des Verstandes? Und ist nicht zu befürchten, es möchte eine Art von Despotismus dieser Seelenkraft entstehen, wenn sie sich gewöhnt hat, die übrigen gebieterisch zu einer unwillkommenen Ruhe zu verweisen? Der Mißbrauch jener Lebensfülle, die allein außerordentliche Thaten, und was uns hier näher liegt, bewundernswürdige Kunstwerke erzeugt, ist ein großes, jedoch heilbares, Uebel; der geringste Verlust an ihr ist unerseßlich. Es giebt Beschäftigungen des Kopfes, die unleugbar etwas Ertrödtendes an sich haben: warum soll sich gerade derjenige ihnen unterziehen, der am meisten dabei einzubüßen hat? Nur aus innerer Harmonie können harmonische äußre Wirkungen hervorgehen; und kann es für die, welchen sie nicht vollkommen angeboren ist, als allgemeine Regel gelten: sie sollen ihren Verstand bis an die Gränze des abstrakten Wissens treiben? Ist nicht vielmehr für jeden, nach der besondern Mischung seiner Anlagen, eine andre Vorschrift der Ausbildung nöthig? Der Günstling der Natur hüte sich, ihr das Geheimniß dessen, was sie für ihn that, mit allzu beharrlich dringender Verwegenheit abzufordern. Ein seltenes, fast beispielloses, Gelingen darf nicht zum Beispiele werden. Wenn aber wirklich einmal ein hoher Dichtergeist das gefährliche Abenteuer bestanden hat, sich deutlich zu erkennen; wenn er bald als zergliedernder Denker und bald als be-seelender Künstler Bewunderung erregt; wenn er 'erhalten aus dem modrigen Grabe zurückkommt, und Trost für die

Lebenden von den Mumien herbringt': wer wird ihn nicht froh und dankbar begrüßen?

[Schillers Elegie Der Spaziergang.] Die Elegie im zehnten Stücke besingt einen großen, ja für uns Menschen den größten aller Gegenstände: die Schicksale der gesammten Menschheit. In den kühnen Umrissen eines idealischen Gesichtes ziehen sie vor dem Geiste des Dichters vorüber. Erst durchwandert er eine blühende Gegend, woran aber noch keine Spur der ordnenden Menschenhand sichtbar ist. Dann entdeckt er von einem Berge herab weit ausgedehnte, angebaute Gefilde: in ihrem anmuthigen Anblick malt sich das Glück des ländlichen Fleißes. Bald entsteht der Unterschied der Stände; in den Städten bilden sich Mittelpunkte der Geselligkeit, und die natürlichen Erzeugnisse werden mannichfaltiger benutzt. Die Jugend der Staaten bringt patriotischen Heldenthum hervor, und gedeiht wieder durch ihn; Thaten, die für die äußere Sicherheit der Gesellschaft unternommen werden, gelingen, und theilen jeder Art der Thätigkeit in ihr einen raschern Umschwung mit. Gewerbe, Handel, Kunst und endlich Wissenschaft, nähern sich durch schnelle Fortschritte ihrem höchsten Flor. Allein unterdessen ist Unschuld und Einfalt der Sitten zu Grunde gegangen; lasterhafter Egoismus gewinnt ein unermesslich weites Feld; der Mensch ergiebt sich den ungeheuersten sittlichen Ausschweifungen, bis endlich die Zerrüttung so weit geht, daß das Gebäude der bürgerlichen Einrichtungen zusammenstürzen und ein zweiter wilderer Naturzustand erfolgen muß. Hier findet sich der Dichter wieder mit der Natur allein, aber nicht mit der freundlich blühenden, sondern mit der leblosen und furchtbaren Natur. Dennoch wendet er sich auch so mit Liebe zu ihr, und schließt mit einem Hymnus auf die wohlthätige

Unwandelbarkeit ihrer Gesetze, die allein dem Menschen eine unfehlbare Richtschnur des Handelns darbieten.

In allem diesem herrscht ein großer Zusammenhang. Ob die unendlichen Vortheile der Vervollkommenung des geselligen Leben für die zahllosen Uebel, welche sie erschafft, entschädigen, mehr als entschädigen können, ist eine uralte und vielleicht nie rein aufzulösende Frage. Schon Prometheus mußte ja nach der Fabel für diese, als Folgen seiner That, büßen; aber er rechtfertigte sich durch jene: und wer hatte mehr Recht, Jupiter oder der weise Titane? Muß das Menschengeschlecht durchaus an seinem Heil verzweifeln, weil es mit jedem Schritt zur Entwicklung seiner Kräfte auch seiner Verderbniß entgegen geht, oder wird es ihm gelingen, dem Schicksale zum zweitenmal ein goldnes Zeitalter abzunöthigen? Was für das ganze zu hoffen vermessen wäre, darnach darf doch der Einzelne für sich selbst streben: nämlich bei der vielseitigsten Ausbildung die ursprüngliche sittliche Einfalt zu bewahren; und das ist es auch, womit sich der Dichter am Schluß über die Verirrungen der Menschheit tröstet. Sein Hauptgedanke ist folgender: die Menschen, die zur Geselligkeit geboren scheinen, und durch sie in den Stand gesetzt werden, wundernswürdige Dinge auszuführen, verderben sich dennoch unter einander. Das Gefühl, welches ihn auf diese Betrachtungen leitet, ist das Verlangen, im einsamen, vertrauten Umgange mit der Natur sich vor dem verderblichen Einflusse der Gesellschaft und ihren einengenden Verhältnissen zu retten. Hieron geht er aus:

— endlich entflohen des Zimmers Gefängniß  
Und dem engen Gespräch —

Und hierauf kommt er auch zurück, nachdem sowohl die

glänzenden als die schrecklichen Scenen des menschlichen Lebens wieder verschwunden sind:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem  
Herzen wieder, Natur? —

Das Gedicht ist also nicht nur nach seinem Gegenstande, sondern durch die Beziehung desselben auf die Seele des Dichters ein Ganzes: es hat Einheit, sowohl lyrisch als philosophisch betrachtet.

In der Ausführung wird die strömende Fülle des Ausdrucks vielleicht hier und da zum Ueberflusse. Beim Eingange könnte man einige Augenblicke zweifeln, ob man hier nicht bloß ein Landschaftsgemälde zu erwarten habe. Die Schilderung der wirklichen Scene und der Anfang der Vision fließen in einander: sind ihre Gränzen mit Absicht nicht genau gezogen? Von den einzelnen Anschauungen, worunter die Phantasie lustwandelt, ist fast jeder Zug auf das Bedeutendste gewählt; sie sind immer kräftig, größtentheils mit auffallender Neuheit, und oft wahrhaft erhaben dargestellt. Unter vielem Schönen sind folgende Zeilen über allen Ausdruck schön:

Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum scheiden,  
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,  
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen erhaltenden Gottes,  
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.

Doch scheint der letzte Vers mit dem „glücklichen Volk der Gefilde,“ das gleich darauf geschildert wird, im Widerspruche zu stehn. So wäre auch die „Länder verbindende Straße,“ so treffend sie gezeichnet ist, bei der Schilderung des Handelsverkehrs wohl mehr an ihrer Stelle, als neben der genügsamen Eingeschränktheit des Landbaues. Die Einführung der griechischen Götter darf nicht befremden, eben so wenig, als

das ganz individuelle Beispiel von spartanischer Aufopferung für das Vaterland. Da der Dichter die Geschichte des ganzen Menschengeschlechts in Einer Bilderreihe aufstellt; so ist er berechtigt, von einzelnen Völkern zu entlehnen, was gerade bei jedem in der ausgezeichnetsten Vortrefflichkeit erscheint. Hiedurch läßt sich auch die Erwähnung der Presse so kurz nach der Kunst im griechischen Stil rechtfertigen.

[Prosodische Bemerkungen.] Da die eben angezeigten [schillerschen] Gedichte mit den [goetheschen] Elegien im sechsten Stück das Silbenmaß gemein haben, so sind einige prosodische Bemerkungen auch über diese bis hieher aufgespart worden. Der Pentameter, ein schwerer Vers im Deutschen, ist in allen vorzüglich gut gelungen. Seine Schönheit beruht darauf, daß die beiden Hälften durch eine natürliche Pause, und durch recht entschieden lange Schluß- und Anfangsilben aus einander fallen, ohne sich abzustossen, und daß die beiden schließenden Anapäste recht leicht und hüpfend sind. Man hat sich hier nie erlaubt, wie es im Deutschen sonst oft gegen das Beispiel der Alten geschehn ist, einen derselben mit einem Jamben zu vertauschen (— — — — oder — — — —), welches dem Verse immer einen hinkenden Fall giebt. Wollends würde man in den vorliegenden Gedichten dergleichen Pentameter vergeblich suchen, wie wir sie von einer nicht unberühmten Hand haben, wo einmal der arme Buchhändler Trophonius in Stücke zerrißen wird, so daß das Buch die erste, der zweite Händler in die Hälfte des Verses gehört. Nur selten findet man die Pause verfehlt:

Hebe den Wandrer, und zog mich | in die Halle heran.

Bist du am Ufer, so wirf sie | in die Wellen zurück.

oder völlig falsche Stansionen:

Die zwischen mir und dir | traurig und finster sich thürmt.  
 Dir gilt es nicht, was tu thust | was dir gefällt u.

oder anreine, schwerfällige Anapäste: Rom | auch nicht Rom;  
 Vor- | welt und Mit- | welt zu mir; vor- | wärts und rück- |  
 wärts den Schritt. In den Elegien im sechsten St. ist zum  
 Nachtheil der Mannichfaltigkeit sowohl im Pentameter, als  
 im Hexameter dieser Anfang: — — — — — | fast ganz vernach-  
 läßt; dagegen ist er in der großen Elegie oft, zum Theil  
 sehr bedeutend und ausdrucksvoll angebracht: Hoch von des |  
 Berges | Haupt; Künstliche | Himmel ruhn; Hüpfet der |  
 Brücke | Joch u. s. w.

Einsilbige Wörter am Schluß des Pentameters können wir nicht entbehren, brauchen sie aber auch nicht, wie die Lateiner, zu vermeiden: sie thun dem Wohlflange keinen Eintrag, wenn sie vollkommene Längen sind. Vor den viel-  
 silbigen Schlüssen, worin sich Propertius gefällt, ist es nicht nöthig zu warnen: sind es zusammengesetzte Wörter mit einer Stammsilbe am Ende (Wonnegefang) so thun sie eben die Wirkung wie zweisilbige. Solcher Wörter: — — — — —, (Glücklichere) haben wir nur wenig, und freilich sind ihre Kürzen so gar nicht tönend, daß sie sich am Schluß sehr schlecht ausnehmen würden. Der Reiz des lateinischen Pentameters, welcher aus der versflochtenen Stellung der Beinwörter entsteht, bleibt in unsrer Sprache unnachahmlich.

Die Schwäche unsers Hexameters liegt in den Trochäen, die wir genöthigt sind, statt der nachdrücklichen Spondeen zu gebrauchen. Wir müssen also den Vers durch einen häufigern Gebrauch des Daktylus zu beflügeln suchen, da doch unsre Kürzen die Leichtigkeit der griechischen und latei-



nischen nicht haben; sowohl unsre unächten Spondeen in zusammengesetzten Wörtern benutzen (also nie einen Daktylus damit anfangen „am Uhrwerk der Zeiger“), als durch Zusammenstellungen einsilbiger Hauptwörter ächte bilden, wobei nur Künstelei und Härte vermieden werden muß; dem Verse, wo möglich, einen männlichen Abschnitt geben, weil sich sonst seine beiden Hälften zu ähnlich sehen, wenn der Schluß auch trochäisch ist; unter den natürlichen oder Wortfüßen, die nach ihrer Verschiedenheit bei einerlei künstlichen Füßen eine ganz verschiedene Wirkung hervorbringen, die steigenden und männlichen —, — —, — — —, und mit Hülfe des Spondeens — — —, — — —, wie auch den schönen Choriambus, den fallenden — — —, — —, — — —, vorziehen; alles dieß mit beständiger Rücksicht auf Abwechselung, Ausdruck und nachahmende Bewegung. Der Trochäe wird noch leerer, wenn die erste Silbe nicht recht lang ist: „Das Antike war neu.“ Der Amphibrachys, womit unsre Sprache überhäuft ist, schwächt den Hexameter am meisten; dagegen erhebt ihn der anapästische Aufsprung; z. B. in der großen Elegie:

Zischend fliegt | in den Baum | die Art; | es erseufzt die Dryade.

So meisterhafte Hexameter findet man mehrere in diesem Gedichte. Hingegen in den Elegien im sechsten Stück und in den kleinern Gedichten sind sie selten, und ein Prosodiker, der sie nach obigen Grundsätzen prüfen wollte, würde noch Manches vermissen. Da diese Metrik, die unter allen Neuern noch allein bei uns Deutschen Eingang gefunden hat, so wie die Zahl der beliebten Dichter, welche sich für sie erklären, zunimmt, immer mehr Glück machen muß, so ist es wohl der Mühe werth, sie mit genauem Fleiß zu bearbeiten.

[Schillers Reich der Schatten — Das Ideal und das Leben.] Wer Sinn für das Idealische hat, noch mehr, wer jemals unter dem Bemühen erlegen ist, ihm außerhalb seinem eignen Innern Wirklichkeit zu geben, der wird mit eben so großem Wohlgefallen als Erstaunen in 'Das Reich der Schatten' (neuntes St.) eintreten; ein Gedicht, dessen Muse wie dessen Gegenstand, die reinste unkörperliche Schönheit ist. Das verklärte Licht auf der Stirn der Himmlischen leuchtet uns schon beim Eingange entgegen. Im Hintergrunde strahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beschieden ist, so lange er das Irdische noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Dasein, an welches er überall durch die Bande der Unvollkommenheit gefesselt ist, unablässig hinauftreiben soll. Was hier geleistet worden ist, mußte bis dahin fast unglaublich scheinen, wenn man die Härte des Stoffes kannte, der sich in dieser glänzenden äußern Rundung verbirgt, und die unendliche Last des Gewölbes unfähig berechnen kann, das hier von schön geordneten Säulen so leicht getragen wird. Die Frage, ob es erlaubt war, so viel zu leisten, muß einer ausführlichern Prüfung vorbehalten bleiben.

Es ist schwer, über ein solches Gedicht, indem man den empfangnen Eindruck sinnlich machen will, nicht wieder zu dichten; allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthusiasmus gesichert werde, muß man ihm helle, bestimmte Einsicht zur Grundlage zu geben suchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer sich nicht verbrießen lassen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wollust, aber unverstanden wie Geistersprache, an seinem Ohr vorübergleiten zu lassen; wenn er die Offenbarungen, die darin mehr

angekündigt, als wirklich entfaltet werden, in sich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo sich Alles greifen und handhaben läßt: und sind es gleich elyrische Gestalten, welche den Betrachter umgeben, so haben sie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehen sich seinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingerissen, sie auf das Innigste mit seinem Wesen verschmelzen will. Es ist daher die erste Pflicht des Beurtheilers, den dichterischen Schleier der Wahrheit wegzuziehen und, von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umrisse, so viel es sich thun läßt, in ungeschmückten Worten hinzuzichnen.

Die sinnlichen Triebe im Menschen stehn im Widerspruche mit dem Triebe seines höhern Selbst nach Vollkommenheit, und doch ist die Uebereinstimmung beider Bestandtheile seines Wesens zur Glückseligkeit nothwendig. Gibt es nun kein Mittel jenen Widerspruch auszugleichen? Es giebt eins; aber wer dessen theilhaftig werden will, muß damit anfangen, sich von seinen Sinnen unabhängig zu machen, denn diese sind es grade, wodurch er in thierischer Beschränktheit festgehalten wird. Nur was körperlich an ihm ist, muß unbedingt äußern Naturgesetzen gehorchen: seine Persönlichkeit dagegen ist frei. Um diese zu veredeln muß er das Schöne und zwar in seiner höchsten Reinheit zu genießen suchen, und hiezu ist eine Stimmung der Seele nothwendig, die ihn ganz von den störenden Eindrücken der wirklichen Welt entfernt, und worin er, wenigstens für die Zeit der stillen Beschauung, alle Leiden des Lebens, alle eigenen Unvollkommenheiten vergißt. In solcher Abgeschiedenheit muß er seine Einbildungskraft mit Idealen der menschlichen

Natur beschäftigen; doch soll ihn dieß keinesweges in äufre Unthätigkeit einwiegen, als ob er schon im Besitz des Unerreichbaren wäre, weil er es sich vorzustellen vermag: nein, er soll durch den angespanntesten Gebrauch seiner Kräfte ihm im wirklichen Leben näher zu kommen suchen, und sich nur durch die Betrachtung desselben von dem niederdrückenden Gefühl seiner Schwäche wieder aufrichten. Das Dasein des Menschen ist in jeder Beziehung ein rastloser Kampf, eine Aufgabe, die sein Vermögen übersteigt: nur das Idealschöne kann ihm daher einen völlig befriedigenden Selbstgenuß gewähren. Der handelnde Mensch muß seinen ganzen Muth, seine ganze Entschlossenheit aufbieten, um dem Widerstande und den Gefahren, die ihm auf jeder rühmlichen Laufbahn begegnen, nicht nachzugeben: in einer schönen Ideenwelt darf er sich sorglos der ruhigsten Empfänglichkeit überlassen. Nur durch die unermüdblichste Beharrlichkeit des künstlerischen Genius werden vortreffliche Werke zu Stande gebracht: hingegen das Ideal der begeisterten Seele ist frei von allen den Mängeln, die es in der wirklichen Darstellung unter sich selbst herabsetzen. Mit unerbittlicher Strenge müssen wir selbst richten, um unsre sittlichen Gebrechen abzulegen, und doch bleiben unsre besten Bemühungen unendlich tief unter den Forderungen der Pflicht. Aber indem wir die Tugend als schön empfinden, und ihr Ideal mit voller Liebe umfassen, wird es gewissermaßen Eigenthum unsers Herzens. Der gesellige Mensch muß das Elend seiner Mitgeschöpfe, auch wenn er ihm nicht abhelfen kann, doch schmerzlich mitfühlen; aber in seinen idealischen Vorstellungen rührt ihn nur die im Leiden bewiesene Seelengröße. So wird ihm durch die Schönheit mitten unter den harten Kämpfen und Selbstverleugnungen, wodurch allein er sich

der seligen Ruhe einer höhern Vollendung würdig macht, schon ein Vorgefühl derselben gegeben.

Nach dieser Darlegung des Inhalts (die, wie wir hoffen, im Ganzen nicht verfehlt ist, wosern sich auch im Einzelnen Mißverständnisse eingeschlichen haben sollten) wird sich jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, einen dichterisch belebten, aber immer noch lehrenden, Vortrag denken, und durchaus nicht erwarten, es werde mit lyrischer Fülle hinströmen. Lehrend kann sich die Poesie gewissermaßen selbst das Unfinnlichste zueignen, denn sie gebraucht eben das als darstellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Festhaltung der Begriffe unentbehrlich ist. Die Sprache ist die Leiter, auf der wir von der Erde bis in den Himmel, oder wenigstens bis in die Wolken hinaufklimmen, und die oberste Sprosse derselben ist aus gleichartigem Stoff mit der untersten verfertigt. Auch als Werkzeug ganz entkörperter Gedanken kann sie ihren sinnlichen Ursprung, ihre bildliche Natur nicht völlig verleugnen: es gilt also nur, Bild gegen Bild zu vertauschen, und so lange herabzusteigen, bis man aus der kalten obern Luft wieder in die wärmere Region des Lebens und der Schönheit gelangt ist. Aber ein lyrischer Gesang setzt nicht bloß innre Anschauung, sondern innige Regung voraus: und welche, wenn man so sagen darf, vergeistigte Empfänglichkeit gehört dazu, von solchen Gegenständen berührt, ihren Eindruck melodisch zurückzugeben.

Wenn man dieß bedenkt, so wird man sich eher wundern, daß Sprache und Silbenmaß dem Dichter so oft zu Gebot gestanden haben, als daß sie hie und da widerspenstig hinter dem Gedanken zurückgeblieben sind. Der bezaubernde Wohl laut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben

faßen kann, und die sanft verschmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur selten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie sind hier bloß idealisch mit einer deutenden Anwendung eingeflochten, und es ist aufs glücklichste ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichtes liegt in dem Apfel Proserpinens begriffen. Es ist eins jener erhellenden Gleichnisse, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde setzt. Eben so schön und wahr ist in der Erwähnung Laokoons die edelste Forderung ausgedrückt, welche an die Menschheit zu machen steht: der Widerstand, der die niederdrückende Natur des Leidens in den höchsten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Ursprungs verwandelt. Wir wissen, daß die Bildsäule Laokoons beides darstellt, die Angst, welcher sich der Sterbliche nicht entziehen kann, und den Muth, wodurch er unsre Ehrfurcht mehr, denn der Gott erregt, der ein willkürliches Urtheil über ihn sprach. Diesem Gedanken, den der Künstler in der Schrift menschlicher Züge darlegte, sind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules endigt die Reihe dieser Bilder auf die zweckmäßigste Art; und das in der letzten Strophe wiederholte Wort:

— — des Ordenlebens

Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt,

malt uns' die Befreiung von der Last des Irdischen so fühlbar hin, daß wir am Ende des Gesanges in der That mit dem Vergötterten hinangeschwebt zu sein glauben.

[Kleinere Gedichte Verschiedener.] Im neunten und zehnten St. stehen zwei poetische Uebersetzungen griechischer Hymnen, des homerischen auf Apoll [von Goethe] und eines weniger bekannten von Proklus auf Pallas Athene [von Herder],

die den Liebhabern und Kennern des Alterthums willkommen sein werden. Sie würden die Mühe einer nähern Vergleichung mit den Originalen belohnen, wenn hier Raum dazu übrig wäre. Das siebente Stück enthält Kompositionen von Reichardt zu drei vorrösischen Liedern, 'die Dichtkunst' in demselben Stück, 'Weihe der Schönheit' und 'Sängerlohn' im fünften. In jenem finden sich noch zwei Gedichte [von Woltmann], 'der Dorfkirchhof', welches nicht zu seinem Vortheile an die berühmte Elegie von Gray erinnert, und 'Ketche'. Beide sind wohlklingend versificiert und nicht ohne glückliche Zeilen. In dem letzten wäre der Ausführung des wahren Gedankens, daß wir die Erinnerungen des gegenwärtigen Lebens für keine unbekannte Glückseligkeit können hingeben wollen, mehr Klarheit zu wünschen. Die Erscheinung der 'Anmuth und Würde' am Ende ist ziemlich unerwartet. Die 'Schwarzburg' [von Sophie Mereau] im neunten St. enthält in wohlklingenden Reimen ein Gemälde anmuthiger oder romantischer Naturscenen, von blühendem, manchmal nur zu üppigem Kolorit, mit zarten Empfindungen untermischt.

[Goethes Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.]

'Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' (im ersten, zweiten, vierten, siebenten und neunten St.) sind das, wofür der Vf. sie giebt, eine leichte, angenehme Erholung, welche nicht sowohl den ermüdeten Geist von sich selbst ablenkt und zerstreut, als durch den ruhigen Ton, der darin herrscht, zur Sammlung einladet, womit ihm oft der größere Dienst geschieht. Der Eingang erinnert an einen ähnlichen, zu einer sonst noch genug von dieser verschiedenen Reihe von Erzählungen, dem Dekameron des Boccac. Dort flüchtete man sich von dem Schauplatz der physischen Zerrüttung, wie hier von dem Schauplatz der politischen. Nur konnten die anmuthigsten

Erzählungen eine Pest nicht beschwören, da sie hingegen Haber und Zwietracht wohl in den Schlaf zu wiegen vermögen. Die Einleitung zu diesem Unternehmen hat freilich das Ansehen eines Widerspruchs; denn es bringt dem Gedächtnisse die Gegenstände sehr nahe, welche man sich zu entfernen vorsetzte: doch ist er nicht ganz unauflösbar. Das Uebel mußte noch einmal so lebendig geschildert werden, daß es jedem, welcher je Partei genommen hatte, leicht wird, sich von dem Dasein desselben durch eine aufwallende Theilnehmung an diesem Gespräch zu überzeugen. Die Erwähnung des Galgens und der Guillotine berührt eben den Gipfel beider entgegengesetzten Denkart, und man ist nicht betrübt, den braven Mann abreisen zu sehn, der sie herbeiführte. Nun gewinnt man Raum, sich an den folgenden Gesprächen zu erfreuen, worin Vernunft und Witz, allgemeine und besondre Wahrheiten aufs glücklichste gemischt sind, wo es der Namen nicht bedarf, um die Sprechenden von einander abzusondern, und ein jeder seinen Charakter behauptet. Ja, bis in die kleinste der kleinen Geschichten, welche vorgetragen werden, läßt sich jene feine und lebhaft dramatische Wendung nicht verkennen. Auch die Spuren dessen, was man Manier nennen möchte, gefallen noch daran: warum sollte man eine zierliche Manier nicht lieben? Diese hier ist nicht farg mit Worten und Aufzählung kleiner Umstände, aber sie haben alle Leben und Grazie und werden durch einen einfachen Gang zusammengehalten. Ohne Brunk und geßigentlich erregte Spannung erreicht die erste dieser Erzählungen ihre Absicht, unsre Aufmerksamkeit zu fesseln und die Phantasie anzuregen, wobei es nicht ohne Schauer abgeht. Anordnung und Ausdruck sind so kunstlos und darstellend, daß man gern zu ihnen zurückkehrt, und



es sich schon gefallen läßt, das Wort dieses Räthfels, so wie der andern nachher aufgegebenen, nicht gefunden zu haben. Besonders ist alles, was darin zur Bezeichnung der Charaktere dient, vortrefflich. Alle Zaubereien des Vf. reichen dagegen nicht hin, den harten Kontrast in dem Abenteuer des Marschall de Bassompierre ohne Widerwillen verschmerzen zu lassen. Daß die Begebenheit der schönen Stroh Wittwe mit einem Prokurator zu Genua nicht unbekannt ist, schadet allerdings dem Vergnügen nicht, womit wir sie hier wieder lesen; doch schadet es ihrer Moralität, daß alles Verdienst auf die Kälte und Geistesgegenwart des jungen Weisen kommt, und die Entsagung der artigen Frau nach aufgehobnem Fasten vielleicht nicht Stand halten möchte. Uns dünkt daher die Geschichte des verirrtten Jünglings moralischer. Eine überzeugende Wahrheit der Darstellung und der Bemerkungen, die dem Vf. in der That so natürlich wie das Athmen zu sein scheint, spricht uns darin an. Gegen das Ende entsteht indessen die Frage, ob eine solche Erfahrung, wie die, welche Ferdinands Rettung begleitet, nicht zu denen gehört, an die, bei Gelegenheit des Sprungs zweier verbrüderter Schreibtische, die Forderung gemacht wird, daß sie wahr sein müssen, und die man also 'nur gern in Heinrich Stillings Leben lieft.

Was aber alles Belehrende und Ergögende in den vorigen Unterhaltungen dahinten läßt, was ein sanftes Wohlgefallen in das lebhafteste Vergnügen verwandelt, ist das Märchen (zehntes St.), zu dem wir durch treffende Winke über das Wesen der Phantasie vorbereitet werden. Sie gaukelt uns alsdann das lieblichste Märchen vor, das je von ihrem Himmel auf die dürre Erde herabgefallen ist. Alle ihre Jugend und Fröhlichkeit scheint wach geworden zu sein.

So bunt sie aber ihr Gemälde mischt, so gemildert ist es dennoch in seiner Haltung. Ein Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteristik, und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung, als im Mitleiden, das der Gegenstand erweckt. Nie gab es einen lebenswürdigeren Schmerz, als den der süßen Lillie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmete. Dazwischen bringt irgend ein komischer Zug, wie die Verlegenheit der guten Alten um ihre Hand, zum Lächeln, oder man erheitert sich bei den Irrlichtern, einem Völkchen, das hier in seiner ganzen Beweglichkeit ergriffen, und wie fest gezaubert ist, ohne still zu stehn. Es ist eine Zeichnung, bei der man nicht ohne Ergötzen verweilen kann; sie erschöpft was sie darstellen soll, und gleitet doch leicht darüber hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Grases. So schwebt das ganze Märchen hin, und wer sich nicht an ihm erfreuen wollte, müßte wenigstens nicht mit unbefangnem Geiste sich belustigen können, oder alle Werke, woran die Einbildungskraft allein Theil hat, lästig finden. Alsdann könnte es ihn vielleicht noch unterhalten, nach einem haltbaren Faden der Deutung zu suchen, welches wir noch nicht unternommen haben. Im Einzelnen ist Sinn und Bedeutung nicht schwer zu erkennen. Bei der Flüchtigkeit, die man sonst nur den Landsleuten der Irrlichter zutrauen sollte, schimmert ein gewisser Ernst durch, der „nicht schwer wird über Allem,“ wie die Landsleute des Wf., sondern eben hinreicht, eine desto angenehmere Erinnerung der empfundenen Lust zurückzulassen. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß nirgends Ueberladung, weder in der Sprache,

noch in den Beschreibungen, statt findet. Wollte die Kritik auch dieses schöne Wolkenbild nicht ohne Tadel vorbeischlüpfen lassen, so könnte man sagen, daß die Katastrophe, wobei die Theilnahme an den Lieblingen still steht, nicht nahe genug ans Ende gerückt ist. Allein dieß stört den Genuß nicht, und wenn wir geendigt haben, so sehen wir im Geist den Erzähler, der bisher unter der Gestalt eines alten Geistlichen aufgetreten ist, die Maske abwerfen, und mit einem Flügel-paar dastehn.

[Alexander von Humboldt 'Die Lebenskraft'.] 'Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung.' (fünftes St.) Sie enthält eine treffende Allegorie über einen Gegenstand aus der Naturwissenschaft, für die man nur selten sinnreiche Einkleidung erfand, während man die Lehren der Moral mit den plattesten überhäufte. Der kleine Aufsatz ist gefällig und blühend geschrieben; das Ende läßt eine sanfte Nührung zurück.

[Engels Entzückung des Las Casas und Lorenz Stark.] 'Entzückung des Las Casas, oder Quellen der Seelenruhe'. (drittes St.) So heißt die Ueberschrift des Gesichts eines sterbenden Weisen, der auf ein thatenvolles Leben erbangend zurückschaut. Sein Genius läßt ihn zuerst die traurigen Folgen einiger Uebereilungen, und dann in weiter Ferne die endliche Auflösung der Verwirrung erblicken, die sein Herz an sich selbst verzweifeln ließ. Der Erzähler geht dabei keinen neuen Weg, aber den, worauf ihm der Denker gern folgt. Die Sprache hat durch Fülle und Feierlichkeit fast am Einfachen eingebüßt, aber sie ist mit der frommen Erhabenheit des Gegenstandes eins geblieben. Bei der Vergleichung mit dem Traum des Galilei sollte man denken, ein Philosoph für die Welt, dessen man sich dank-

bar erinnert, sei hier Philosoph für den Himmel geworden. Das Charaktergemälde im zehnten Stücke, 'Herr Lorenz Stark', ist nur noch Bruchstück, obschon am Ende keiner zu hoffenden Fortsetzung erwähnt wird; doch ist die Geschichte weit genug geführt, um eine befriedigende Entwicklung voraussehen zu lassen. Es ist nicht nur ein unterhaltendes, sondern ein lehrreiches Gemälde; denn wir erblicken darin Verhältnisse, wie sie sich im gewöhnlichen Leben wirklich finden, und den häuslichen Frieden nur zu oft unterbrechen. Schwächen und Eigenheiten sind hier in ihrem Zusammenhange mit lobenswürdigen Eigenschaften gezeigt; Recht und Unrecht findet sich auf beiden Seiten, und eben dieß erregt eine mehr zusammengesetzte Theilnahme, als moralische Erzählungen meistens einzuschöpfen im Stande sind. Die Aufdeckung manches feinen Selbstbetruges verräth einen geübten Beobachter der Menschen. Durch die ganz dialogische Behandlung wird die Umständlichkeit in treffenden, wenn auch kleinen, Zügen belebt und anziehender gemacht. Wenn man diese Charakterzeichnung neben die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten stellt, so kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß die Verfasser in ihrem wahren, leichten und vertrauten Ton der Darstellung, wozu aber mehr Geist erfordert wird, als mancher sich vielleicht einbildet, glückliche Nachfolger (nicht Nachahmer) finden, und unsre Lesewelt dadurch von dem Geschmack am Gothisch-Heroischen, Riesenhaften und Abenteuerlichen geheilt werden möchte. Man müßte ihr wenig Gutes zutrauen, um diese Hoffnung nicht zu hegen, da eben in diesem Zeitpunkt ein Roman von einer Meisterhand das natürlichste, freieste Leben durch eine hie und da wunderbare, immer anlockend geknüpft Verwicklung hinspielen läßt.

---

## Schauspiele von Friedrich Wilhelm Gotter. 1795. 2pz. Göttingen.

Es ist eine eigne Erscheinung in unsrer Litteratur, daß wir bei unsrer Armuth im dramatischen Fach doch eine beträchtliche Anzahl sehr geistvoller Schauspiele besitzen, die entweder von ihren Verfassern gleich Anfangs nicht für die Bühne bestimmt wurden, oder doch kein mit ihrem Werthe in Verhältniß stehendes Glück darauf machten. Kaum gehört eins oder das andre von den Stücken unsrer dramatischen Meister zu den allgemein gangbaren, während mittelmäßige Platttheit mit einer gewissen Zuversicht auf dem Theater erscheinen darf, und sich desselben nur zu oft gänzlich bemächtigt. Der große Haufe der Schauspieler findet sie, wie es scheint, seinen Fähigkeiten, der große Haufe der Zuschauer seinen Bedürfnissen, die er doch wohl am besten kennen muß, angemessener: was man mit seinem eignen Geiste verwandt fühlt, hat immer etwas ungemein Gemüthliches und Zuthätiges. Ein nicht geringer Grad von Bildung wird dazu erfordert, zu dem Vortrefflichen von Zeit zu Zeit mit neuem Vergnügen zurück zu kehren, und es stets noch durch eine mehr ergründende Betrachtung neu zu finden. Daher will man immer etwas Neues: sollte es auch von der Beschaffenheit sein, daß sein ganzes Verdienst, wenn es vor dem Anfange der ersten Vorstellung irgend einiges hatte, zu Ende derselben gewiß dahin ist. Diese Bemerkungen liegen dem Beurtheiler obiger drei Schauspiele sehr nahe, wenn er es bei der außerlesenen Unterhaltung, welche besonders die beiden ersten ihm gewähren, beklagen muß, daß sie zwar unstreitig eine Bereicherung unserer Litteratur, aber schwerlich unsers Theaters sind. Der Dichter (einer von denen, die jedesmal willkommen sind, so oft, oder vielmehr so selten sie erscheinen, und an denen man es nur tadeln möchte, daß sie bei einer glücklichen Leichtigkeit mit ihrem Geiste nicht freigebiger sein wollen, wenn solche Anforderungen an Wiß und Phantasie, Kräfte, welche nur in ihrer freiesten Regsamkeit glänzen, nicht immer zudringlich und unbillig wären), der Dichter erklärt sich selbst hierzu in einer kurzen Vorrede. Den ersten Anlaß zu diesen Stücken gab das Bedürfniß eines gesellschaftlichen Theaters. Wer sie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird sich vielleicht geneigter füh-

len, manche Abweichung von den strengen Vorschriften der dramatischen Kunst und manche andre Verirrung des Witzes und der Laune zu entschuldigen. Dieß gilt vorzüglich von den beiden ersten Stücken' (Basthi, ein Lustspiel in einem Akte; Githi, ein Schauspiel in sechs Akten), 'deren Stoff mit der Art ihn einzukleiden in einem zu auffallenden Kontraste steht, als daß sie sich mit dem Zwecke einer öffentlichen Vorstellung vereinigen ließen.'

Die Geschichte jener berühmten Königinnen ist hier nämlich durch eine sonderbare, sehr originelle, Gattung des Komischen gewürzt. Historische Personen, die uns aus einer alten Urkunde von ehrwürdigem Ansehen schon von früher Kindheit her bekannt sind, die aber, was ihren Charakter betrifft, nichts sonderlich Ehrwürdiges an sich haben, so daß die Laune mit gutem Fuge Muthwillen an ihnen treiben kann, erscheinen hier mit neumodigen Vorstellungsarten, Sitten und zum Theil Thorheiten ausgestattet. Vollkommene Verachtung des Kostums in der Darstellung einer in so entlegenen Zeiten, bei so fremden Völkern vorgefallenen Handlung wäre vielleicht ein unmögliches Unternehmen; dennoch stellt ein auffallender Verstoß dawider den Dichter selbst, der ihn unwillkürlich mitten in seinem tragischen Ernste begeht, in ein lächerliches Licht. Ganz etwas Anderes ist es, wenn er, wie hier, die Zeitalter und Sitten absichtlich verwirrt, um durch das Zusammenrücken so fremdartiger Vorstellungen überraschende Gegensätze zu bilden. Dieß kann bis in das Burleske getrieben werden, und ist eins der vorzüglichsten Hilfsmittel der Parodie. Unser Dichter aber weiß auch im Scherze Maß zu halten, und dergleichen Kontraste mit bedeutender Feinheit anzubringen, ohne sich von dem höheren Komischen, das er in die Charaktere selbst gelegt hat, zu entfernen. Das kleinere Stück ist gewissermaßen ein Vorspiel des zweiten: die darin auftretenden Personen kommen mehrentheils nachher wieder vor. Es hat nur wenig Verwicklung und kann sie auch nicht haben: doch machen die zahllosen und unleidlichen Grillen einer Schönen, bei der sich der Uebermuth des Standes zu einem unbegrenzten Vertrauen auf die oft erprobte Allmacht ihrer Reize gefällt; die willkommne, aber nachlässig aufgenommene Schmeichelei und vergeblich angebrachte Weisheit ihrer Hofmeisterin; die verschiedenen Arten höfischer Pedanterei im Ton der an sie abgeschickten Kämmerlinge; endlich die vlatte

Feierlichkeit in der Verathschlagung, wie die Verbrecherin gestraft werden soll, zusammen ein sehr artiges Gemälde aus, dessen anziehende Kraft weder auf dem allzu Bunten, noch auf dem Ueberladenen beruht. Die Geschichte der stolzen Basthi (an welcher darin nichts verändert wird, als daß Haman und seine Frau schon vorkommen, und daß die Königin hier nach einem Geliebten schmachtet, der dafür, wie man im folgenden Stücke erfährt, 'nach altem Brauche im Stillen stranguliert wird'), hat wohl nie jemanden im Ernste tragisch geschienen, außer herrschsüchtigen Frauen, oder geplagten Männern, weil die wohlmeinende Absicht des Ahasverus wenig Erfolg für sie gehabt zu haben scheint. Aber die That der Esther ist wirklich einmal als Trauerspiel bearbeitet, um einen andächtigen und ausschweifenden Hof zur Abwechslung auch von der Bühne herab zu erbauen. Die Piété pries Ludwig den Vierzehnten in einem prächtigen Prolog dazu und damit die Demoiselles de Saint-Gyr Gelegenheit hätten ihre Geschicklichkeit in geistlichen Liedern anzubringen, und Madame de Maintenon zugleich unter dem Bilde der Esther geschildert werden könnte, mußte diese, der doch Alles auf Geheimhaltung ihrer Geburt ankam, eine ganze Schar junger Sübinnen im königlichen Pallast in der Religion ihrer Väter erziehen. Konnte die tragische Muse trotz aller ihrer Würde sich enthalten zu lächeln, wenn ihr Racine dergleichen Dinge zumuthete? In der That, mancher Zug seines Trauerspiels würde mit geringer Veränderung oder Verstärkung in der Esther, woraus auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern einige Scenen vorgestellt werden, einen ganz schicklichen Platz finden. Wer kennt nicht diese unvergleichliche Pöffe? Wer muß nicht jedesmal über die herzbrechenden Gespräche zwischen dem Kaiser Ahasverus und seinem Minister Haman, zwischen Esther und ihrem Hoffjuden Mardochai, von Neuem lachen? Um zu bemerken, daß sie unstreitig unserm Dichter zu einer solchen Bearbeitung dieses Gegenstandes in einem ausgeführten Schauspiele Veranlassung gegeben haben, wird nicht viel kritischer Scharffinn erfordert; wer aber dabei verweilen könnte, nicht um das Vergnügen der Vergleichung zu genießen, sondern um die jüngere Esther herabzusetzen, müßte den Unterschied zwischen einem aufgefaßten, jedoch mit eigenthümlichen Geiste benutzten Gedanken, und einer Nachahmung, die mit fremdem Eigenthume prangt, ganz aus

den Augen verlieren, oder ihn auch erkennen wollen. Die komischen Farben sind in jenem Bruchstücke einer Haupt- und Staats-Aktion weit stärker aufgetragen, als in der vorliegenden Tragikomödie (wenn man ihr ja den Namen einer bestimmten Gattung beilegen soll); auch sind hier die gemeinschaftlichen Charaktere ganz anders gezeichnet. Die schöne Esther erscheint durchaus liebenswürdig in ihrer schüchternen Einfalt, die sich zuweilen bis zum frommen Heldennuthe erhebt; der alte Marbochai als ein würdiger Greis ohne Beimischung jüdischer Nationalzüge. Auch die sultanische Gleichgültigkeit und selbstzufriedne Schlassheit im Charakter des Ahasverus ist zwar nicht ganz weggenommen, aber doch beträchtlich gemildert worden. Fast möchte man sagen, sein Betragen gegen Esther sei zu edel und gefühlvoll, um jenen Eigenschaften nicht zu widersprechen, wenn nicht die Liebe, wie erzählt wird, häufig dergleichen Wunder wirkte. Die schlaflose Nacht, wo Ahasverus sich aus langer Weile seine Thaten vorlesen läßt, und erst durch die Chronica und Historien erinnert werden muß, daß ihn Marbochai von einer Verschwörung gerettet, war für den tragischen Dichter, der sich an jeden Punkt einer so bezeugten Geschichte gebunden glaubte, eine verzweifelte Aufgabe. Wer muß nicht über Racine lachen, wenn er den König sich erst auf seinen Thron, wie auf einen delphischen Dreifuß setzen läßt, um folgende Albernheiten zu sagen:

Je veux bien l'avouer. De ce couple perfide  
J'avais presque oublié l'attentat parricide.  
Et j'ai pallé deux fois au terrible récit  
Qui vient d'en retracer l'image à mon esprit.

Hier hingegen ist die Geschichte ebenfalls befolgt; nur in dem ihr entsprechenden Tone behandelt und mit Umständen bereichert. Der schlaue Astrolog, der freimüthige griechische Arzt, die Sängerin mit ihrem allerliebsten fürstlichen Wiegenliede, der Vorleser und das 648ste Kapitel des 1486sten Buchs der Chronica, die den Monarchen nach einander unterhalten müssen, machen eine der ergößlichsten und launigsten Scenen aus, die jemals geschrieben sind. Es ist einfachsinnvoll angeordnet, daß Ahasverus sich der von Haman vorgeschlagenen Ermordung der Juden anfangs widersetzt, und daß die Art, wie nachher der Befehl dazu erschlichen wird, ins Dunkel gerückt ist. Die gleiche Bereitwilligkeit, womit er in der wahren Ge-



schichte dem Haman dieß Blutfest, dann seinen jüdischen Nachfolger ein ganz entgegengesetztes zugestekt, ist wirklich empörend. Auch die Rachsucht Mardocheais und der Königin bleibt billig weg. Vielleicht ist die Bitte, Hamans zehn Söhne ebenfalls aufzuhängen, noch im Munde des leeren und herzlosen Höflings, auf den sie der Dichter übertragen hat, zu entsetzlich. Zum Glücke wird sie abgewiesen. Haman selbst mußte unumgänglich als Bösewicht geschildert werden: dafür weiß man aber auch im voraus, wie stattdich die poetische Gerechtigkeit an ihm ausgeübt werden wird. Das Wagestück, das Abscheuliche bei einer lächerlichen Seite zu fassen, und durch geschilderte Unmenschlichkeit zu belustigen, ohne dem sittlichen Gefühl zu nahe zu treten, kann schwerlich besser gelingen, als in der Scene, wo Haman seiner Frau und ihrem Freunde den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen ankündigt:

Jetzt hört und freuet euch! In dreimal zwanzig Stunden  
Schlägt man sie alle todt — todt — todt, gleich tollen Hundcn.

Es ist meisterhaft erfonnen und ausgeführt, wie sich in seinen rohen, selbstsüchtigen Prahlereien der Rausch der Freude und des Weines zugleich ergießt. 'Ihr seht was ich vermag,' sagt er, indem er sich auf den Bauch klopf und trinkt:

Durch Felsen gieng mein Weg: Schweiß kostete die Mine.  
Verschrieben von Paris ist schon die Guillotine.  
Sie kommt mit Extrapost in dreien Tagen an.  
Dann schaut! mit Einem Schnapp sind hundert abgethan.

Ein ähnlicher Einfall, zwar ein Wortspiel, aber witziges Wortspiel, ist es, wenn Haman vorher, indem er dem Könige die Nachkommen Jacobs als Verbrecher schildert, ausruft:

Zilg' alle Jacobiner  
Vom Eseltreiber bis zum Haupte der Rabbiner!

Seres, Hamans Frau, eine alte weise Hofdame, die sich nach ihrem Abschiede als Hofmeisterin auf moralische und politische Schriftstellerei legt, hat die täuschende Wahrheit eines Portraits; auch ihr Hausfreund, der Kammerherr, den nur die Bedürfnisse seines Magens an die podagrische Schöne fesseln, gehört ganz dazu. Unter der großen Menge eben so kühner als seiner Züge, die nur dem Wize eines geübten Menschenkenners gelingen konnten, ist es schwer,

die vorzüglichsten zu wählen; auch verlieren sie außer dem Zusammenhange unendlich. Sereb giebt unter andern der jungen Königin folgende Beschreibung der Etikette:

Es ist die Heimlichkeit,  
Die Lösung, das Panier der Höfe weit und breit;  
Der Steln, von Geisterhand zum Geklein abgeründet;  
Worauf sich Salomos verlorne Weisheit gründet;  
Es ist der Isis Bild, die nie ihr Haupt entblößt;  
Es ist der Talisman, der alle Zauber löst;  
Und wenn von Pol zu Pol die Höfe sich vertammen.  
Verfolgen und entzweien — der Ring hält sie zusammen.

Ein andermal tadelt sie den Mangel an Würde und Feierlichkeit in ihrem Betragen:

Das macht — die Königin weiß nichts von Etikette.  
Mit ihren Kammerfrauen sitzt bald um die Bette;  
Steht bald auf dem Balkon, und spielt für sich Joujou,  
Kost mit dem Keffchen hier, dort mit dem Kakadou;  
Bald geht sie — nein! sie läuft spazieren im Galoppe,  
Und hängt den Purpur um, wie eine Pelzsaloppe.

Bei dem Ueberflusse an belustigenden Einfällen und komischen Darstellungen, merkt man aber nirgends, daß dem Gegenstande Gewalt angethan wäre, um sie herbeizuholen; sie scheinen sich alle freiwillig darzubieten. Was nach dem Wesen der Sache ernsthaft ist, hat der Dichter so gelassen: er zeigt an manchen Stellen, daß ihm auch Eindrücke von einer ganz andern Art zu Gebote stehn, mit denen er hier indessen nur spielt, und bald durch einen flüchtigen Uebergang gleichsam aus Muthwillen seine eignes Werk zerstört. Vielleicht streift er einigemale zu weit in das Gebiet des Trauerspiels hinüber. Es ist wenig gesagt, daß die Scene, wo Haman, während Ahasverus eben hinausgegangen ist, Esther um Gnade ansieht, hier weit mehr pathetische Stärke hat, als bei Racine; allein die letzte Versicherung hat in dem Munde eines solchen Bösewichts etwas unangenehm Erschütterndes.

Obige Zeilen können zugleich eine Probe der Versifikation abgeben, welche man an den Gedichten des Verf. gewohnt ist. Die gereimten Alexandriner, die ehemals bei uns eben so, wie bei den Franzosen, fast in allen Dichtarten herrschten, sind eine Zeit hindurch vielleicht allzusehr vernachlässigt worden. Wie aber Alles seine

Obbe und Flut hat, so scheinen sie auch jetzt wieder mehr empor zu kommen. Von der tragischen Bühne bleiben sie zwar wohl mit Recht verbannt, obschon Hr. Gotter in seinen Trauerspielen ein musterhaftes Beispiel von ihrem bestmöglichen Gebrauche gegeben hat. Ist diese Versart für den freien, vielfachen Ausdruck der Leidenschaft nicht schon an sich selbst zu eintönig, so wäre es doch wohl eine zu schwere Aufgabe für unsre Schauspieler, sie natürlich, mit beständiger Abwechselung des Tones, und doch ohne Nachtheil des Wohlklangs herzusagen. Ueberhaupt erinnert uns der Reim unaufhörlich allzusehr an den Dichter: wir wollen ihn lieber über seinen Menschen vergessen. Alles dieß gilt vielleicht weniger von komisch dramatisirten Handlungen. Wie dem auch sei, das Ergötzen des Lesers an diesen Schauspielen (da sich, ungeachtet sie sonst alle theatralischen Erfordernisse haben, wahrscheinlich die Namen ihrer Aufführung widersetzen werden) wird gewiß durch den Reim, dessen feinere Reize, und wenn man so sagen darf, dessen Grazien der Dichter alle anzubringen weiß, ohne daß sie ihm je die mindeste Aufopferung zu kosten scheinen, um Vieles erhöht. Die Lebhaftigkeit und glücklichen Wendungen des Dialogs, statt darunter zu leiden, sind nur desto glänzender geworden.

Des Verf. allzu bescheidne Erklärungen überheben uns der Mühe, uns über das, was sich etwa gegen den Plan oder die Ausführung einwenden ließe, z. B. die Lücke zwischen dem ersten und zweiten Acte, wodurch Undeutlichkeit entsteht, die Unwahrscheinlichkeit, daß Mardochai von dem geheimen Befehle zur Ausrottung seines Volkes ein Originaldokument mit dem königlichen Siegel in Händen hat, u. dgl. m., weitläufig zu verbreiten. Neben solchen Vorzügen würden viel größere Mängel unbedeutend werden. Wer scherzhafte Unterhaltung liebt, muß keine meisternde Laune hinzubringen: man lacht gern, sollte man auch gegen die Regeln gelacht haben.

Die 'Bafen' sind nach Les caquets von Niccoboni gearbeitet, und ungeachtet die Handlung ganz in der niedrigen Sphäre geblieben ist, wohin alles Weibergeklatsch verbannt sein sollte, doch eine feinere Ausführung dieses Gegenstandes, als eine andre schon im Deutschen vorhandne. Nur hätte sie etwas abgekürzt werden mögen, da die Schwäche der Verwicklung uns kalt läßt, und nur die ungemeine Zungengeläufigkeit der beiden Heldinnen vom Trödel darin unter-

hält. Diese ist mit völliger Sprach- und Sachkenntniß nachgeahmt, ohne in einen für die Zuhörer allzu beleidigenden Ton zu verfallen. Das Stück, welches durch die Gesellschaft der beiden andern beinahe zu sehr geehrt wird, ist überhaupt weniger zum Lesen, als zur Auf-  
führung bestimmt, und würde wiederum weniger bei einer öffentlichen, als bei einer gesellschaftlichen Vorstellung gefallen, wo man eher Hoffnung hätte, jenen Ton auch im Vortrage vermieden, manche nur angedeutete Züge durch das Spiel gehoben, um dem ächten Hagestolzen Schöнемann sein vollendetes Recht gethan zu sehen.

Erzählungen von Samuel Gottlieb Bärde. Königsb.  
Nicolovius. 1796.

Diese erzählenden Gedichte sind schon einzeln in periodischen Blättern abgedruckt, erscheinen hier aber, wie uns die Vorrede belehrt, theils gänzlich umgeschmolzen, theils sorgfältiger ausgefeilt. Obgleich ein solches Bestreben nach höherer Vollkommenheit lobenswerth ist, so mag ihnen doch leicht jene Art der Ausstellung günstiger gewesen sein. Hier, wo man sie gesammelt, mit nichts Fremdem untermischt und als ein für sich bestehendes Werk in die Hand nimmt, dürfte eine gewisse Einförmigkeit und Beschränktheit, worin sie alle einander ähnlich sind, schwerlich der Bemerkung entgehen. Doch wir bescheiden uns gern, daß es auch in diesen leselustigen Zeiten Leser geben mag, die durch das Alltägliche noch angenehm überrascht werden. Wem sie irgend Unterhaltung gewähren können, den braucht die Kritik nicht vor ihnen zu warnen, und die Moral muß sie ihm ohne alles Bedenken empfehlen. Nur auf der dichterischen Seite geht ihnen Vieles ab, nicht was den Schmuck der Beiwörter, Redefiguren und Bilder betrifft (denn daß der Verf. diesen mit Mäßigung angebracht, und ihn dem Stoffe nicht aufgezwungen hat, bleibt ein Vorzug seiner Werke, mag es immerhin mehr eine Tugend der Nothwendigkeit als der Wahl sein), sondern an Geist und Leben, womit auch solche Dichtarten, deren Ton sich der vertraulichsten Prosa nähert, nie zu reichlich ausgestattet werden können. Die Erfindung, wo sie dem Dichter zugehört, ist wenig anziehend, die Zeichnung der Charaktere unbedeutend, der ganze Gang der Erzählung matt; der Darstellung fehlt es sowohl

an Stärke, als an Schönheit; der Scherz ist nicht recht scherzhaft, und das Pathos nicht sonderlich pathetisch.

Die Bescheidenheit, womit der Verf. selbst seine Muse in folgenden Zeilen charakterisiert, erregt den Wunsch, ihm schmeichelhaft widersprechen, und seine Zweifel heben zu können.

Der Stoff ist arm, die Form gemein,  
Der Wille gut, doch das Vermögen klein:  
Dagegen buhlt er auch nicht um den Kranz der Ehre;  
Den Leser angenehm zu zerstreun,  
Dieß ist das Ziel, nach dem er steuert.  
Doch wie, wenn er auch das nicht traf?  
Ei nun, im schlimmsten Falle leiert  
Sein Reimwerk wenigstens in Schlaf.

Die kürzeste von diesen Erzählungen, 'Karl der Fünfte im Kloster,' ist nicht am schlechtesten gerathen, hat ihr Vortrag gleich nicht die gedrängte Kraft, wodurch z. B. Pfeffel eine so wahre und wichtige Lehre noch eindringlicher gemacht haben würde. Der weltbekannten Geschichte von 'Krösus' hätte vielleicht ein weit größerer Aufwand von Wiß und Darstellungsgabe nicht vermocht den Reiz der Neuheit zu leihen. Die schlichte Kürze, womit die Alten sie in Prosa erzählten, ist der poetischen Auszierung geopfert worden, und diese entschädigt zu wenig für ihren Verlust. Zwei Erzählungen von beträchtlichem Umfange, die eine in fünf Abtheilungen, die andre in vier Büchern, nehmen das Uebrige, und bei weitem den größten Theil des Bändchens ein. Die 'Bräutigamsprobe' besteht darin, daß man den Liebhaber in seiner Abwesenheit glauben läßt, seine Geliebte habe durch einen plötzlichen Unfall ihr Vermögen, und durch die Blattern ihre Reize verloren. Sehr uneigentlich verspricht der Dichter in den ersten Zeilen ein Beispiel verliebter Treue aufzustellen. So verschwenderisch auch der Sprachgebrauch des Egoismus mit dem Wort Liebe umgegangen ist, so sagt man doch gewiß nicht, daß derjenige, welcher einen Kampf auf Tod und Leben zwischen Pflicht und Neigung überstehen muß, um sich zu einer Verbindung mit seiner Braut zu entschließen, weil sie verarmt und verhäßlicht ist, dadurch einen Beweis von Liebe gebe. Nur seine Rechtschaffenheit beweist er, und auch diese hätte er mit etwas mehr Scharfsinn nicht in Unkosten zu setzen gebraucht, denn die Probe ist in der That weder neu, noch verfänglich. Daß der Liebhaber ein

reisender Virtuose, und durch eine Verdrießlichkeit seiner Lebensart überdrüssig geworden ist, kann zwar an sich nicht missfallen, thut aber nichts zur Verwickelung und Entwicklung der Geschichte, wenn man nicht etwa glaubt bei Russkern wäre eine Prüfung ihrer Gefinnungen nöthiger, als bei andern Menschen, und sie hätten mehr Mühe sie zu bestehen. Wozu soll doch der unwahrscheinliche Traum, der Melidoren vor der Entscheidung seine vorigen und zukünftigen Schicksale vorstellt? — 'Die Interimshochzeit, eine Novelle.' Ein junger Mann steht eben auf dem Punkte, sich mit seiner Geliebten zu verbinden, als ihm eine besehrte, würdige Verwandte den (nicht sehr vernünftigen) Antrag thut, ihm durch eine Heirat zwischen ihnen ihr großes Vermögen zu sichern. Ob er gleich bei ihrem bald zu erwartenden Tode durch diese Aussicht versucht wird, siegt doch die Zärtlichkeit; aber seine Braut entsagt freiwillig ihren Ansprüchen. Er heiratet die Alte, und zum Unglücke lebt sie unerwartet lange. Er hat Langeweile, verfällt auf Zerstreuungen, endlich auf das Reisen. Durch einen Spieler, der ihm sein ganzes Vertrauen abzugewinnen weiß, wird er nach Paris gezogen, und fällt in das Netz einer Buhlerin, an die er Alles verschwendet, so daß er endlich in einem armseligen Zustande zu seiner Gemahlin zurückkehren muß. Unterdessen ist die Geliebte vor Gram gestorben. Dagoberts Geschichte giebt zu vielen Spöttereien über ihn, diese zu einem Duell Anlaß, worin er gefährlich verwundet wird. Die Alte stirbt vor Schrecken; ihre Brüder machen ihm einen Proceß über die Erbschaft, er giebt sein Recht daran freiwillig auf, und geht aus Reue und Ueberdruß der Welt in ein Kloster. An tragischen Folgen jener Handlung ist, wie man sieht, eher Ueberfluß als Mangel; doch hätten sie in einer prosaischen Erzählung wohl mehr Wirkung gethan, weil darin die Verhältnisse des wirklichen Lebens, worauf doch ihr ganzes Interesse beruht, gründlicher hätten entwickelt werden können. Die Einbildungskraft hatte hier wenig zu thun; sie mischt sich ungebeten ins Spiel, wenn sie z. B. den Geist einer alten Dame 'schnell entferkert' in das 'stille Land der Schatten' führt.

Sprache und Versbau sind im Ganzen, wie man sie schon aus Hrn. B. vermischten Gedichten kennt: jene rein und richtig, diese fließend, doch beide ohne ausgezeichneten Reiz. Nur die Alexandriner ohne Abschnitt nach dem dritten, und selbst die fünffüßigen

Jamben ohne Abschnitt nach dem zweiten Fuße, welche oft vorkommen, geben dieser gemischten Versart immer etwas Schleppendes. Folgende Schilderung von Dagoberts Seelenzustande fiel uns als eine der glücklichsten und kräftigsten auf:

Ihm wies die Gegenwart Gefilde voll Ruinen,  
In schwarzem Dunkel lag der Zukunft Hintergrund,  
Die Hoffnung schloß auf ewig ihren Mund,  
Denn ach! nie werden ihm die Myrten Hymens grünen.  
Der Tod zerriß den ersten, reinen Bund  
Der Liebe! war' er auch Herr von Potosis Minen,  
Sie kauften ihm nicht einen Augenblick  
Der Seligkeit, die er einst von sich stieß, zurück!

Wie matt ist dagegen diese Beschreibung einer Schönen:

Ihr liebliches Gesicht,  
Beseelt vom blauen Augenpaare,  
War blond; Mund, Nase, Stirn und Haare,  
Kurz alles, was an ihrem Körper nicht  
Bescheidner Puz dem Auge deckte,  
War schön.

‘Rehr’ um, Unglücklicher!’ so warnt der Dichter Dagoberten vor der Reise nach Paris:

— umsonst; der Wagen rollt  
Dahin, das Schicksal führt mit unsichtbaren Händen  
Ihn fort bis an des Abgrunds Rand.  
Doch machen wir hier einen Stillstand.

Gewiß thun wir Hrn. B. einen Gefallen, wenn wir uns diesen hier sehr unpoetischen Stillstand an den Stillstand unsrer Recension erinnern lassen.

Les chevaliers du cygne, ou la cour de Charlemagne.

Par Madame de Genlis. III. T. Hamb. 1795.

Ungeachtet sich dieser Roman von den zahlreichen Erziehungschriften der Verf. durch den größern Antheil, welchen die Einbildungskraft daran genommen hat, unterscheidet, so schlägt er doch im Ganzen wenig aus der Art. Die Verf. legt den lehrenden Ton, der ihrem Geiste zur Gewohnheit geworden, oder selbst ihr Geist

ist, nicht darin ab, und läßt den fähern Zeitfaden moralischer Rücksichten niemals aus der Hand. Zu dem Nachtheile, den dieß ihrem Werke, als freies Kunstwerk betrachtet, bringt, kommt noch ein anderer, worin sie selbst aber sowohl als in jenem einen Vortheil und ein auszeichnendes Verdienst zu suchen scheint, nämlich die mühsame Benutzung der Zeitgeschichte, in welcher der Schauplatz des Romans liegt, zu unaufhörlichen Anspielungen auf neuere Begebenheiten. Allenthalben sind solche Anspielungen glücklich oder unglücklich angebracht, und meistens mit Abhandlungen begleitet, die alle Täuschung aufheben. Weder die historische Wahrheit, noch die Erdichtung gewinnt durch den Zwang dieser Behandlung, und der Kunstgriff, bekannten Namen nach Gefallen Menschen unterzuschieben, wie man sie grade braucht, kann nur selten ernstern Erfordernissen unbeschadet angewandt werden. Hier leidet nun noch besonders der Eindruck des Ganzen durch die schmerzlichen Erinnerungen der Verf., über deren Bitterkeit sie sich nicht hat erheben können, ob sie dieselben gleich durch manche Bethuerungen zu mildern versucht. — Der Held der Geschichte und das Hauptinteresse derselben besteht indessen für sich. Hr. v. G. hat sich dabei nicht allein der strengsten Moral, sondern auch der neuesten Erfindungen zu rühmen. Sie beschäftigt uns drei Bände hindurch, nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, mit einer lebendigen Schönen, sondern mit der todtten Geliebten Oliviers, des einen der beiden Schwanenritter. Auf den ersten Blättern ermordet er sie im Wahnsinne gereizter Eifersucht; in den folgenden erzählt er ihre Geschichte, und bis nahe vor dem Ende verfolgt ihn ihr grauenvolles Gespenst mit nächtlichen Besuchen. Hätte es von ihr abgehangen, so würde sie ihm hoffentlich in einer weniger schreckenden Gestalt erschienen sein; aber sie war zu der Qual ihn zu quälen verdammt, um das Verbrechen einer von ihrem Vater geheim gehaltenen Verbindung, das durch den Tod von der Hand ihres Vaters noch nicht hinlänglich vergolten war, gemeinschaftlich mit ihm abzubüßen. Erst als er der Freundschaft und dem Andenken seiner Liebe und seiner That das Opfer einer neuen Leidenschaft bringt, weicht sie von ihm. Da sich die schon überwundene Versuchung erneuert, endigt sich der zweifelhafte Kampf mit seinem Tode, den er in einer für seinen Freund übernommenen Fehde findet. Dieß ist der Hauptfaden der Verwicklung, welche



einige wirklich erschütternde und anziehende Situationen neben manchen peinlichen und gleichgültigen hat. Namen und Gebräuche sind aus den Zeiten Karls des Großen hergenommen; allein (weissen sich auch die Verf. in der Vorrede auf Kosten Andreer schmeichelt) Charaktere, Sprache und Empfindungen haben den Zuschnitt der neuern französischen tugendhaften Romanenwelt. Nicht nur die Damen, sondern auch die sämtlichen Ritter fallen oft in Ohnmacht und baden sich in Thränen. Ganze Seiten voll wehklagender Monologen und Dialogen im Geschmack des Arnaud wird ein Leser, der gewissenhafter mit seiner Zeit, als mit seinem Buche umgeht, füglich überschlagen können. Karl der Große, der es in der Kenntniß seiner Acker und Wirthschaftsgeräthe wohl weiter gebracht, als in der Gelehrsamkeit, redet wie ein königlicher Akademist, der die Erfahrungen des achtzehnten Jahrhunderts hinter sich hat; und der Sachse Wittekind wie Diderots Hausvater. Am besten ist eine fränkische Armide, die Buhlerin Armoslede, gezeichnet, welche einen Ritter nach dem andern verführt und hintergeht, und auch die blutige That zu Anfange veranlaßt hat. Die übrigen Charaktere sind mit den gewöhnlichen Farben aufgetragen, wenn gleich hie und da sich Züge finden, welche sie herausheben sollen, aber mehr die Bekanntschaft der Verf. mit der großen Welt verrathen, als ihre Fähigkeit, sich in die einfältige Vorwelt zu versetzen. Die Menge der Episoden, wovon einige dem Stoffe ziemlich fremd sind, ermüden das Gedächtniß wie die Aufmerksamkeit. Im ersten Theil ist die bekannte rührende Romanze, Robin Grey, zu einer langen empfindsamen Erzählung ausgedehnt. Die Uebersetzung, welche in den *Nouvelles nouvelles* des Florian steht, und dem Original viel näher kommt, ob sie gleich an die Verdeutschung desselben unter dem Namen 'Martin Grau' nicht reicht, scheint ihr unbekannt geblieben zu sein. Mit der Geschichte von Eginhard und Emma ist sie nicht glücklicher gewesen; sie hat Alles gethan, um das Interesse zu schwächen. Emma scheint sich nur aus Wismuth dem Eginhard ergeben, und er nur aus Eigensinn um sie geworben zu haben.

Die eingestreuten Verse setzen die poetischen Talente der Fr. v. G. weniger in ein glänzendes Licht, als die meistentheils doppelten und dreifachen Sinnsprüche über den Kapiteln ihre Belesenheit und ihr Gedächtniß. Die Schreibart überhaupt hat sich, was gewiß

als ein Vorzug anzusehen ist, von dichterischen Ansprüchen fern gehalten; nur in dem dramatischen Theile der Darstellung herrscht hier und da Deklamation. In der Vorrede sagt uns die Verf. noch, daß ihre Werke in alle lebenden Sprachen Europas übersezt sind. Sollte auch dieser Roman einen deutschen Uebersetzer finden, woran kaum zu zweifeln ist, so würden wir ihm beträchtliche Abkürzungen empfehlen.

---

Ovids Kunst zu lieben, in der Versart des Originals übersezt von Fr. C. von Strombeck. Götting. 1795.

Seit sechs Jahren ist dieß die dritte Uebersetzung eines römischen Gedichtes, das dergleichen Bemühungen weniger verdient, als manches andre, womit kaum noch ein einziger Versuch gemacht worden. Eine angeblich metrische Uebersetzung in sehr unregelmäßigen Jamben erschien im J. 1790 zu Leipzig; eine zweite in holperichten Hexametern im J. 1793 ebenfalls zu Leipzig. Die vorliegende ist nun zwar beiden weit vorzuziehen, thut aber noch längst nicht den Forderungen Genüge, die man an einen poetischen Uebersetzer der Alten machen kann und darf. Ohne durch die leichte Zierlichkeit des Originals zu glänzen, ist der Ausdruck oft nicht verwerflich. Der Versbau hingegen ist größtentheils sehr mangelhaft; um hierin bei ähnlichen Arbeiten in der Folge glücklicher zu sein, wird sich der Verfasser aus den prosodischen Regeln unsrer Sprache und dem Bau des elegischen Silbenmaßes ein sorgfältiges Studium machen müssen. Uebrigens ist die Uebersetzung im Ganzen treu und richtig; daß Unanständigkeiten, wogegen sich unsre Sprache eben so sehr sträubt, als unsre Sitten, verkleidet oder weggelassen sind, ist allerdings zu billigen.

---

Abdim, eine morgenländische Erzählung, von L. L. Schwarz. Berlin. 1796.

Die ersten sechs Gesänge dieses Gedichtes sind vor mehreren Jahren im deutschen Museum erschienen. Der Entwurf des Ganzen war, wie der Verf. in einer kurzen Vorerinnerung meldet, auf zwölf

Gefänge angelegt, allein seine traurige Lage während der Unruhen in Polen, die er in einer poetischen Zueignung an die litterarische Gesellschaft in Halberstadt schildert, hinderte ihn lange Zeit an der Ausführung, und bewog ihn nachher, sie in den engeren Raum von neun Gefängen zusammen zu ziehen. Gleich in der ersten Strophe nennt der aufrichtige Dichter sein großes Muster, 'den Ariost Germaniens,' dem er von manchen Seiten auch nicht unglücklich nachstrebt. Indessen würde eine Vergleichung mit der erfinderischen Fülle, die im Idris oder Amadis herrscht, ein unbilliger Gesichtspunkt für die Kritik sein. Ein Märchen will unbefangene Leser: sein Begriff entfernt schon die hohen Forderungen, die man an ernstere Dichtarten zu machen gewohnt und berechtigt ist, und man kann es immer noch sehr artig und unterhaltend finden, besonders wenn man dabei von der Leichtigkeit eines bescheiden geschmückten Vortrages gehoben wird, sollte man auch am Ende wenig gediegnen Gehalt, wenig Ausbeute für den Geist davon tragen. Auch ist die vorliegende Erzählung reich genug an starken oder gefälligen Schilderungen, wie z. B. folgende ist:

Der herrlichsten von jenen Himmelschönen,  
Die durch der Schönheit Ulgewalt  
Den kältesten Muselman mit Amorn dort versöhnen.  
Und seinen festen Glauben krönen,  
Glich diese himmlische Gestalt,  
Aus Aetherstoff gebaut, von dünnem Flor umwallt.  
In ihrer Hand die goldne Nektarschale  
Wollenbete das Bild von Lebens Ideale.

Weniger bedeutend sind die eingestreuten Betrachtungen: man würde der Stelle über die sinnliche und edlere Liebe, St. 91...94, kein großes Unrecht thun, wenn man sie einen Gemeinplatz nannte. Den philosophierenden Einleitungen; welche der Dichter nach Ariosts Weise dem dritten und sechsten Gefange vorgesetzt hat, fehlt es nicht an Laune, und dieser erlaubt man schon, die Begriffe ein wenig zu verwirren. Wenn sie sich aber gelehrter Anspielungen bedient, so sollten sie doch treffend gewählt sein, und Hemsterhuys sollte nicht unter den skeptischen Philosophen (St. 59), noch Leonh. da Vinci als Maler genannt werden (St. 37), wo von einem üppigen blendenden Kolorit die Rede ist. Das drollige Abenteuer am Ende des

fünften Gefanges ist vielleicht am geschicktesten, von der Erfindung und dem Wize des Verf. einen vortheilhaften Begriff zu geben. Abdim befindet sich in einer grausenvollen Höhle; und arbeitet sich endlich mühsam zu einer Oeffnung empor. Hier vernimmt er ein so graffes Geschrei einer versammelten Menge, daß er es kaum wagt, den Kopf hindurch zu stecken. Indem er dieß aber thut, wird er sogleich zum Kaiser von Tasgi ausgerufen, ein Empfang, der seinen Grund in der Geschichte dieses Reichs hat.

Es gieng vordem den tasgischen Kalifen  
Aus Omrah's Stamm ein wenig sonderbar  
(Durch Zauberel, das war wohl ziemlich klar).  
Sie jagten, aßen, tranken, schliefen,  
Wie nur ein Mensch zu schlafen fähig war:  
Doch wenn zum Thron sie Staatsgeschäfte riefen,  
So schienen sie des Kopfes ganz beraubt,  
Und man erblickte nun den Kaiser ohne Haupt.

Obgleich die Geschäfte hierunter nicht litten, so hatte es doch allerlei Unbequemlichkeiten:

Man war gewohnt, wenn sich der Kaiser zeigte,  
Und Alles sich vor ihm zur Erde beugte,  
Daß er sodann zum Zeichen seiner Huld  
Sein hohes Haupt ein wenig vorwärts neigte:  
Dieß hatte man so oft und gern gesehn:  
Doch ohne Kopf, wie konnt' es nun geschehn?

Ein Zauberer, der um Rath befragt wird, giebt zur Antwort: der Berg müsse ihnen einen Schatz gebähren.

Mit diesem tröstlichen Bericht  
Verfügten die Gesandten sich nach Hause.  
Indessen starb nach einem großen Schmause  
Der Sultan an der Unverdaulichkeit.  
Das ganze Reich war hoch darob erfreut,  
Man hörte schon, daß er im Berge sause,  
Zum Zeichen, daß er wirklich schwanger sei.  
Und Alles Volk von Tasgi lief herbei.

Man wartete bereits drei Tage lang,  
Als sich das Volk in zwei Parteien trennte.  
Man wettete die Hälfte seiner Rente,  
Ob, seit Aesopus Fabeln sang,  
Wohl irgend noch ein Berg gebären könnte?

Ein jeder war vor Furcht und Hoffnung bang;  
 Auf einmal rief am Loos ein alter Weiser:  
 Da kommt die Maus! — Doch diesmal war's ein Kaiser.

Die schwächste Seite des Gedichts ist die Anordnung der ganzen Fabel. Die Handlung in einem Märchen braucht zwar keine Einseitigkeit für den Verstand zu haben; ja es ist vielleicht das höchste in dieser Gattung, wenn die Phantasie bloß von ihren eignen Flügeln getragen, und der Knoten sowohl sinnlich geschürzt als sinnlich aufgelöst wird. Wenn aber auf einen bestimmten Zweck hingedeutet wird, so muß auch jeder Theil der Erfindung damit zusammenhängen, und dieß ist im *Ahdim* keineswegs der Fall. Daß eine schöne Frau, die man eben besessen hat, sich auf einmal in eine garstige und grobe Hure verwandelt, ist allerdings ein unangenehmer Vorfall, aber er beweist ganz und gar nicht, daß sinnlicher Genuß nicht das höchste Gut des Lebens sei. Ueberdieß brauchte ein wunderbarer Traum den *Ahdim* nicht erst mit Freuden bekannt zu machen, die er alle Tage in seinem Harem finden konnte. Wie sollen die grausamen Ausschweifungen eines rasenden Tyrannen den Unwerth der Herrschaft darthun? *Ahdims* barbarische Aufführung auf dem Throne von Tasgi ist nicht gehörig motiviert, da man ihn vorher für einen ganz rechtlichen Menschen hält. Daß die Geschichte nur ein Traum ist, erfährt man erst am Ende; auch entschuldigt es nicht hinreichend: denn sollte es gleich keine ausgemachte Erfahrung sein, daß Träumende ihrem Charakter gemäß handeln, so bleibt es doch Gesetz der Wahrscheinlichkeit für den Dichter. Ueberhaupt scheinen viele Widersprüche daraus zu entstehen, daß die ganze Begebenheit am Ende aus der Feenwelt in die Phantasie des schlafenden *Ahdims* zurückversetzt wird. Es scheint beinah ein späterer Einfall zu sein, denn kein einziger Zug der Darstellung in den ersten Gesängen weist darauf hin. Wenigstens muß man verschiedne Träume annehmen, da der Dichter in seinem eignen Namen erzählt, was andre Personen zwischen *Ahdims* Erwachen und Einschlafen gethan; z. B. St. 68...71. Ferner ist ein dreitägiger Traum von diesem Umfange und Inhalt im wirklichen Leben eine hier ganz unerklärte und weit unstatthaftere Unwahrscheinlichkeit, als alle Wunder in einer Zauberwelt, wo man Wunder erwartet. Wozu dies Alles? fragt man. *Ahdim* sollte lernen, das einzige wahre Glück bestche

in der Zufriedenheit. Aus der Schilderung seiner Lebensart (St. 6. 7.) sieht man nicht, daß er diese Lehre nöthig gehabt hätte, die noch obendrein in dem Traume gar nicht liegt. An der Here wird endlich eine große poetische Ungerechtigkeit verübt: wenn es für Ahdim wirklich so wohlthätig war, zu erfahren, welche Bewandniß es mit Alabins Talisman habe, so verdient sie vielmehr allen Dank, als daß sie auf hundert Jahre in den Kasten kriechen muß.

So fehlerhaft die Anlage, so fleißig ist die Ausführung, besonders in Ansehung des leichten und wohlklingenden Versbaues. Selten bemerkt man, daß die Schwierigkeiten des Silbenmaßes dem Gedanken oder Ausdruck Gewalt angethan hätten, ob sie gleich bei diesen Stangen mit dreifachen frei verschlungenen Reimen für die sechs ersten Zeilen und zwei gepaarten Schlußreimen sehr beträchtlich sind. Wegen der Armut unsrer Sprache an Reimen darf man die Strenge darin nicht zu weit treiben: doch möchte Tag und wach, welches häufig vorkommt, Flug und Versuch, Monarch und verbarg wohl nur nach einer fehlerhaften niederdeutschen Aussprache gleich lauten. An einzelne Verse von Wieland wurde Rec. nur bei folgenden Stellen erinnert:

— verführten Aller Augen

So mannigfachen Reiz mit Wollust einzusaugen.

Idris Ges. 1. St. 25. — wünscht ist sich hundert Augen

Den Reiz, der sie bethört, auf einmal einzusaugen.

— von zwei Junonischrunden

Und Schwanengleichen Armen fest umwunden.

Oberon. Ges. 12. St. 18. Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei  
elastisch runden

Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

Ueberdieß ist das Beiwort 'Junonischrunden' unglücklich zusammengesetzt. Die Sprache ist sonst meistens korrekt und gewählt, man würde nur einzelne Kleinigkeiten daran zu rügen finden.

---

Romeo und Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespeare frei fürs deutsche Theater bearbeitet. Lpz. 1796.

Der Verf. bittet, bei der Beurtheilung nicht zu vergessen, daß seine Arbeit bloß für die Bühne bestimmt sei. Allein wie müßte

unter theatralisches Publikum beschaffen sein, wenn eins der schönsten Meisterwerke des größten dramatischen Genies aller Zeiten und Völker erst zum Matten, Alltäglichen, Frostigen, und (wenn das Interesse hier nicht so fest in die historischen Grundfäden der Handlung verwebt wäre, daß eine noch so verfehlte Ausführung es nicht ganz zu Grunde richten kann) zum völlig Gleichgültigen herabgesetzt werden müßte, um auf unsre Bühne gebracht zu werden? Shakspeare arbeitete selbst für Zuschauer, nicht für Leser, und Romeo ist nach einem so regelmäßigen Plane entworfen, daß es noch weniger als seine meisten übrigen Stücke einer vorsichtig ordnenden und ausbessernden Hand bedurfte. Die Frage, ob die Einmischung komischer Darstellungen, wenn sie, wie im Romeo, nicht in den ernsthaften Scenen vorkommen, sondern mit ihnen abwechseln, und ganz aufhören, wo die Handlung eine eigentliche tragische Wendung nimmt, den Eindruck schwächt; ob sie nicht vielmehr in dieser umfassenden dramatischen Form ganz an ihrer Stelle ist, möchte nicht so entschieden sein, als der Verf. glaubt. Mercutio, diese herrliche Geburt genialischer Laune, ist weggeblieben; an die Stelle der meisterhaft gezeichneten Amme eine unbedeutende Kammerfrau gesetzt. Romeos erste Liebe, so zweckmäßig sie ist, hat diesem Bearbeiter auch Anstoß gegeben. Dagegen müssen sich die beiden Liebenden in der Kirche zuerst gesehen haben, wodurch die Scene auf dem Ballen allen Reiz verliert. Wie sich der Chor- und Grab-Gesang aus Gotters Oper hierher verirrt hat, ist schwer zu sagen. Statt des raschen Wortwechsels und Gefechtes zwischen Paris und Romeo ist hier eine weitläufige Scene, wo dieser jenen auf eine abgeschmackte Weise einladet, ihn umzubringen. Die nicht neue Idee, Julien erwachen zu lassen, da Romeo schon das Gift genommen hat, aber noch lebt, ist hier angebracht, doch unglücklich benutzt. Die auf dem Titel angekündigte Freiheit erstreckt sich übrigens nicht bloß auf die Oekonomie des Stücks, sondern auch auf den Dialog, der überall durch Auslassungen und Zusätze geschwächt, verstümmelt und entstellt worden ist. Wenn der Mönch Romeon über die Verbannung tröstet:

I'll give thee armour, to keep off that word;  
Adversity's sweet milk, philosophy,  
To comfort thee, though thou art banished:

so heißt es hier: 'Armer Sohn! du dauerst mich! Aber ich will dir einen Trost geben, der dich gewiß beruhigen wird: Religion! die wird dich aufrecht erhalten.' So sehr aber fast alle Spuren von Shakespeares Geist ausgelöscht sind, so groß bleibt immer noch das Mißverhältniß zwischen dem Entlehnten und des Bearbeiters eignen Erfindungen. Er läßt Julien die Rede des Mönchs, worin er ihr den Schlaftrunk vorschlägt, einigemale unterbrechen. 'Wie mein Vater? wenn man mich aber' — Der Gedankenstrich läßt sich in diesem Zusammenhange nicht wohl anders ausfüllen, als: 'wenn man mich aber vorher fecierte?' Was der Verf. dem Original von Schönheiten des Stils geraubt, weiß er vielleicht selbst nur sehr unvollständig: er scheint es nur aus Uebersetzungen zu kennen. Wir verweisen ihn deswegen auf das 3te und 4te St. der Horen von diesem Jahre.

- 
- 1) Der Bataver oder der Mädchenhandel. Ein Schauspiel in 5 Aufz. von Johann Wilhelm Steinmüller, Schauspieler. Augsb. 1796.
  - 2) Terno secco, oder der gedemüthigte Stolz. Ein komisches Singspiel in 2 Aufz. nach dem Italiänischen frei bearbeitet, zu einer Musik vom Herrn von Dittersdorf. Dels o. J.
  - 3) Das Recht des Lehnsherrn. Ein Singspiel in 3 Aufz. nach dem Franz. frei bearbeitet zu einer Musik von Martini. Dels o. J.
  - 4) Rudolph von Weidungen und seine Tochter. Ein Ritterschauspiel in 3 Aufz. Bresl. 1796.
  - 5) Wenda, Fürstin von Polen. (Ein) Trauerspiel in 3 Akten von Gottlieb Friedrich Wurwig. Berl. 1796.

Die Herren Stubenmeister und wohlblöbliche Kaufmannschaft in Augsburg haben sich Nr. I., 'das Werkchen eines geringen Genies,' wie es der Verf. in seiner Demuth gegen sie richtig benennt,



müssen dedicieren lassen. Die Geschichte des Schauspiels soll wahr sein, der Verf. hat nur daran verändert, 'was Anstand, Sittlichkeit, Moral und die Bühne nothwendig machten.' Es läßt sich kaum einsehn, wie viel er uns also erlassen haben mag. Der Stoff an und für sich, ein völlig niederträchtiger Mensch, der seine Schwester verhandelt, war schon nicht für die Bühne; hier ist er aber noch mit unnöthigen pöbelhaften Scenen bereichert. Wir sehn verstoffne Wirthsleute sich zanken, und das Mädchen vor unsern Augen in einem schlechten Hause mißhandeln. Der Verf. hat vermuthlich gehofft, den Eindruck dieses Uebelstandes durch die Feinheit auszulöschen, womit er den bekehrten Beleidiger, außer seiner Hand, 2000 Rthlr. zur Vergütung des verursachten Schreckens bieten läßt.

Bei Nr. 2. besteht die freie Bearbeitung vermuthlich nur darin, daß die Recitative des Originals in einen prosaischen Dialog verwandelt wurden; es müßte denn sein, daß Stellen wie folgende, um deren willen wir den Komponisten herzlich bedauern, S. 67:

Heraus, du Hure! Marsch heraus!

Geh, meide ein honettes Haus!

Du Lumpenpack, ins Zuchthaus fort!

Das ist für dich der rechte Ort. u. s. w.

im Deutschen noch Erweiterungen erlitten hätten.

Die Uebersetzung Nr. 3, die von der nämlichen Hand wie die vorige zu sein scheint, hat wenigstens nicht alles feinere Gefühl vernichtet, womit der in Frankreich so oft benutzte Stoff, dessen Anstößigkeit sich meistens unter dem leichten Operettentone versteckte, hier behandelt worden ist. Auch die Verse darin sind ganz leidlich.

Was Nr. 4. betrifft, so sollte freilich jeder Kunststrichter das ganz Schlechte 'mit gehäßigen Augen ansehen, und es stets ohne Rücksicht verdammen,' wie der Herausg. klagt, daß es Geistesprodukten, dergleichen das vorliegende ist, widerfahre. Er sollte sich nicht einmal durch den Wunsch, 'das edelste Bewußtsein, den Leser keineswegs um seine paar Groschen geprellt zu haben,' nicht zu verkümmern, bewegen lassen 'einen günstigen Laufpaß zu ertheilen.' Und so kann Rec. denn nicht verhehlen, daß trotz allen beweglichen Reden, Trotz den 'Thränen, die in den Schooß kugeln', den Gefechten und Burgverliesen, den Sturmglocken und der Traureden am Ende, kein Fünkchen Leben in diesem matten, schauerlich sein sollen-

den Produkt zu spüren ist, wovon sich jedermann bei eigener Durchsicht leicht überzeugen wird.

Die Katastrophe der bei dem Schauspiele Nr. 5. zum Grunde liegenden Geschichte steht hier ganz abgerissen da, und erscheint weit natürlicher in einer Erzählung, 'Mitogar und Wenda', die kürzlich in irgend einer Sammlung erschienen ist. Mitogar, der deutsche Fürst, nimmt sich im Unmuth des getränkten Stolzes, nichts gegen Wendas Eigensinn zu vermögen, an der Spitze seines aufrehrerischen Heeres das Leben, und Wenda stürzt sich in die Weichsel, von später Liebe und Reue gequält. Hier ist der sehr überflüssige Umstand hinzugebichtet worden, daß Rütigers Vater, der in den polnischen Wäldern verborgen lebte, und zu weiter nichts gut ist, als einen 'Unbekannten' aufs Theater zu bringen, mit einer Botschaft von Wenda an Rütigern gesandt wird, und daß der Sohn im Jorne den Vater ersicht. Nachdem dieser darauf noch in aller Eil seine Lebensgeschichte erzählt hat, kehrt Rütiger das Schwert gegen sich selbst. An Wenda erblicken wir nichts als unbedeutenden Starrsinn. Ihre Rätke philosophieren auch über ihren Tod als über eine Handlung der Eitelkeit, und überhaupt fassen alle Personen Betrachtungen aus, die im achten Jahrhundert stark gegen das Kostüm verstoßen. Der Priester entwickelt in einem Monologe das System der Hierarchie, das Hofräulein sucht die Fürstin von religiösen Vorurtheilen zurück zu bringen, der Unbekannte deklamiert über Welt und Zukunft. Der Sprache des Verss. fehlt es nicht ganz an Leben, doch ist sie sich ungleich, und hat zuweilen Kraftausdrücke wie S. 5. 'Das Kapitalthier in Menschengestalt triumphiert von seinem reichen Polster herab;' auch Unrichtigkeiten z. B. S. 6. 'Laß den Gedanken an einer zukünftigen Welt verschwinden;' S. 69. 'um seiner heftig tragenden Liebe zu derselben.' Die Priester singen neben der Urne eines in der Feuerprobe Gebliebenen ein schlechtes und unpassendes Lied:

Ein Schiff, geht's gleich oft frei  
Durch seines Meeres Wellen,  
So kann ihm Räuberei  
Sich unverhofft gesellen.  
So zieht im Leben auch  
Beim besten Feu'r ein Rauch.

Auch Better Heinrich hat Launen von G. L. B. Frankf.  
a. M. 1796.

Man möchte gleich bei der kurzen Vorrede in Zweifel ziehn, ob Better Heinrich sich auch auf Launen oder Laune versteht. Er zieht entweder im Ernst Don Sylvio von Rosalva dem Don Quixote vor, indem er ihn eine Kopie nennt, die ihr Original weit 'über-eist', oder er weiß keineswegs in seine Ironie das Salz zu mischen, wodurch man sie erkennt. Das Märchen, welches der Verf. hier zusammengeträumt hat, kann ihn selbst nur nothdürftig ergötzt haben. Der Stoff der Novelle hätte sich unter einer andern Feder vielleicht ganz artig ausgenommen, aber hier machen uns die drei Freunde schon Langeweile, ehe es noch an die drei Schwestern kommt. S. 58 und 59 ist das Muster einer bedeutungslosen Charakteristik von jenen aufgestellt. Nr. 1. besucht in London die Kaffeehäuser, Nr. 2. Mrs. Woolstoncraft, Nr. 3. die Westminsterabtei. In Paris macht Nr. 1. eine Ode auf die Trümmer der Bastille, Mirabeau ist der Held von Nr. 2., Lafayette von Nr. 3. In Wien geht Nr. 1. zu Blumauer und Hoffmann, Nr. 2. stellt Vergleichen zwischen dem Augarten und Prater an, und besucht Findel- und Accouchierhäuser, Nr. 3. das Kloster, in welchem Reinhold gelehret. Welcher Zusammenhang ist unter diesen Zügen? Und wie läßt sich daraus nur entdecken, welcher der unbedeutendste der drei Reisenden gewesen ist? A sentimental voyage ist ein Quodlibet, wo einige bekannte Sachen und Namen gezwungenen Wiß und matten Scherz heben sollen. Die letzten Blätter enthalten die Erfüllung einer Wette, jemanden zum Narren zu haben, wobei ebenfalls kein großer Aufwand an feiner Laune gemacht worden ist. Ob es etwa mit der Orthographie auch launig gemeint ist? Der Verf. schreibt wiederholt Anektoide, Chuignon statt Guignon, reisender Strohlm statt reisender Strom. Die doppelten langen s für ß, sogar am Ende der Wörter, und ff für f scheinen sich bei ihm zum Grundsatz erhoben zu haben.

Albert und Elise, oder Partheilichkeit aus Vaterliebe.  
 Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens.  
 Leipzig 1796.

Der Verf. vergleicht in einer Zueignungsschrift sein Werk mit dem Trunk Wassers, den ein armer Perser seinem Monarchen als das einzige Geschenk bot, welches er zu geben hatte. Von der Natur des Wassers hat es auch Manches an sich, nicht nur das Erquickende. Den guten Willen müssen wir besonders rechnen: das durch ihn hervorgebrachte Buch aber bereichert den Leser um nichts, als um ein paar Abenteuer nach dem gewöhnlichen Schnitte, von denen man sich nicht erklären kann, wie sie einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens abgeben sollen. Wenigstens ist hier nur die abgetragenste Seite desselben zu sehen. Ein Hr. von Ahnburg, der seine Tochter keinem Bürgerlichen geben will, ein Fräulein, das sich in ihren Arzt verliebt u. dgl. m. Man suche auch nicht nach psychologischer Darstellung: Alles ist schlecht und recht vorgetragen, und bei dem eiligen Laufe der Geschichte findet man nirgends einen Ruhepunkt. Der zweite Titel ist von einer Einschaltung hergenommen, deren mehrere sind, welche nach der Weise unbehüllicher Erzähler die Verwicklung ausmachen. Hr. v. Edelberg ist aus Vaterliebe parteiisch gegen den Mann, der ihm seinen Sohn vorenthält. Nachdem Flucht, Verrath, Entführungen aller Art, ein Mann, der seine Frau in allen spanischen Klöstern sucht, Gefängnisse und überhaupt Gefährlichkeiten zur Genüge vorgekommen sind, und der Held bis zum Schaffot gediehen ist, wohin ihn sein Vater, der ihn nicht kennt, zu befördern sucht, schließt sich der Roman so befriedigend wie möglich mit drei Heiraten. Um alles Unebene aus dem Wege zu räumen, ist der Arzt auch ein geborner Baron. Nach den ersten Seiten des Buchs, wo der Satz 'aus einer berühmten Familie geboren zu sein ist Zufall, kein Verdienst; nur das, was wir uns selbst geben, bestimmt unsre wahre Größe,' nach allen Ecken gedreht und gewendet wird, hätte man sich ein Andres vermuthen sollen. Die Schreibart des Verf. ist nicht sehr reich an Wendungen; bei der Schilderung seiner Günstlinge braucht er stets dieselben. Doch kommt man auch ohne besondern Anstoß an das Ziel, die letzte Seite nämlich. Solche poetische Stellen wie

E. 179.: 'all mein Schmerz starb in des Wiederfindens Sonnenjahre',  
kommen zum Glück nicht oft vor.

### Homers Werke von Johann Heinrich Voß.

Altona 1793.

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Prosa und in Versen zu übertragen sich bemüht hat, von der syrischen bis zur englischen, kann sich vielleicht keine der Urschrift mit einer so glücklichen Treue nähern, als die deutsche. Schon das giebt ihr hiebei einen entschiedenen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einseitig ausgebildeten, neueren Sprachen, daß in ihr allein die metrische Kunst der Alten, in so fern wir sie kennen und auf uns anzuwenden vermögen, festen Fuß gefaßt hat, da hingegen bei den Italiänern, Spaniern, Franzosen, Engländern, der Versuch sie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben ist, und nur noch unter den litterarischen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unüberseßlich großer Vortheil liegt in der Freiheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateinischen Sprachen, wie die römische selbst, beinahe gänzlich entbehren. Indessen giebt es noch andere Gründe, warum dieser letzten weder ihr klassisches Ansehen, noch ihre griechische Erziehung für eine Uebersetzung Homers sonderlich zu statten kommt. Wie ihre Einfalt roh und ungeschlachtet gewesen war, so wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüte der begünstigenden Natur. Die Formen ihres poetischen, besonders ihres epischen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des alexandrinschen Kunstfleißes. Ihr heroischer Vers war zu stolz, um

zu der schmucklosen, aber goldnen Bescheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unschuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraseologischen Uebungen der Neueren ist hier nicht die Rede; aber wären die altrömischen Arbeiten in diesem Fache nicht verloren gegangen, so möchten wir leicht die Odyssee des Livius Andronikus in ihrer harten Treue homerischer finden, als die abgeründetste Nachbildung aus dem Zeitalter des Augustus.

Diese Betrachtungen führen auf einen Umstand, der tiefer in das Wesen der Sache greift, ja worauf Alles ankommt. Im Geiste unsrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unsrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins sind, eine sehr vielseitige Bildsamkeit. Der Eifer des Deutschen, alles Ausländische gründlich zu kennen; seine Willigkeit, sich in die entlegensten Denkart und in die absteigendsten Sitten zu versetzen; die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohntesten Tracht, huldigt, sind oft in Nachahmungssucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber sie erheben sich allmählich immer mehr zu freier Aneignung des Besten. Bestimmte, ausschließende Nationalrichtungen machen unsre europäischen Mitbürger größtentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beschränken sie daher ganz allein auf einheimischen Reichthum oder einheimische Armut. So viele angebliche Liebhaber des klassischen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren; wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erst in ihrem Kopfe eine modige Tracht anlegen müßten, um ihn genießbar zu finden? Unstreitig ist unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu lesen, am wenigsten selten, und da die Muttersprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorstellun-

gen und Gefühlen sein muß, so hängt damit eine vorzügliche Anlage der unstrigen, sie in ihrem wahren Geiste zu übersezen, nothwendig zusammen, ja sie ist nur eine verschiedene Ansicht derselben Eigenschaft.

Es können daher auch an eine deutsche Uebersetzung Homers Forderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre bei einer französischen und selbst bei einer englischen nur zu denken: aber eben dieß macht das Unternehmen um so schwieriger, und eine gelungene Ausführung um so verdienstlicher. Die Sprache ist an sich ein todttes Werkzeug, und wartet auf den Künstler, der durch einen geschickten Gebrauch darthut, was sie in irgend einer Gattung zu leisten vermag. Daß dieser sich oft nicht so leicht findet, beweisen die verunglückten Versuche poetischer Uebersetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfassern, von Bodmer, Stolberg und Bürger (nämlich die Proben seiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erscheinung der ältern vossischen Odyssee gemacht worden sind. Sie trug zuerst den ungetheilten Beifall der Kenner verdienter Weise davon. Allein der Kenner sind wenig, und für ein Werk dieser Art war unter uns weder enthusiastische Aufnahme bei der Menge, noch angemessene Belohnung zu erwarten. Dieser voraussehende Kaltfinn hat indeffen Vossens edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unsre Litteratur zum zweitenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyssee, und einer neu verdeutschten Ilias. Der in unserm Zeitalter so seltne männliche Ernst, die gewissenhafte Strenge, womit dieser Schriftsteller das zu erreichen strebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntschaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntnisse, wovon er unterdessen so man-

den Beweis gegeben; die reifere Selbständigkeit eines Dichtergeistes, der in der Weise die Weise des ionischen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauschte, aber durchaus reine, zarte und schöne Darstellungen anzuwenden gewußt; die sorgfältige Bearbeitung des deutschen Hexameters, in dessen Bau er von Seiten des Rhythmus, wenn gleich nicht des Ausdrucks, selbst Klopstock, den Lehrer dieser Kunst, übertroffen hat; dieß Alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgestellte Uebersetzung werde kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen, da jene erste schon so viel geleistet hatte. Sollte diese Erwartung nicht ganz befriedigt worden sein, so liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundsätzen, welche Voss bei seiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fordern also eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann sich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen so viele Schriftsteller schon durch ihre sorglose Eilfertigkeit gesichert sind.

Wieland hat sehr richtig bemerkt (im L. Merkur 1795. 12. St.), daß für eine Uebersetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchstäblicher Genauigkeit zu entfernen, der sich so leicht an diesen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchste, ja fast das einzige Gesetz sein muß. Es giebt Werke, bei deren Nachbildung künstlerische Willkür immerhin ihr freies Spiel treiben mag, wie sie es bei ihrer ersten Hervorbringung trieb. Eine Kopie derselben, sei sie noch so unähnlich, hat ihren Werth, wenn sie für sich betrachtet gefällt. Die Sache wird schon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf persönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darstellen wollen, auch einen unwillkürlichen Abdruck seines



innern Selbst gegeben hat. In einem einzelnen Wesen ist nichts abgesondert vorhanden: alle seine Charakterzüge stehen in durchgängigem Zusammenhange, und wenn ihre innerliche Bestandtheit sich auch nicht immer nach Begriffen erklären läßt, so kann sie doch gefühlt, fast möchte man sagen, angeschaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen sind daher oft hinreichend, ein falsches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läßt sich nicht in Stücke zerlegen; sie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyssee bewundern und lieben, ist zwar nicht die Person des Dichters: ihn allein suchen wir vergebens in einer Götter- und Menschen-Welt, die sonst Alles zu umfassen scheint. Eben daraus sind so viele verkehrte Urtheile über die homerische Poesie entstanden, daß man sie als den glücklichen Erguß eines ungewöhnlich reich begabten Geistes, oder gar als die absichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat. Als nothwendiges Ergebnis einer durch große Naturgesetze bestimmten Form der Menschheit, und zwar einer reinen und vollständigen Form, die in ihrer Art ein Höchstes war, wird sie ihre Ansprüche auf die Ehrerbietung des gesammten Menschengeschlechtes ewig behaupten. Homer ist der Sprecher seines Zeitalters, und dieß giebt ihm ein höheres Ansehen, als seiner besondern Persönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Gestalt kleidet, verlegt nicht einen einzelnen, sondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorstellungen von dem Aeltesten unter den Alten, von dem ersten Griechen, wenn wir so sagen dürfen, müssen unfehlbar in Irrthümmern über den ganzen Gang der griechischen Bildung verstricken, weil man in seiner kindlichen Dichtung schon die Reime von Allem, selbst dem Edelsten und Schönsten, wozu dieses

Volk sich von irgend einer Seite erhoben hat, sich regen und entfalten sieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter lasse sich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer diesen nicht verstehen lernen will, kann jenen nicht genießen. Man hat es ja genug erlebt, wie sich die schönen Geister, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müssen, armselige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da sind. Nur einem leichtem Geschmacke kann z. B. in Pops Uebersetzung, oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mißhelligkeit zwischen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er ist? Die grammatische und antiquarische Auslegung ist hierbei noch das geringste, ob sie gleich Schwierigkeiten genug hat, so daß selbst die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches Unerklärliche übrig lassen würden, wenn wir sie auch alle hätten. Aber bei der doppelten Beziehung der Wörter nach außen auf Gegenstände, von denen wir gar keine sinnliche Anschauung haben, und die wir erst durch sie kennen lernen müssen, und nach innen auf einen Kreis von Vorstellungen, auf eine Ansicht der Dinge, die von der unsrigen unendlich weit absteht, sind wir den mannigfaltigsten Täuschungen ausgesetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der spätern wissenschaftlichen Ausbildung in eine Sprache hinüber, der es gänzlich an abgezogenen, und, für alles, was Erscheinung oder Wirkung des innern Menschen ist, auch an genau bestimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach schwankenden sinnlichen Wahrnehmungen sondert und zusammenfaßt. Das Medium ist um so trügender, weil oft bei den Fortschritten der Kultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen

hindurch gegangen, während das Zeichen immer dasselbe geblieben ist. Der Eindruck, den eine dichterische Darstellung machen soll, hängt endlich nur dem kleinsten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redesäge ab, in so fern der Verstand ihn ausmitteln kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beseelter Töne nimmt die Poesie, besonders die Naturpoesie, welche der eigentlich schönen Kunst und der Wissenschaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menschen in Anspruch. Für diese vielfach gemischten, starken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Muttersprache einen sichern und unmittelbaren Sinn. Bis auf einen gewissen Grad läßt er sich in einer fremden, selbst in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verschiedenen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln prosaischen Stil, und in den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen solchen Vergleichungspunkten, weil sie, die Ueberbleibsel des Hesiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da stehn. Wir sind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo sie entstanden sind, die Sprache des gemeinen Lebens beschaffen gewesen; und aus dem Verhältniß des homerischen Ausdrucks zu dieser ließe sich doch allein seine poetische Höhe mit Sicherheit bestimmen, weil es noch keine schriftlich aufgezeichnete Prosa, und auch, so viel wir wissen, nur einen einzigen Stil der Poesie gab. Zwar läßt sich im Ganzen vermuthen, daß die Sprache der olympischen Musen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menschen, sich nicht so gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythische Welt, die älteste Quelle der Dichtung, der wirklichen noch sehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde

es oft schwer zu sagen sein, was Schmutz oder Bedürfniß, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder bloß sinnliche Kraft der Wahrheit ist.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Ansehung des Wortverstandes ist ein Verdienst, das bei der Arbeit eines so gründlichen Sprachgelehrten, wie \*) Voss ist, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweideutige Stellen der Urschrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entscheiden können, bis Voss in dem Kommentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden ist, die Gründe für die seitigen vorgelegt haben wird. Also nur einige Zweifel dieser Art. Sollte Il. II. 176.

*Καὶ δὲ κεν εὐχολὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λείποιτε  
Ἀργεῖνν' Ἑλένην,*

Liebet ihr so dem Priamos Ruhm, und den troischen Männern  
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer so zu construieren sein, daß *εὐχολὴν* als Apposition von *Ἑλένην* betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf *καταλείποιτε* bezogen würden? Es klingt ein wenig seltsam, daß Helena den troischen Männern zurückgelassen wird. Sollte Il. II. 291.

*Ἥ μὴν καὶ πόνοσ' ἔστιν ἀνιηθέντα νέεσθαι,*

bedeuten können:

Freilich ringt wohl jeder, wer Trübsal duldet, nach Heimkehr; was allerdings der Zusammenhang zu fordern scheint? Kann es, wie der Vers jetzt steht, etwas anders heißen, als:

Freilich ist es auch schlimm, mit Verdruß nach Hause zu kehren?

---

\*) [1796. stets: Fr. V.]

Aber alsdann wird im 298. V. fast dasselbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, passen durchaus nicht. Da überdies das doppelte νέσθαι unmittelbar nach einander, V. 290. 291., das Ohr beleidigt, so wird eine verderbte Lesart wahrscheinlich. Die scharfsinnige, mir von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Vermuthung, es habe sich statt ἀνιθέρτα καθήσθαι, aus dem vorhergehenden Verse νέσθαι eingeschlichen, rückt Alles in die beste Ordnung.

Was im Griechischen für einen der Sprache kundigen Leser dunkel ist, hat Voss mit Recht eben so ausgedrückt. An ein paar Stellen ist vielleicht das Deutsche dunkler; z. B. II. IV. 306.

Ὅς δὲ καὶ ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχλῶν ἔτερος ἄρμαθ' ἐκίηται,

Ἐγχεὶ ὀρεξάσθω,

Welcher Mann vom Geschirr hinkommt auf des Anderen Wagen,  
Strecke die Lanze daher.

Geschirr für Wagen, wie es Voss häufig gebraucht, sollte nie stehen, wo es zweideutig sein kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anspannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet; ferner ist das wesentliche Fürwort ausgelassen, 'von seinem Geschirr,' und 'strecke die Lanze daher' legt zu viel Nachdruck auf den buchstäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders sagt, als 'er führe die Lanze', weil er nämlich fremde Pferde nicht so gut regieren kann. \*) Der schwierige Vers II. XVI. 507. und der vorhergehende:

---

\*) Dieser Bemerkung hat Voss in einer folgenden Ausgabe zur Hälfte nachgegeben, indem er den Vers so ändert:

Welcher Mann von seinem Geschirr auf des Anderen hinkommt.

*Μυρμιδόνες δ' αὐτοῦ σχεδόν ἵππους φυσόοντας  
 ἱεμένους φοβέσθαι, ἐπεὶ λίπον ἄρματα' ἀνάκτων.*

lautet. im Deutschen:

Myrmidonen nun hielten daselbst die schnaubenden Rosse,  
 Sehnsuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geschirr sie ver-  
 lassen.

wo man eher 'Geschirr' als 'sie' für den Nominativ halten sollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meinung des Uebersetzers war. Das sonderbare 'Eigner' für ἀνάκτων, und 'Geschirr' wiederum für Wagen, vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieses Gemistichium bisher in allen Ausgaben gelesen ward, konnte es freilich einem Uebersetzer zu schaffen machen. Unstreitig ist die Lesart λίπεν vorzuziehen, die Wolf nach Vorgang des venetianischen Codex und der Scholien in seine neueste Ausgabe aufgenommen hat; da λίπον bloß eine Veränderung des Zenodotus ist, und zwar eine sehr ungeschickte. Der Scholiast erklärt die Stelle selbst folgendermaassen: ἐπειδὴ τὰ ἄρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἡρημύθησαν. \*)

In der Wahl der treffendsten Ausdrücke für die natürlichen Gegenstände sowohl, als für die Werkzeuge des Acker-

---

\*) Auch hier hat Voss, jedoch nur zum Theil, nachgeholfen, indem er setzt:

Welche zur Flucht sich emporrten, der Eigener Wagen verlassend.

Nun ist wenigstens der für Pferde höchst seltsame Ausdruck 'sehnsuchtsvoll' weggeschafft; aber das zweite Gemistichium ist noch eben so schielend übersezt. Man sieht, Voss hat die wolfsche, oder vielmehr die ursprüngliche Lesart nicht annehmen wollen, die doch ganz unentbehrlich ist. Der Wagenführer Sarpedons und er selbst, vom Patroklos getödtet, waren vom Wagen heruntergestürzt; die Pferde, nun nicht mehr gezügelt, wollten flüchtig werden, als die Krieger des Patroklos herzuеilten und sie festhielten, damit ihrem Anführ-

baues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerlei menschliche Erfindungen und Anstalten, zeigt sich Voß, wie in seinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte deutsche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der homerischen Sitten zu erinnern. Aus seiner ersten Odyssee kennt man schon die ehrbare Schaffnerin, und freut sich jedesmal, wenn sie erscheint. Für *σκηπτρον* wird einigemale (H. II. 46. 101.) sehr schicklich Herrscherstab gebraucht: warum nicht immer, oder wo man schon weiß, wovon die Rede ist, bloß Stab? Bei Scepter denkt man sich so leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes *σκηπτρον* war freilich auch Symbol derselben, aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck Pallast auch für die geräumigsten und bequemsten Häuser, die Homer beschreibt, selbst für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorstellung von Pracht erweckt. Indessen läßt es sich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen \*) der

rer nicht die Beute entginge. Wie konnten also die Pferde, noch an den Wagen gespannt, ihn verlassen? Sie konnten ihn nur mit sich fortreißen. Ferner wird *ἐπεὶ ληπον*, das durchaus die Bedeutung des Plusquamperfectum haben muß, durch das Participium des Präsens 'verlassend' gegeben. Ich würde nach der richtigen Lesart vorschlagen:

Welche zur Flucht fortstrebten, da leer der Gebieter Geschirr war.

\*) Ich bin hier zu weit gegangen. Die Wohnung des kleinen Königs von Ithaka sieht freilich etwas ländlich aus; aber nach den Entdeckungen neuerer Reisenden, welche Griechenland in antiquarischer Hinsicht durchforscht haben, vorzüglich Gells und Dodwells, kann es wohl nicht bezweifelt werden, daß die mächtigeren Fürsten schon in der trojanischen Zeit wirkliche Palläste bewohnten. Noch

Könige Homers alles beisammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Boß gebrauchte es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος steht (Il. I. 30.), und die Gemächer für die Familie des Priamus sind bei ihm aus schöngeglättetem Marmor (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. 'Burg' für das Haus eines Fürsten, welches Bürger in den Proben seiner hexametrischen Uebersetzung öfter gebraucht, und Boß sich auch Il. II, 513. entschlüpfen läßt, giebt die dem Homer ganz fremde Vorstellung von einem einzelnen besetzten Wohnhause, der barbarischen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck 'Meerschiff' (Il. XVI. 1. und öfter) legt wohl, außerdem daß er ganz ungewöhnlich ist, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Größe der Fahrzeuge, die nicht viel besser als große Kanots waren. Warum doch wohl πόρφυρς in den beiden Uebersetzungen der Odyssee durchgängig Harfe heißt? An die Saiten-Instrumente der alten nordischen Varden kann es nicht

---

stehen die beim Homer erwähnten Mauern von Tiryns, die Pausanias als ein Wunderwerk der Vorzeit preist; auch Kainen von Mykene und Argos. Das Schatzhaus des Atreus, irrig ein Grabmal genannt, ist beinahe noch unverfehrt: und der König, der zur Verwahrung seiner Schätze ein solches Gebäude errichtete, wird ohne Zweifel auch eine dieser Pracht angemessene Wohnung gehabt haben. Nach Dodwells Bericht ist das Schatzhaus von Orchomenos, wovon nur geringe, aber die Form bezeichnende Trümmern übrig sind, aus Marmor erbaut gewesen, welcher aus weiter Entfernung dahin geschafft werden mußte. So ist man also berechtigt, wo von dem Königsitz des Priamus die Rede ist, ξεστοῖο λίθοιο durch 'geglätteten Marmor' zu übersetzen; denn schwerlich hätte Homer ξεστός von einer Steinart gebraucht, die nicht einer gewissen Politur empfänglich war. Auch der Ausdruck 'Burg' ist nicht ganz zu verwerfen, wenn angenommen werden kann, daß die Wohnung des Königs in der Akropolis lag.



erinnern, da wir sie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der *φάρμυξ* (wenigstens wie sie im Hymnus auf den Hermes beschrieben wird; Homer selbst läßt sich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, außer etwa Od. XXI. 506...508.) nicht die geringste Aehnlichkeit. Ein Beiwort, das auf den hauchförmigen Resonanzboden der *φάρμυξ* geht, Il. IX. 304. die 'schön gewölbete' Harfe, wird dadurch ganz unverständlich. Warum nicht überall die Leier, die Voß ein paarmal nennt, (Il. I. 603. IX. 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin und her gestritten, ob Homer *φάρμυξ* und *κίθαρις* unterscheide, oder nicht. Die erste Meinung gründet sich hauptsächlich auf Il. III. 54., und Voß scheint sich dafür zu erklären, da er hier 'Laute' übersetzt. Die Stelle Od. I. 153...155. macht es wenigstens sehr zweifelhaft. Nach Wolfs scharfsinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Uebersetzer schwerlich durch seinen Ausdruck für *θυμοφθόρα πολλά*:

Aber er sandt ihn gen Aethia hin, und traurige Zeichen  
 Gab er ihm, Todesworte, geritzt auf gefaltetem Taflein,  
 den vortrojanischen Helden die Schreibekunst beigelegt; besonders da er das *γράψας ἐν περικτῷ* schon so richtig nach dem alten Sinne gegeben hat. \*)

Wäre es indeß leichter, als es wirklich ist, die uns so geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergessen, so bliebe es doch

---

\*) Hier hat Voß ebenfalls sich der vorgebrachten Bedenklichkeit bequemt, und verändert:

Gab er ihm, viel Nothwinke, geritzt auf gefaltetem Taflein.  
 Sehr glücklich, weil es nun eben so zweideutig lautet, wie im Original, ob es geschriebene Worte oder bildliche Zeichen gewesen.

eben so schwierig, was ihnen vorhergieng treffend zu benennen. So übersetzt Voss z. B. *ἑμιορες* Gesetze, wobei man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Gesetzgebung, sondern nur an Herkommen und natürliche Willigkeit denken darf. Gebräuche erschöpfen diesen Begriff nicht ganz; doch heißt *ἑμιοι* in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX. 177., nach Voss:

Wie in der Menschen Geschlecht der Mann dem Weibe sich  
nahet,

wörtlicher:

Wie es im Menschengeschlecht der Männer und Weiber Gebrauch ist.

Die Ausdrücke Homers, die sich auf sittliche Gefühle beziehen, können den Uebersetzer in große Verlegenheit bringen. Die verben Aeußerungen gesunder, roher Kraft, die durch mancherlei gesellige Einverständnisse noch nicht gefesselt, aber für die edelste sittliche Bildung empfänglich ist, sind wesentlich von festgesetzter Barbarei und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verschieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worin der Wohlstand seine despotische Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeschwächt übertragen will, so veranlaßt man leicht eine Verwechslung mit diesen. Hierin war Bürger (auf dessen hexametrische Uebersetzung wir noch zurückkommen werden) der Gefahr zu übertreiben ausgesetzt; Voss hingegen scheint von Seiten der Milde und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über sich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I. 159.) und Helena sich selbst eine Hündin (Il. VI. 344. 356.) nennen zu lassen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich sagt, daß Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I. 586.:

Duld', o theuerste Mutter, und fasse dich, herzlich betrübt zwar!  
 Daß ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es sehe,  
 Wenn er dich straft (*δεινόμενῃν*).

Freilich ist es auch allzu demüthigend für die 'hoheitblickende Göttin', *βοῶνις πόρνια Ἥρη*. Man sieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andere nach sich zieht. Hielt Voss 'die farrenäugige Here', wie sie bei Bürger heißt, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beiwort ist an sich schön, es würde vortrefflich paßen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Gestalt wie etwa die der Juno Ludovisi im Sinne gehabt; aber es sagt viel mehr, als die beiden griechischen: sogar eine Sklavin heißt einmal *βοῶνις* (H. III. 144.), und mit *πόρνια* ist Homer auch nicht karg.\*). Die von Thieren hergenommenen Benennungen sowohl schlechter als guter menschlicher Eigenschaften sind sehr bedeutend: sie bezeugen die enge Nachbarschaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thierischen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zusammenlebten.

---

\*) Man erlaube mir, hier eine etymologische Vermuthung über die eigentliche Beschaffenheit und Bedeutung des Wortes *πόρνια* vorzutragen. Beim Homer kommt es durchaus nur im Femininum vor, meistens als Beiwort weiblicher Personen-Namen. Dadurch verräth es sich als ein ursprüngliches Substantiv. Ich leite es ab von *πόσις*, welches vermuthlich vor Alters *πότις* lautete, wie so häufig im Ionismus das *Σ* ein ursprüngliches *Τ* verdrängt hat. *Πόσις*, Herr, Gemahl (vgl. das lateinische *potis*); *πόρνια*, Herrin, Gemahlin. Es giebt zwei ganz entsprechende Wörter im Sanskrit: *patis*, Herr, Gemahl, und *patni*, Gemahlin. In der homerischen Sprache ist es ein Ehrentitel vornehmer Frauen; doch ist es auch unvermählten Göttinnen beigelegt, was bei sterblichen Mädchen niemals geschieht. In der Benennung der Artemis, *πόρνια θηρῶν*, die Herrin des Wildes, (H. XXI. 470.) zeigt sich noch deutlich die

Berm. Schriften IV. 9

Sollte dem Dichter nicht etwas Fremdes geliehen werden, wenn man *γυναικῶν θηλυτεράων* durch 'zartgebildete Weiber, zartgeschaffene Weiber' giebt? Homer sagt so vieles, was sich von selbst versteht, daß man dies Beiwort so gut wie *νεκύνων κατατεθνεώτων* für tautologisch halten könnte. Zu der letzten Uebersetzung geben die beiden Stellen, wo sie vorkommt, Od. XI. 43. und XV. 421., noch einigermaßen Veranlassung; bei den 'zartgebildeten Weibern' aber Od. XI. 385. fehlt sie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Griechen eher auf jede andere Art bezeichnet; und wird geistige Bildung darunter verstanden, so ist Gedanke und Ausdruck noch unhomerischer. Warum nicht wörtlich 'weibliche Frauen' oder 'Weiber', welches auch dem Leser, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leisten könnte? Es wäre nicht das erstemal, daß es in unsrer Sprache gesagt wird. Die Minnesänger begrüßen ihre Geliebten häufig so, als mit einem schmeichelnden Beiworte. Bei der nach unsern Sitten nicht anständigen, aber an sich züchtigen Weise, wie Homer von der Liebe beider Geschlechter redet, hat sich der Uebersetzer meistens geschickt durchgeholfen, ohne doch schonende Schleier zu werfen, welche die Sache verschlimmern. Nur in der Stelle von der Astyoche XI. II. 513...515.

in der Burg des azeidischen Aktors

Stieg sie einst in den Söller empor, die schüchterne Jungfrau,  
Hin zum gewaltigen Ares, und sank in geheimer Umarmung.

substantivische Natur des Wortes. Wie soll man nun aber das so häufig wiederkehrende *βοῶπις πότνια* "Ἥρη übersetzen? Die vorstige Uebertragung ist nur eine verunglückte Verschmelzung der beiden Beiwörter. 'Die großäugige' ist wegen des Antispastes nicht zu gebrauchen. Man wird hier schon von der buchstäblichen Treue etwas nachlassen müssen. Ich schlage vor: 'die stättliche Herrscherin Here'.

giebt das letzte Gemistichium, eben weil es weniger sagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das homerische 'er lagerte heimlich zu ihr'. Zur Ehre der schüchternen Jungfrau sollte auch wohl Ἀρηὶ κρατερῶ mit τέκεν verbunden, und ὑπερώϊον εἰσαναβᾶσαι auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, so daß der Aorist παρελῆστο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένης steht dieser Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart 'durchbebt von süßem Verlangen', für καὶ με γλυκὺς ἡμερος αἰρεῖ, Il. III. 446. möchte selbst für den Weiberheld Paris zu zart sein.

Nirgends sieht man auffallender, wie fest Homer oder vielmehr sein Zeitalter noch am Sinnlichen hieng, als in seinen Kinderbegriffen von der menschlichen Seele. Der philosophische Scherz, nach welchem sie im einzelnen Menschen mit dem Fortgange des Alters allmählich von den Füßen bis zum Kopfe hinaufsteigen soll, ließe sich auch auf ganze Völker anwenden. Bei jenen guten Insulanern der Südsee, denen Gedanken Worte im Bauche heißen, wohnt sie noch tief unten. Auch aus der homerischen Sprache sieht man nirgends, daß sie sich schon im Kopfe hätte spüren lassen; ihr eigentlicher Sitz ist die Brust. Die Gränzen der verschiedenen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verstandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die sich am entschiedensten kund thut, zugleich mit zugeschrieben; und diese ist wiederum eigentlich nichts als das thierische Leben, ein so handgreifliches Ding, daß es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Brust gezogen werden konnte (Il. XVI. 386.). Beim Uebersetzen solcher Stellen unsre unsinnliche Seelenlehre zu entfernen, verursacht oft große Schwierigkeiten; doch sind sie nicht unübersteiglich,

weil jene einfältigen Vorstellungsarten auch bei uns unter dem Volke nicht ausgestorben sind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünschen, Voss hätte statt der so häufig bei ihm vorkommenden 'Herz und Geist', öfter für jenes 'Brust', für dieses 'Muth, Sinn, Gemüth, Seele', gebraucht. Das Herz, bloß körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weise für den ganzen innern Menschen gesetzt werden: aber die Stellung muß verhindern, es metaphorisch zu verstehen, was uns eigentlich weit geläufiger ist; und besonders muß man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unsern empfindsamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte diese Klippe vermieden sein, wenn Juno (Il. I. 569.) ἐπιγνάμψουσι φίλον κῆρ) 'die Stürme des Herzens bezwingt'? Der Geist wird bei uns allem Körperlichen entgegengesetzt, und entspricht daher Homers für die Sinne faßlichen Bildern von der Seele am wenigsten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben solch einen θυμός als den Menschen zugeschrieben haben; allein es hat eine komische Emphase, wenn Voss die beiden Lämmer (Il. III. 294. θυμὸν δευομένους) 'den Geist ausschauhen' läßt. Da θυμός an andern Stellen, Il. V. 589. XVI. 469., schließlich 'Leben' übersetzt wird, so lag hier eine Auskunft nicht sehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt, wäre der Geist wohl besser weggeblieben. Il. V. 696. τὸν δ' ἔλιπε ψυχῇ, und ihn verließ sein Geist; ψυχῇ ist ja an mehreren Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die sichtbare Lebenskraft. Merkwürdig ist es zu sehen, wie Homer sich hilft, wo er von der Einbildungskraft spricht, Od. I. 115: ὁσοόμενος πατέρ' ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν, welches nicht zum treuesten übersetzt wird 'denkend des Vaters Bild'. Man

könnte zweifeln, ob Homer sich das Gedächtniß, so wichtige Dienste es ihm bei seinen Dichtungen leisten mußte, und obgleich seine Wirksamkeit schon zur Person erhoben war, als eine für sich bestehende Seelenkraft dachte; es wäre also sicherer gewesen, *Il. II. 33. μηδὲ σε λήθῃ αἰετέω* anders zu geben als 'daß dem Gedächtniß nichts entfällt'. Wenn es aber *Od. XVIII. 216.* heißt

Schon als Knab' im Herzen bewegtest du mehr des Verstandes,  
*Ἰλαῖς ἔτ' ἐὼν καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,*

so tritt offenbar Verwirrenheit an die Stelle jener Unbestimmtheit der Vorstellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterscheidet, und die gesonderten und nunmehr entgegengesetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben so gut das Herz im Verstande bewegen, als den Verstand im Herzen. Noch mehr mißlungen, wo möglich, ist die Uebersetzung des Gemistichs: *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*, 'in des Herzens Geist und Empfindung'; welches um so schlimmer ist, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Psychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende 'Empfindung' nöthigt, einen Geist? Dem Worte Empfindung für \*) inneres Gefühl möchte schwerlich etwas in der ganzen homerischen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innere Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derselben, zu trennen? Doch dieß ist noch nicht Alles; denn nun soll, nebst dem Geiste des Herzens, auch in der Empfindung des Herzens etwas 'erwogen' (*Il. I. 193.*) oder gar 'erkannt' werden (*Il. IV. 163.*). Wie schlicht und einfach

\*) [innre Empfindniß 1796.]

lautet dagegen das Griechische! Tautologischer Ueberfluß ist überhaupt im Tone der kindlichen Vorwelt; aber bei der Beschreibung dessen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an seinem Blage: denn hier glaubte man sich nicht deutlich genug verständigen zu können. Wen es beleidigt zu hören 'in seinem Sinn und Gemüthe, in der Brust und in dem Gemüthe, in der Seel' und dem Gemüthe' u. s. w., der ist noch nicht im Stande den Homer zu genießen.

Dies sei genug über die Wahrheit der vossischen Uebersetzung von Seiten des Inhalts. Wir müssen nun betrachten, in wiefern sie die poetische Form, den Stil, den Ton, die Farbe der Darstellung der homerischen Gesänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigste ist, weil es sich über das Ganze erstreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es ist schon oben bemerkt worden, daß sich hiebei nicht Alles durch Gründe entscheiden läßt; die feineren Unterschiede der Eindrücke, sowohl dem Grade als der Art nach, hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann sein besondres Gefühl zum allgemeinen Maßstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Vossens Homer sei nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn unstreitig wenige so tief und anhaltend wie er studirt haben. Indessen würde es mißlich um die ganze Poesie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreißt, so wird man mit Sicherheit angeben kön-



nen, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidene mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gefünstelten und Steifen vertauscht wird. Der nüchternen, aber kräftigen Einfalt Homers kann nichts Schlimmeres widerfahren, als wenn ihr fremder Schmutz geliehn wird: in der gemeinsten Prosa wird man sie immer noch eher wieder erkennen. Wie also Voß übersetzen konnte: ὁ δ' ἦν νυκτὶ λαικῶς, 'er wandelte düster wie Nachtgraun'; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, 'denn sein ist siegende Allmacht'; ὀρινομένη τε θάλασσα, 'des Meeres Empörung'; τὸν δὲ ἰδὼν ὀίγησε, 'ihn erblickt' aufschauend'; πολέμου ἐπιδημίου, ὀκρούοντος, 'des heimischen Kriegs, des entsetzlichen Scheufsals'; κονίη, 'wölkender Staub'; πυρὸς ὄρμη, 'von des Feuerorkans Wuth'; μεγάλῳ ἀλαλητῷ, 'mit wild aufhallendem Feldruf'; ὑπερφιάλοισι μετελθών, 'umlärmt ihn der trotzigen Schwelger Getümmel'; νέκταρ ἐρυθρόν, 'rothfunkelnder Nektar'; μέγας οὐς, 'ein horstenumstarrt Schwein'; θύελλα, 'der Ungeßüm des Orkane'; πολὺ μείζον τε καὶ ἀργαλειώτερον ἄλλο, 'ein größeres noch und viel graunvolleres Unheil'; ὕλη τηλεθόωσα, 'des grünenden Haines Umschattung'; διζύος, ἣ μιν ἰκάνει, 'des Glendes, das ihn umdrängt'; ἐπισπέρχουσι δ' αἰεταὶ παντοίων ἀνέμων, 'wie sausen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf'; wie Voß so übersetzen konnte, wenn er nicht selbst in dem alten Sänger den Pomp der späteren kunstgerechten Epopöe suchte und fand, scheint in der That unbegreiflich. Am auffallendsten werden diese Abweichungen, wenn von Gegenständen des gemeinen Lebens die Rede ist. In einem Schranke oder Behälter, wo in der griechischen und älteren deutschen Odyssee viele Speere standen, müssen sie jetzt 'gedrängt aufstreben' (Od. I. 129.).

Den fichtenen Mast (Od. II. 525.) 'stellten sie hoch aufrechtend', *ορθῶσαν ἀειράνας*. Wenn Agamemnon, wie er sein Heer in Ordnung stellt, mit einem Stiere unter der Herde verglichen wird (Il. II. 481.), so heißt es

So wie der Stier in der Herd' ein Herrlicher wandelt vor allen,  
Männlich stolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide.

Das 'männlich stolz' ist ein Zug, wovon man im Griechischen keine Spur findet, und der obendrein die Vergleichung verdirbt. Denn das Ergößen an einem treffenden Gleichnisse beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichenen Gegenstände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, so muß auch der Mann einhergehen wie ein Stier: das versteht sich von selbst.

Nach dergleichen Beispielen möchte man doch wohl genöthigt sein, von Klopstocks Aussprüche, 'Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem Verdeutschter wieder vergriecht werden' (Grammatische Gespräche, S. 349.), etwas abzurechnen. Wir müssen jedoch erinnern, daß man beträchtliche Stücke in einem Zuge fortlesen kann, ohne auf so starke Störungen zu treffen. Es sei uns erlaubt, einige Stellen im Zusammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weise zu übersetzen, theils mit Vossens eigner früherer Arbeit, zu schärfen. Die Rede der Thetis, Il. I. 413., lautet in der neuesten Uebersetzung so:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergießend:

Wehe mir, daß ich, mein Kind, dich erzog, unselig Geborner!

Möchtest du hier bei den Schiffen doch frei von Thränen und Kränkung

Sitzen, dieweil dein Verhängniß so kurz nur währet, so gar kurz!

Aber zugleich frühwelfend und unglücklich vor Allen

Burdest du! Ja, dich gebär ich dem Jammergeschick im Palaste!  
 Dieß dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,  
 Geh' ich selber hinauf zum schneebedeckten Olympos.  
 Du indes an des Meers schnellwandelnden Schiffen dich setzend,  
 Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.  
 Zeus' gieng gestern zum Mahl der unsträflichen Aethiopen  
 An des Okeanos Flut; und die Himmlischen folgten ihm alle.  
 Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.  
 Hierauf steig' ich empor zum ehernen Hause Kronions,  
 Und umfaß' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bei Bürger im Journal von und für Deutschland, 84.

1. Stück:

Ihm antwortete drauf die Göttin, Thränen vergießend:  
 Ach! was mußt' ich dich, Kind, gebären zum Unglück und aufziehen?  
 Daß du doch thränenlos und ungefränket hier säßeß,  
 Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben bestimmt ist!  
 Sterblich bist du so früh und über Alles doch elend!  
 Drum gebär ich gewiß dich heim zur Stunde des Unglücks.  
 Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeschnittenen Olympos,  
 Lieb' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.  
 Du bleib sitzen indes bei den schnell hingleitenden Schiffen,  
 Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.  
 Zeus gieng gestern zum Mahl an den Ocean hin zu den frommen  
 Aethiopen, und ihn begleiteten sämtliche Götter.  
 Nach zwölf Tagen kehret er wieder zurück zum Olympos.  
 Alsdann will ich hinauf in sein erzgebündetes Haus gehn,  
 Und sein Knie umschlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Gesanges bei Voß:

Sprach; da lächelte sanft die lilienarmige Here.  
 Lächelnd darauf entnahm sie der Hand des Sohnes den Becher.  
 Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung  
 Rechts herum, dem Krüge den süßen Nektar entschöpfend.  
 Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern,  
 Als sie sahn, wie Hefästos in emsiger Eil umhergieng.  
 Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne

Schmauften sie; und nicht mangelte ihr Herz des gemeinsamen  
Mahles,

Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,  
Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.

Aber nachdem sich gesenkt des Helios leuchtende Fackel,  
Giengen sie auszuruhn, zur eigenen Wohnung ein jeder,  
Dort wo jedem vordem der hinkende Künstler Gefästos  
Bauete seinen Palast mit erfindungsreichem Verstande.  
Zeus auch gieng zum Lager, der Donnergott des Olympos,  
Wo er zuvor ausruhte, wann süßer Schlaf ihm genah war.  
Dorthin stieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bei Bürger:

Sprach's; ihm lächelte drob die lilienarmige Here,  
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.  
Dieser reichte nun auch, rechts anbeginnend, des süßen  
Nektars, aus dem Kumpfe geschöpft, den übrigen Göttern.  
Unauslöschliche Lache befiel die seligen Götter,  
Als sie sahn, wie Gefästos die Halle so flink durchdiente.  
Nun durchschmauseten sie den Tag, bis die Sonne hinabsank.  
Keines Herzen gebrachs an voller Gnüge des Mahles.  
Foibos Apollon schlug die schöne Laute. Die Musen  
Sangen Wechselgesänge dazu, mit lieblichen Stimmen.  
Als sie gesunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,  
Da gieng jeder zu ruhn hinweg nach seinem Gemache.  
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Gefästos  
Sein besondres Gemach mit künstlichem Sinne gezimmert.  
Auch zu Bett gieng Zeus, der olympische Schwinger des Blizes,  
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.  
Dorthin gieng er und schlief bei dir, goldthronende Here.

Man sieht, daß Bürger schon sehr viel geleistet. Zeile  
vor Zeile neben der vossischen Uebersetzung mit dem Original  
zusammengehalten, verliert die seinige, weil sie sich besonders  
in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt.  
Hingegen im Zusammenhange gelesen giebt sie den Eindruck  
vielleicht vollkommener wieder, und ein gewisses Etwas darin

spricht uns bekannter und herzlicher an. Die Wortfolge ist oft von der homerischen verschieden, aber im Deutschen eben so leicht und kunstlos, wie jene im Griechischen. Voßens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen; allein Bürgers Hexameter ist bis auf einige Versehen gegen die Prosodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt daran weit weniger Spuren einer mühsamen Entstehung. In Ansehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er selbst sich nicht neben Voß haben stellen wollen. Sonst hatte dieser wahrer Dichter gewiß einen vorzüglichen Verus, Uebersetzer Homers zu werden. Alles, was die Deutsche Sprache, auch die alte, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, stand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengstlichkeit sagt seine Muse Alles wie sie es empfand; er war selbst Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchsten Sinne des Wortes gewesen. Schwerlich so treu als Voß, aber vielleicht wahrer, hätte er ihn verdeutscht. Da seine Ilias leider unvollendet geblieben ist, so wäre wenigstens zu wünschen, daß die im Journal von und für Deutschland zerstreuten Gesänge sowohl, als was sich noch unter den Papieren des Verstorbenen finden möchte, gesammelt herausgegeben würden.

Bei der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren voßischen Odyssee wird sich vielleicht ein ähnliches Verhältniß offenbaren, wie zwischen den eben zusammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erste Uebersetzung ist so durchaus umgearbeitet worden, daß es keiner sorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterschied auffallend zu zeigen. Fast jedes andre Bruchstück könnte denselben Dienst verrichten, wie die folgenden, die wir aus verschiedenen Gesängen ausheben wollen. Pallas erscheint der Nauplia im

Traum unter der Gestalt einer Freundin, und redet sie an,  
 Ob. VI. 25...40. In der älteren Uebersetzung:

25. Liebes Kind, was bist du mir doch ein lässiges Mädchen?

Deine kostbaren Kleider, wie Alles im Wüste herumliegt!

Und die Hochzeit steht dir bevor! Da muß doch was Schönes  
 Sein für dich selber, und die, so dich zum Bräutigam führen!

Denn durch schöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte

30. Bei den Leuten; auch freun sich dessen Vater und Mutter.

Laß uns denn eilen und waschen, sobald der Morgen sich röthet;

Ich will deine Gehülfin sein, damit du geschwinder

Fertig werdest; denn Mädchen, du bleibst nicht lange mehr  
 Jungfrau.

Siehe, es werden ja schon die edelsten Jüngling' im Volke

35. Aller Häaßen um dich; denn du stammst selber von Edlen.

Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,

Daß er mit Mäulern dir den Wagen bespanne, worauf man

Lade die schönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.

Auch für dich ist es so bequemer, als wenn du zu Fuße

40. Gehen wolltest; denn weit von der Stadt sind die Spülen  
 entlegen.

In der neueren:

25. Welch ein lässiges Mädchen, Raufkaa, bist du der Mutter!

Dein Gewand, wie liegt es in Wust, so gepriesener Schönheit;

Und dir paßt die Vermählung, wo Schönes du brauchst, für  
 dich selber

Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!

Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bei den  
 Menschen

30. Rings; auch freun der Vater sich des und die liebende Mutter.

Gehn wir denn zu waschen, sobald der Morgen sich röthet.

Ich als Helferin auch begleite dich, daß du geschwinder

Fertig seist; denn wahrlich, du bleibst nicht lange noch Jungfrau.

Denn schon werden um dich die Edelsten unter dem Volke

35. Aller Häaßen umher, da du selbst von edler Geburt bist.

Auf, den gepriesenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,

Daß er Mäuler und Wagen beschleunige, welcher dir führe

Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunstwerk.

Auch ist solches dir selbst anständiger, als da zu Fuße

40. Hinzugehn; denn weit von der Stadt sind die Gruben der  
Wäsche.

Die erste Zeile folgt in beiden Uebersetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der zweiten gewissermaßen noch weniger als in der ersten. Zwar steht Nausskaa und nicht 'liebes Kind' im Texte; die Mutter ist auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältnisse. Der Dativ 'der Mutter' ist hier sehr fremd; mit dem pleonastischen 'mir' hat es eine verschiedene Bewandniß: es ist im vertraulichsten Tone gebräuchlich, da jenes höchstens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte 'du bist der Mutter ein läßiges Mädchen' bedeuten 'die Mutter leidet unter deiner Nachlässigkeit' (und was könnte sonst ihr Sinn sein?), so ist es noch überdies unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daß Nausskaa sich selbst ein läßiges Mädchen war, weil sie für ihren eignen Putz nicht sorgte. Die griechische Wendung  $\tau\iota\ \nu\acute{o}\ \sigma'\ \acute{\omega}\delta\epsilon\ \mu\epsilon\theta\acute{\eta}\mu\omicron\nu\alpha\ \gamma\epsilon\lambda\nu\alpha\tau\omicron\ \mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$ , soll wohl nichts mehr sagen als 'wie nachlässig bist von Natur'; es möchte also durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu starker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26. wird 'Gewand' als Collectivum gebraucht, welches dem Ursprunge des Wortes gemäß sein mag, aber gewiß gar nicht üblich, und deswegen unverständlich ist. 'So gepriesener Schönheit' für  $\sigma\iota\gamma\alpha\lambda\acute{o}\epsilon\nu\tau\alpha$ , ist zu geschmückt und gesucht. Die mit dem Griechischen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutschen gekünstelte, wo nicht ganz unerlaubte Stellung verstärkt noch diesen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, sich nicht über die einheimische Art zu construieren erheben kann, wird mit einem

Wüste von gepriesener Schönheit zu schaffen bekommen. Wie viel natürlicher ist 'deine kostbaren Kleider'! Vielleicht ist 'im Wüste', für ἀκηδέα, in beiden Uebersetzungen ein zu harter Ausdruck. Und dir naht die Vermählung' ist viel vornehmer, aber auch steifer als 'und die Hochzeit steht dir bevor'. Durch welches von beiden sollte wohl das homerische *σοι δὲ γάμος σχεδὸν ἐστίν* besser getroffen sein? Eben so verhält es sich mit 'wo Schönes du brauchst', statt 'da muß schon was Schönes sein'. Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Substantivum möchte 'Schönes' schwerlich die Begleitung des Pronomen 'etwas' oder des vertraulichen 'was' entbehren können, und wenn es mit 'Gewand' zusammenhängen soll, wie das griechische *καλὰ* mit *εἵματα*, so mußte der ungelehrte Leser erst besonders davon unterrichtet werden. Die Uebersetzung, 'wo Schönes du brauchst', statt 'wo du Schönes brauchst', ist hart. B. 29. 30. klingt viel naiver in der älteren Uebersetzung; in der neueren sind die Leute zu Menschen erhoben, und mit einem nachschleppenden 'rings' verziert worden, wozu Homer nicht den geringsten Anlaß giebt. In den folgenden Zeilen sind die Veränderungen weniger bedeutend, und meistens zum Vortheil der neueren Uebersetzung. B. 35. scheint Voss beide Male ὄρι und nicht ὄρι gelesen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zusatz 'edle Geburt' bezeichnen können? Nach der Lesart ὄρι sagt Homer freilich etwas, das sich von selbst versteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchsten Grade mißlungen ist die Veränderung des 37. und 38. Verses. Wie kann man sagen 'Mäuler und Wagen beschleunigen'? Dieses Zeitwort heißt 'machen, daß etwas geschwinde geschieht', und läßt sich daher durchaus nicht auf Gegenstände, sondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beschleunigt man ein



Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beschleunigung einer Sache redet, so meint man damit immer ein Geschäft, eine Verrichtung. Ueberdieß liegt dabei eine Vergleichung des Schnelleren und Langsameren zum Grunde, die hier gar nicht stattfinden kann. Wie seltsam würde Nausskaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geschwinder zu schaffen, da sie ihm vorher noch nichts davon gesagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐπονλλοαι läßt keine Spur von dieser unschicklichen Eile wahrnehmen. 'Wagen' konnte im Deutschen die Bestimmung des Artikels 'einen' oder 'den' nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurückweisen sollte. 'Welcher dir führe' ist in der That sehr wörtlich nach dem griechischen ἡ κεῖ ἀγγοι; doch steht das unnütze 'dir' nicht da, und 'führen' sagt man in unserer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, eines Frachtwagens, aber in andrer Beziehung, als wie es hier steht. Die griechische Wortfolge 'Welcher dir führe Gürtel und seine Gewand' u. s. w. möchte bei uns durch hohen lyrischen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenständen des gemeinen Lebens angebracht, ist sie ganz an der unrichtigen Stelle. Aus ῥήγεα σιγαλόεστα ist hier wieder etwas sehr Prächtiges geworden, nämlich 'Teppiche, edel an Kunstwerk'. Schwerlich läßt sich die Präposition 'an' in dieser Verbindung gebrauchen; man sagt 'edel von Abkunft' statt 'von edler Abkunft', aber nicht 'edel an Abkunft'. Doch was soll man bei 'edel an' oder 'von Kunstwerk' denken? Ein Kunstwerk ist ein selbständiges, durch Kunst hervorgebrachtes Ding, und keineswegs eine Beschaffenheit, wonach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunstwerk, wenn man sie anders mit diesem Namen beehren will; da hätten

wir also ein an Kunstwerk edles Kunstwerk. Der Verfasser hat sagen wollen 'edel an Kunstarbeit', allein diese Bedeutung hat das Wort 'Wert' nur in den niederdeutschen Zweigen der germanischen Sprache, dem Englischen und Holländischen, niemals im Hochdeutschen. Im 39. B. entspricht 'anständiger' dem *καλλιον* besser als 'bequemer'; dagegen ist 'solches' hineingekommen, gegen dessen häufigen Gebrauch sich schon der Beurtheiler im L. Merkur erklärt hat. 'Gruben der Wäsche' erklären die Sache bestimmter als das mundartliche 'die Spülen'.

Die darauf folgenden Verse lauten in der früheren Odyssee:

Also redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte  
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigem Wohnstz,  
Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer besutet,  
Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre  
Waltet ruhig umher, und deckt ihn mit schimmerndem Glanze:  
Dort erfreut sich ewig die Schar der seligen Götter.  
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In der späteren:

Also sprach und enteilte die Herscherin Pallas Athene  
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitz der Götter,  
Sagen sie: den kein Sturm noch erschütterte, nie auch der Regen,  
Feuchtete, oder der Schnee umflöberte; Heitre beständig  
Breitet sich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.  
Dort erfreun sich täglich die seligen Uranionen;  
Dorthin kehrt Athene, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In beiden Uebersetzungen gehört die Stelle sowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetsten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die sie erlitten, hat sie theils verloren, theils gewonnen. Beim Homer geht Athene weg, in der neuen

Uebersetzung 'enteilt sie schnell'; und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet 'von einem Orte weg-eilen', so enteilt sie hier 'zum Olympos empor'. In dem *Ὀδὸν ποῶς* verräth sich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bei seinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müssen meint, er habe seine Nachrichten darüber nur vom Hörensagen. Dieser merkwürdige Zug war vorhin übersehen worden; jetzt ist er durch 'Sagen sie' gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachschleppt, und nicht frei von Undeutlichkeit ist. Die Orkane, ein Prachtwort, daß Voss sonst vorzüglich liebt, sind diesmal zum 'Sturme' gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat 'bestöbern' in das künstlichere 'umstöbern' verändert werden müssen, da doch jenes genauer mit *ἐκινῶνται* übereinkommt? Die Stellung des 'beständig' zwischen dem Nominativ und dem Verbum ist den Gesetzen unsrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, so muß das Umstandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, so muß es diesem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man sagen will 'Heitre breitet sich beständig', oder 'beständig breitet sich Heitre'. Wenn unsre Sprachkundigen 'breiten' für 'ausbreiten' oder 'verbreiten' gelten lassen wollen, so ist das Gemistichium 'Breitet sich wolkenlos', schöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweiten Hälfte des Verses 'und hell umfließt ihn der Schimmer'. Im 40. V. ist 'täglich' dem sinnlichen Ausdruck *ἡμεῖς πάντα* gemäßer als das zuvor gesetzte 'ewig'; 'Tag für Tag' käme vielleicht noch näher. Für die Vertauschung der Götter mit 'Uranionen' möchte es schwer sein, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verse würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum sie alle hier zu entwickeln

erlaubte. Unter andern ist die buchstäbliche Uebertragung des *πάππ' αἰ* durch 'lieber Papa!' in der Rede der Naustikaa, von dem häßlichen und übelklingenden Diminutiv 'Väterchen' verdrängt worden. Sollte man bei solchen Gelegenheiten nicht denken, der deutsche, sonst so naive Dichter habe sich der ehemals empfundenen Naivetät im Namen des griechischen Sängers und in seinem eignen geschämt? Allein hier geht noch etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daß die homerische Poesie in einer ernsthaften Darstellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Natursprache nicht verschmähte, ist äußerst charakteristisch, und könnte allein hinreichen, manchem falschen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erste Anrede des Kyklopen Od. IX. 252...255. hieß ehemals:

Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Von wannen trägt euch die  
Woge?

Habt ihr ein Gewerb', oder schweift ihr ohne Bestimmung  
Hin und her auf der See, wie Küsten-umirrende Räuber,  
Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?

Jetzt:

Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Woher durchschifft ihr die Woge?  
Ist es vielleicht um Gewerb', ist's ohne Wahl, daß ihr umirrt,  
Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umher-  
schweift,

Selbst darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend?

Die letzte Hälfte des ersten Verses ist wörtlicher geworden. Das altdeutsche 'von wannen' hätte indessen beibehalten werden können; das Silbenmaß gestattete es wenigstens. 'Ohne Bestimmung' war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür gesetzte 'ohne Wahl' ist nicht ganz passend. Eine Wahl, wenn auch eine bloß willkürliche, gehört doch

immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. 'Aufs Gerathewohl' wäre das eigentliche Wort für *μαυιδίως*. 'Räuber', *ληϊστῆρες*, war weit treuer und einfacher als 'Raubgeschwader'. Unter einem Raubgeschwader 'im Meere' wird man sich etwa Haifische vorstellen; menschliche Seeräuber fahren 'auf dem Meere'. Und welche ängstliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Wortes *ἕλς*, an die der Grieche vermuthlich selbst nicht mehr dachte, wenn er es für Meer gebrauchte, durch 'Salzmeer' geben zu wollen! Der deutsche Leser wird unfehlbar glauben, es sei nicht von der See überhaupt, sondern von einem bestimmten, vorzüglich salzigen Meere die Rede. Der lächerliche Mißverstand, der entsteht, wenn man gewöhnlichermaßen 'welches' auf das zunächst vorhergehende Substantivum bezieht, wo dann 'ein umschweifendes Salzmeer' zum Vorschein kommt, hätte auch billig vermieden werden sollen. Räuber, 'die ihr Leben selbst darbieten', sind in der That sehr höflich und großmüthig; beim Homer setzen sie es nur aufs Spiel (*ψυχὰς παρδόμενοι*). Die ältere Uebersetzung 'die ihr Leben verachten' erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber sie verunstaltete ihn doch wenigstens nicht.

• Die darauf folgende Antwort des Ulyßes überlassen wir, um nicht weitläufig zu werden, dem Leser zu eigner Vergleichung; und heben nur die Schlußzeilen aus. In der älteren Uebersetzung:

Scheue doch, Bester, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!  
Und ein Rächer ist Zeus dem hülfelehenden Fremden,  
Zeus, der Gastliche, welcher die heiligen Gäste geleitet.

In der neueren:

Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nah'n dir jezo in Demut;  
Aber Zeus ist Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,  
Gastbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das 'nahn' und den 'nahenden Mann' scheint Voss die Ableitung des *ἐκέρως* haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zusatz 'in Demuth' zwar vor Mißverstand gesichert, doch war die letzte Hälfte des ersten Verses vorhin kräftiger und herzlicher übersetzt. Der 'nahende Mann' hingegen ohne weiteres könnte eben so gut ein Bandit sein, als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt ist es seltsam, eine vorübergehende Handlung auf diese Weise als fortdauernde Eigenschaft vorzustellen. 'Der nahende Mann' nimmt sich um nichts besser aus als 'der gehende Mann', 'der laufende Mann'. Der zweite Vers hob mit 'Und' weit schicklicher an, als jetzt mit 'Aber', obgleich im Griechischen *δέ* steht. Dieses muß so manche unmerkliche Lücken zwischen den Redesätzen ausfüllen, daß es längst nicht den Nachdruck des 'Aber' hat, und auch in drei bis vier Versen nach einander wiederholt wird, was im Deutschen unerträglich sein würde. Hier soll ja kein Einwurf gemacht, sondern vielmehr etwas zur Bestätigung des Vorhergehenden angeführt werden. 'Gastbar', allerdings ein altes deutsches Wort, aber auch ein veraltetes, ist dem wohlklingenderen 'gastlich' vorgezogen worden. Daß 'gastbar' für 'der gastbare' steht, wird wohl kein Leser errathen, der nicht das Griechische zugleich vor Augen hat; es könnte nicht so verstanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte, 'Aber Zeus, gastbar, ist Rächer' u. s. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt ist! Ein Beschaffenheitswort wird erst durch die Concretionsfille zum Adjectivum, und kann ohne dieselbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung gesetzt werden. Man wird also unfehlbar, trotz der Interpunction, construieren 'und (ist) dem Fremdlinge gastbar'. Hieraus folgt weiter, daß das Relativum 'welcher,

da es mit einem Beschaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und Zeus durch zwei andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt ist, auf 'Fremdling' bezogen werden wird. Der Dativ 'ehrwürdigen Fremdlingen' statt des Genitivs ist fremd und gelehrt, um nicht zu sagen undeutsch. Das Beiwort 'heiligen' für *αἰδοῦσιν*, war angemessener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher scheint. 'Ehrwürdig' ist man durch persönliche Eigenschaften, vorzüglich durch sittliche; 'heilig' kann sogar eine leblose Sache ohne ihr Verdienst sein, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die römischen Tribunen waren oft sehr wenig ehrwürdig, aber dennoch \*) geheiligte Personen; so auch ein Gast nach Homers Begriffen. Doch dieß ist noch nicht das Wichtigste: wir müßten uns sehr irren, wenn die neuere Uebersetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte: nicht von einer lenkenden, sondern von einer beschützenden Begleitung ist die Rede. Zeus bestimmt die Fremdlinge nicht, sich hierhin oder dorthin zu begeben, er 'leitet' ihnen 'den Gang' nicht; sondern er ist ihnen nahe, damit sie nicht verletzt werden; er geleitet sie.

Diese umständliche Bergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienstvollen Uebersetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher absichtlich geschwiegen, um die verschiedenen Gesichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetschung des Griechischen, nicht als eine Uebertragung ins Deutsche betrachtet. Dieses doppelte Verhältniß liegt schon im Begriffe einer Uebersetzung; eine Sprache muß dabei völlig an

---

\*) [personae sacrae 1796.]

die Stelle der andern treten, so daß außer ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was sich durch keine allgemeinen Vorschriften bestimmen läßt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verschiedenheit der Sprachen bleibt alles poetische Uebersetzen, wo es nicht bloß auf den Sinn im Ganzen, sondern auf die feinsten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommene Annäherung. Es bedarf keines Beweises, daß alle Freiheiten, die einem Originaldichter gestattet werden, einem übersetzenden Dichter, dessen Lage weit ungünstiger ist, im vollsten Maße zu Statten kommen müssen. Aber eben so ausgemacht ist es, daß es für jede Sprache gewisse, durch ursprüngliche noch fortdauernde Beschaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her festgesetzte Grenzen giebt, die man nicht überschreiten darf, ohne sich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als solche anerkannte Sprache, sondern ein selbsterfundnes Nothwelsch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Gracismen, unmöglich, so würde es besser sein, ganz Verzicht darauf zu thun.

Noch neulich ist darüber gestritten worden, wie weit sich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erstrecke. Daß einzelne Schriftsteller, besonders Dichter, durch ihr Beispiel einen unübersehblich großen Einfluß darauf haben können, beweist die Geschichte der Sprachen. Auch hat man Vieles anfangs als Sprachverderb verschrieen, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredelung bewährt hat. Vorschläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müssen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewiesen werden. Wie alle



menſchlichen Einrichtungen, ſo ſtrebt auch die Rede, dieſe ſchöne Urkunde unſrer höhern Beſtimmung, unaufhörlich nach dem Beſſeren, und es iſt ein wahres Verdienſt, wenn der Einzelne durch ſeine beſtimmten Beſtrebungen das Organ dieſes allgemeinen Wunſches wird. Nur iſt es dabei eine unerläßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeschlagene Neue darf nicht im Wiſſenſpruche mit dem entſchieden Feſtgeſetzten ſtehn. Wäre die Sprache eine bloße Zuſammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Beſtandtheilen, eine formloſe Maſſe, ſo dürfte man nach Willkür ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein ſie iſt ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anſpruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft zieht Alles in ihr ſich an, oder ſtößt ſich ab; allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfaßender und zuſammenhängender ihre Geſetze ſind, deſto vollkommner iſt ſie organiſirt; je größere Freiheit neben dieſen Geſetzen, nicht wider ſie, ſtattfindet, deſto geſchickter iſt ſie zum poetiſchen Gebrauch. Das Uebermaß poſitiver Geſetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwicklung originaler Anlagen übrig läßt, iſt, wie im Staate, ſo auch in der Sprache, ein großes Uebel. Hat es mit der geprieſenen Bildſamkeit der unſrigen ſeine Richtigkeit, ſo leiden wir nicht daran, wenigſtens nicht in Vergleich mit manchen andern Sprachen. Um ſo viel leichter läßt ſich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur Streitendes aufzudringen, was ſich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verſchmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anſchmiegen können, iſt nur dann

ein wahres Lob, wenn man Selbständigkeit dabei zu behaupten hat und behauptet. Bildsamkeit ohne eignen Geist, was wäre sie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des sprachbildenden Künstlers hebt also da an, wo die Gerichtbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er sich in das Geschäft des letzteren mischen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher, der allgemeineren Analogie zuwider, nur in einzelnen Redensarten herrscht, zurecht zu weisen sucht. Er thut es indessen immer auf seine Gefahr. Uebrigens ist jedes positive Gesetz der Sprache, wie sie selbst überhaupt, wo nicht in ihrem Ursprunge, doch in ihrer entwickelten Gestalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieselbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß sich oft keine innere Nothwendigkeit dabei erkennen läßt, thut dem Ansehen des Sprachgebrauchs nicht den geringsten Eintrag. Bloß nach den Grundsätzen der philosophischen Grammatik, ohne das Individuelle und selbst das Willkürliche zu Hülfe zu nehmen, ließe sich wohl eine Art logischer Chifferschrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderrüßlich entschieden ist, bleibt es eben so sehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabei sein Spiel getrieben. Indessen hüte man sich, charakteristische Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechseln. Oft wird ein Gesetz, das man, abgesondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyrannischen Streichen des so oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zusammenhange der Bestandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorschreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und sogar eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die sich eher fühlen als darthun läßt.

Es schien das Kürzeste, diese Betrachtungen vorauszuschicken, um bei dem Urtheile über die Freiheiten, die Voss sich mit der deutschen Sprache genommen, immer stillschweigend darauf zurückweisen zu können. Sie bestehen entweder in neu abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortstellungen.

Bei der Leichtigkeit der Zusammensetzungen, die unsre Sprache mit der griechischen gemein hat, entstehen häufig, selbst in der ungelehrten Sprache des Umgangs, neue Wörter dieser Art, und der Uebersetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle seiner Beiwörter nachzuahmen suchen. Ich kann in Ansehung ihrer weder Bürgern beitreten, der sie zum Theil für bloße Titulaturen hielt, noch dem Beurtheiler im L. Merkur, wenn er behauptet, Homer würde bei dem deutschen Leser gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle setzte, oder sie auch manchmal gar wegließe. Es ist schon gezeigt worden, daß dem modernen Geschmaack schlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geschmeichelt werden darf, und die Leser, bei denen Homer durch eine solche Veränderung gewänne, möchten wohl überhaupt unfähig sein, ihn zu fühlen. Die Beiwörter gehören wesentlich zum Charakter seiner Poesie: es liegt in der freundlichen Ansicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß sie jedem Gegenstande, sei er noch so gering und unscheinbar, irgend etwas wohl lautend nachzurühmen weiß; und das Verweilen bei der sinnlichen Gegenwart bezeichnet, so wie die unermüdlche Stätigkeit der sanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortschreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und Alles bis auf das Kochen und Braten, Essen und Trinken, seinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines großen Scharfs-

sinn, um zu bemerken, daß die Beiwörter im Munde der redenden Personen oft sehr undramatisch sind: aber es leuchtet auch ein, daß die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epischen Tons untergeordnet sein mußte, da der Vortrag durch Gesang, wozu das Gedicht ursprünglich bestimmt war, doch keine eigentlich theatralische Täuschung zuließ. Wenn die homerischen Beiwörter nicht immer eine hervorstechende Eigenschaft benennen, wenn sie keinen Nachdruck haben sollen, der die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können, so ist doch die poetische Sitte, die sie vertheilt und festgesetzt hat, noch weit entfernt von der gesellschaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen; und was hat die steife Leerheit in diesen mit dem schönen Ueberflusse gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft schmeicheln? Mit Recht hat indessen der Uebersetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verschiednen Beiwörtern wechselt, sich eben dieser Freiheit bedient. Auch dadurch ist nichts verloren gegangen, daß er solche, deren buchstäbliche Uebersetzung schwierig oder unangenehm gewesen wäre, durch einfache, die ein ähnliches Bild geben, ersetzt hat: z. B. *ἐὺθρονον Ἥω*, 'die goldene Frühe', *καλλιπύργος*, 'die rosige' oder 'die anmuthvolle', *Κρόνον ἀγκυλομήτεω*, 'des verborgenen Kronos' u. s. w. Wären die 'saumnachschleppenden Weiber' (*ταυνέπλοι*), die man für nachlässig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in diese Klasse gerechnet worden! Ob man nicht bloß das Haar selbst, sondern auch die Person, der es angehört, lockig nennen darf, 'die lockige Leto', bezweifeln wir. Immer ist es noch besser als Bürgers 'lockenliebliche Leto'. Verschiedene Beiwörter dieser Art, die sich bei ihm finden, und sich auf die einzige Analogie des

unedlen 'Lendenlahm' stützen, 'die wangenschöne', 'der schenkelrasche', u. s. w. hat Voß mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zusammensetzungen so sehr, daß er sie nicht selten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, bescheiden schmückende Beiwörter hat. Aus dem gestirnten Himmel II. IV. 44. wird ein 'sternumleuchteter', aus langen Spießen II. IV. 533. werden 'langschäftige'; ein 'borstenumstarrt Schwein' (μέγας οὐς) und den 'wild aufhalenden Feldruf' (μεγάλῳ ἀλαλητῷ) erwähnten wir schon. Da man findet ziemlich häufig dreifach zusammengesetzte Wörter, die nach dem Muster des zuletzt angeführten gebildet sind: 'das weitaufrauschende Meer', 'die hellaußtönende Stimme', 'die holbanlächelnde Kypris', 'der harthinstreckende Kampf', 'wild androhend', 'die weithinschattende', oder auch 'weither-schattende Lanze', 'der schönhinwallende Xanthos', 'die grad-anstürmende Lanze', 'der tiefhinströmende Herrscher', 'die gern-austheilende Mutter', 'das schwerhinwandelnde Hornvieh', und andre mehr. Freilich ist die Zusammensetzung nicht ächt, und zerfällt von selbst wieder in ihre Bestandtheile. Die erste Silbe bleibt, trotz der Weglassung des Zwischenraumes beim Schreiben, ein eigens bestimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinigung erfordert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Voß trennt selbst einmal II. XXI. 324. 'in trüb aufstürmender Brandung'. Was ihm diese Zusammenstellungen empfohlen hat, ist ohne Zweifel ihre prosodische Beschaffenheit.

Beim Prägen neuer Wörter sollten wir immer die sorgfältigste Rücksicht auf den Wohlklang nehmen, und sie würde unsre Freiheit darin gar sehr beschränken. Der Grieche fand mit seinen schönen Vokalen und biegsamen Endsilben der

Wörter hiebei selten Anstoß; sie floßen von selbst in einander. Bei uns müssen sie wegen des Gebranges anfangender und schließender Konsonanten oft zusammengezwungen werden. Wir haben schon zu viel solcher furchtbaren Wörter wie 'Kopfschmerzen, Sprachwerkzeug' u. s. w., als daß wir noch neue erfinden sollten, wie Bösen einige entschlüpft sind: 'Siegsstärke, schwarzschauernd, erstarrend, starträdrig' mit einem dreifachen R in drei Silben, und 'hochhauptig' mit einem dreifachen Hache. Nur wenige neue Zusammensetzungen sind mir aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt, z. B. 'die unnahbaren Hände', der 'wohlanlandbare Hafen'. Die Ableitungssylbe 'bar', wenn sie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt (die einzige Bedeutung, worin es noch erlaubt ist, neue Wörter durch sie zu bilden), setzt ein Zeitwort voraus, das ein vollständiges, persönliches Passivum hat, und als Aktivum die vierte Endung regiert; beides ist mit 'nahen' und 'anlanden' nicht der Fall. Ein 'vielgerudertes' Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin schon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern versehenes Schiff. Die mit 'um' zusammengesetzten Beiwörter, die Voss vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzu künstliches Ansehen: 'der sternumleuchtete Himmel', 'die erzumschirmten Achaier', 'der schwarzumwölkte Kronion', 'der helmumflatterte Hector'. Das letzte enthält überdies eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, sondern der Helmbusch. 'Schollig' und 'quellig' sind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als daß sie gefallen könnten. 'Rothschnäblich' ist nur falsch geschrieben; es sollte 'rothschnäblig' heißen, denn das Schiff ist nicht einem rothen Schnabel ähnlich, sondern es hat einen rothen Schnabel. Eben das gilt von 'mähnicht', wenn die Kentauern 'mähnichte

Ungeheuer' genannt werden. Ein ganz unschickliches Beiwort erhält das Meer: am Strand des 'verödeten' Meeres (ἀλὸς ἀτρογέτοιο); 'verödet' ist nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß 'es nicht homerischer Ton sei, die Beiwörter in Umschreibungen aufzulösen, so läßt es sich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kommt dabei nur auf die geschickteste Art an. Für ἀτρογέτοζε hatte Bürger versucht 'Silberbogner'; allein dieß würde nach der Analogie von Wagen und Wagnen jemanden bedeuten, der silberne Bogen verfertigt. Beyer hat es Voß mit dem folgenden verflochten:

Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst..

Für ῥοδοδάκτυλος 'Hώς setzt er 'Ros mit Rosenfingern'. Es ist die Frage, ob es nicht heißen müßte 'mit den Rosenfingern', damit man es als fortbauernde Beschaffenheit auf das Substantivum, nicht als Zustand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: 'ich erwachte mit Zahne weh', geschieht. 'Die Stadt voll prächtiger Gassen', für πόλιν εὐρυαγνίαν, Il. II. 329, hätte Voß, da er an andern Stellen 'die weitdurchwanderte Stadt' übersetzt, entbehrlich finden müssen. Freilich weiß ich in dem letzten Beiworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuser in einer Stadt können weit auseinander liegen, und man kann sie durchwandern: aber wie soll man sie weit durchwandern? Gegen Artemis, die Lenkerin goldener Zügel', χρυσήριος, Il. VI. 205. und Apollon mit goldenem Schwerte', χρυσαόρον, Il. V. 509, ist nichts Erhebliches einzuwenden; auch den 'Sporn der Gaul', Midoneus' (Il. V. 654. κλυτοπιώλω),

ließe man sich gefallen, wenn er nicht die Vorstellung der Reitkunst erregte, welche dem Kostum der homerischen Helden fremd ist. Mehrmals hat sich Voss durch einen absoluten Genitiv zu helfen gesucht, der aber, außer in den einmal eingeführten Lebensarten, nur da stehen sollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer bestehenden Eigenschaft gesprochen wird. Helena, 'die herrliche, langen Gewandes', ist schon von Andern gerügt worden. Eben so fehlerhaft steht Il. III. 326. 327.:

Rings um setzten sich all' in Ordnungen, dort wo sich jeder  
 Rosse gehobenes Hufs und gebildete Waffen gereihet.

Man könnte allenfalls sagen 'die Rosse laufen gehobenes Hufes', aber nicht ohne Dazwischenkunft eines Zeitwortes 'Rosse gehobenes Hufes', für 'mit gehobenem Hufe.' Uebrigens heben die still stehenden Rosse hier die Hufe ja nicht wirklich, sondern sie werden nur von der Gewohnheit, es beim Laufen zu thun, im Allgemeinen ἀρσένονες genannt. \*) [Dieses Beiwort kommt außerdem nur noch ein einziges Mal vor, Il. XVIII. 532., von wirklich im Lauf begriffenen Pferden. Hier hat es Voss ganz anders, aber eben so kostbar übersetzt 'im Sturm der Gespanne'.]

So viel von den Beiwörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern sind die häufigsten, und leider auch die mißrathensten, die mit Hülfe der vorgelegten Silbe 'ent' gemacht. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zusammenbringen: entsenden (welches sehr oft vorkommt), entschallen, entfunkeln, enttauchen (für

---

\*) [Hätte der Uebersetzer sich genauer an das ἐκείτω gehalten, so würde man glauben müssen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füße in die Höhe gestreckt. 1796.]



emergere), enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entheben, entlobern, entwandeln, enttrocknen, entschiffen, entwachen, entnehmen, entschöpfen, entstöbern, entrudern, u. s. w. Nicht alle die eben angeführten sind gleich verwerflich; manche darunter sind auch schon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber sein, daß es erlaubt ist, vermittelt der Silbe 'ent' neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in 'entzaubern, entgöttern') bezeichnen. Bei einer geschickten Wahl kann der Ausdruck durch sie sowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Voß gebraucht sie meistens so, daß er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das einfache Zeitwort ganz denselben Dienst geleistet, z. B. Od. III. 157. 'Wir nun betraten die Schiff' und entruderten'. Od. V. 41. 'Sie enteilte — schnell zum Olympos empor.' An andern Stellen werden diese Zeitwörter nicht mit dem Dativ construirt, den sie immer fordern, wo sie eine Entfernung von etwas bedeuten, sondern mit der entbehrlichen Präposition, z. B. Il. V. 353 'enttrug sie aus dem Getümmel'; ja sogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichste nennt: Il. XVII. 275. 'daß von der Leiche hinweg sie entzitterten'. Ebendasselbst 583. 'enteilen von dannen'. Nicht edel, sondern steif und kostbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen, die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für 'abschicken' oder 'fortschicken', für 'wegtragen', so seltsame Wörter wie 'entsenden' und 'enttragen' erfindet; wenn sogar der Braten von den Spießen 'entzogen' wird. Man bemerke, daß Voß hier ein in anderer Bedeutung sehr gewöhnliches Wort durch seinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuschaffen gewußt

hat. Eben so setzt er *Il. III. 325* 'entspringen' für 'heraus-springen'. Ganz untauglich für diese Art der Ableitung oder Entleitung sind des entstehenden Uebelflanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem *τ* anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pause und erneuertem Ansatze der Stimme aussprechen können, ent-taumeln u. s. w., oder man wird ein *τ* auslassen: ent-aumeln, wodurch das so schon unbekannte Wort vollends unverständlich werden muß.

Von einem ähnlichen Mißbrauche der Präposition 'um' sei es genug, zwei auffallende Beispiele anzuführen. *Il. XVI. 548*. 'Die Troer umschlug schwerlastender Kummer'. *Il. XII. 161*. die Helme, 'von Mühlsteinen umprallt'. Das Widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darin ließe sich ohne Schwierigkeit auseinandersehen, nur möchte es die Geduld ermüden.

In den Wortfügungen ist Vossens Sprache ebenfalls nicht rein von Verstößen wider die Grammatik, wenigstens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloß ungewöhnlichen, und freilich nicht sonderlich gefälligen Wendungen; z. B. *Il. I. 407*. 'Deß ihn erinnernd'; 'ereifern' und 'erzürnen' ohne 'sich' nach oberdeutscher Weise als Neutra gebraucht; 'einen hoch an Sitz und an Fleisch ehren'; 'welchen er das Blut vergoß', statt 'deren Blut er vergoß', und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Versen *Il. IV. 497... 500* steht 'ihm' dreimal auf diese Weise); das active Particium in vielen harten Verknüpfungen, u. s. w. Wahre Sprachfehler hingegen sind 'walten' und 'vernehmen' mit der zweiten Endung: *Il. III. 440*. 'es walten Götter auch unser'. *Il. VI. 465*. 'Ich ich deines Geschreies vernehme'; Auslassungen, wie 'gestrengt' für 'angestrengt' *Il. XVII. 746*.; *Od.*

XIX. 105. 'Wer? und woher der Männer?' Im Griechischen steht das Zeitwort da. Die unterlassene Wiederholung des Accusativs, der alsdann auf zwei Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort steht, zugleich bezogen werden muß, *Al. II. 595.:*

dort, wo die Mufen

Findend den Thrakier Thamyris einst des Gefanges beraubten;  
oder auch die gänzliche Auslassung des Accusativs, den ein transitives Zeitwort nothwendig regiert, *Al. VII. 409. 410:*

Nicht ja gebührt Kargheit bei abgeschiedenen Todten,  
Daß man, nachdem sie gestorben, mit Blut zu besänftigen eile.

Eleonasmen, wie *Al. I. 91. 99.* 'zurück hingeben'; oder *Al. XVII. 202. 203.* 'du zeuchst die unsterbliche Wehr an, Sein des erhabenen Mannes'. 'Sein' als possessives Pronomen erfordert ohne Concretionsfille die Dazwischenkunft des Zeitwortes, 'die Wehr ist sein'. Auch mit dieser Silbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart 'des Mannes seine' umgekehrt herauskommen. Auch als persönliches Pronomen der dritten Person in der zweiten Endung statt 'seiner' steht es nicht nur überflüssig, sondern fehlerhaft. Eine ganz falsche Construction entstellt die Zeilen *Al. XVII. 601. 602.*

Hektor sodann durchstach des Leitos Hand an dem Knöchel,  
Ihm des erhabnen Elektryons Sohn;

'Sohn' soll vernuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ sein, da doch 'des Leitos', womit es in Apposition steht, den Genitiv erfordert. Die weggelassene Biegungssilbe des Dativs, 'Sohn' statt 'Sohne', macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weise construieren: Hektor durchstach des Leitos Hand; ihm (dem Hektor) durch-

stach sie der Sohn des erhabnen Elektrions. Das dem letzten Namen angehängte s ist wiederum fehlerhaft; denn bei eigenen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungssilben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die sie gar nicht haben können; so steht 'raffen' und 'entrafen' Il. V. 50. und 541. für 'erlegen'; im Texte beide Male Pl. Diese Beispiele ließen sich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in diesem Fache wenige hin; sonst würde die Kritik ein endloses Geschäft sein. Ich führe nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des 'jener, jene, jenes', wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Gesezt auch, es ließe sich irgend eine alte oder neue Autorität dafür aufstreiben, woran ich zweifle, was wird dadurch gewonnen? Geißt es nicht die Sprache geradezu auf den Kopf stellen? Nicht ganz dieselbe Bewandniß hat es mit dem ebenfalls häufigen 'solcher, solche, solches', das wirklich ehemals als demonstratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Voss es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelübersetzung öfters so vorkommt. Freilich ist es veraltet, und sollte daher nicht anders, als mit einem besondern Nachdrucke, in einem feierlichen Tone der Rede, gesezt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleien, und nimmt sich nicht besser aus, als das abgedankte 'sothanes'.

Was aber das schlimmste Unheil in der ganzen Uebersetzung von einem Ende bis zum andern gestiftet, sind unstreitig Vossens Grundsätze über die deutsche Wortstellung. Grundsätze nennen wir es, und nicht einzelne Versehen oder in besondern Fällen genommene Freiheiten, weil sie mit Folge und Gleichförmigkeit durch sein Werk hingehen, so daß

man sagen kann: es ist Methode in seiner Undeutschheit. Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich (dies wäre sehr zu loben), sondern so nah wie es in unserer Sprache unmöglich ist. Es kann oft eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Wirkung thun, wenn in verschiedenen Sprachen dasselbe geschieht, und fast in keinem Punkte unterscheiden sich die beiden alten klassischen Sprachen wesentlicher und auffallender von den neueren insgesammt, als in der Wortfolge. Die Freiheiten, die jene hierin genossen, waren ohne Zweifel für Poesie und Beredsamkeit weit günstiger als die heutige Gebundenheit: dürfen wir darum sie uns anmaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältnisse gegen einander veränderlich sind, die Bezeichnung dieser Verhältnisse vollständig und unzweideutig an sich. Bei uns muß in unzähligen Fällen, um sie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner bestanden dort die Biegungslaute nicht wie bei uns in dumpfen Consonanten und einem tonlosen E, sondern sie waren oft mehrsilbig, und wurden meistens durch tönende Vokale, auch wohl durch die Silbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerstreut es auch stehen mochte, herauszufinden; ja nicht selten wurde das Ohr bei Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beiwortes, durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltsten Sätzen und Verbindungen schuf also schon die bloß sinnliche Beschaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geist dabei mit Nachsinnen sehr bemüht worden wäre. Hierzu kommt, daß der Verstand bei den Neueren (und dies gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Süd-

kändern) weit mehr das herrschende Princip der Sprache ist, als er es bei den Alten war, bei denen die rege, allseitige Empfänglichkeit, wie auf die ganze Sprache, so auch auf die Wortstellungen den entschiedensten Einfluß hatte. Dem Verstande widerfuhr sein Recht, wenn die Wörter den Verhältnissen gemäß, die er vorschrieb, umgeendet wurden; alles Uebrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, selbst dem Gehör anheim; und so durfte die Kunst auch bei der Anordnung der kleinsten Bestandtheile eines Gedichts ein freies und schönes Spiel treiben. Einer leichteren und schnelleren Fassungskraft ist das zu ängstliche Bestreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die strenge Regel der Wortfolge, die in den neueren Sprachen gilt, gebunden, wären die klassischen Sprachen bei der bestimmten Vollständigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich gewesen. Die reizendste Mannichfaltigkeit, die schönsten Zusammenstellungen konnten dort ohne Unordnung und Verwirrenheit stattfinden. Wie ein Kranz aus verschiedenen Zweigen am zierlichsten und zugleich am festesten so gewunden wird, daß bald diese, bald jene Blätter und Blumen zum Vorschein kommen, so vereinigen sich in der Poesie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu stätigen und harmonischen Massen. Der Zwang des Bedürfnisses verschwand, freie Schönheit trat als ein höchstes Gesetz an die Stelle vieler andern, und man könnte von der griechischen Dichtersprache beinahe sagen wie von dem goldenen Zeitalter: Erlaubt ist, was gefällt.

Dies waren Vorzüge der Alten: wer will es leugnen? ob wir sie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichsam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muß es ausfallen, wenn wir sie

uns, ohne Rücksicht auf die ganz. entgegengesetzte Natur unsrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dieß mit Glück zu thun, so ist es gewiß nicht die deutsche mit ihren stummen Endungen und der fargen Einsilbigkeit ihrer Biegungen, sondern vielmehr die italiänische, die zwar keine Umendungen für die Verhältnisse (casus) der Hauptwörter und Beiwörter, aber dagegen Geschlecht und Zahl derselben, und hauptsächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meistens mit offenen Vokalen bezeichnet. Freilich ist bei uns die Wortfolge noch lange nicht so gebunden, wie z. B. in der französischen Sprache; und doch müssen wir sogar diese um die armselige Freiheit beneiden, das Abjectiv wenigstens in vielen Fällen sowohl nach als vor seinem Substantiv setzen zu dürfen. Aufnehmen können wir sie nie, weil sie dem ganzen System unsrer Wortfolge widerspricht, worin Alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, seine Bestimmungen vor sich nimmt. Der Verstand erstreckt bei uns seine Herrschaft nicht bloß über die gewöhnliche Wortstellung, worin er die Bestimmungen nach einer gewissen Stufenfolge ordnet, sondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung voraussetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inversionen. Diese lassen sich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenschaftlich sie auch scheinen mögen, so ist es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes gestellten Begriffs, was sie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutschen gerade so vielmal umkehren kann, als sie Wörter enthalten; allein sie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeschickten bleibt dabei

nach einer beharrlichen Regel bestimmt. Eben so verhält es sich mit der Inversion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Voss hingegen erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und grade so herauskommen, als ob man im Französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: j'ai à la campagne été, für j'ai été à la campagne.

Wir fangen mit einem einfachen Beispiele an. Il. I. 413.: 'Aber Thetis darauf antwortete.' Das Umstandswort 'darauf' ist eine Bestimmung des Zeitwortes, und konnte ihm also nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelt einer Inversion an die Spitze des Satzes (das 'aber' abgerechnet) gestellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als 'Thetis antwortete darauf', oder 'darauf antwortete Thetis.' Eben so erlaubt, als die von Voss erwählte Ordnung, wäre es, zu sagen 'antwortete darauf Thetis'. Die Verneinung steht bei allen übrigen Redetheilen, wozu sie gehört, voran; das Zeitwort allein fordert sie hinter sich. Voss stellt sie häufig vor dasselbe: Il. X. 235. 'nicht darfst du'; Il. I. 468. 'nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles'. Wird dadurch ein besonderer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn sie an ihrer natürlichen Stelle stünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, sie so voranzusetzen, weil dadurch das bei dieser Inversion dem Zeitwort unentbehrliche 'es' verschlungen wird; 'es mangelte nicht ihr Herz des gemeinsamen Mahles' wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte; und wegen der Unbestimmtheit des vorangehenden Pronomens



schwächende Umstellung. Il. I. 592. 'Ganz den Tag (seherhaft für 'den ganzen Tag') hinslog ich'. So lange der Unterschied zwischen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben ist, muß es heißen 'slog ich hin'. 'Ganz den Tag hinslog ich', ist nichts besser, als 'ich anredete ihn, ich auskleidete mich'. Voß ordnet oft so: Il. XVII. 736. 'und stets nachtobte des Kriegs Wuth'. Il. XVIII. 28. 29.:

Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos,  
laut mit bekümmelter Seel aufschrieen sie.

Diese Verse enthalten noch sonst viel Sprachwidriges. 'Mägde' kann den Artikel nicht entbehren, da das 'sie' am Ende bestimmt auf sie zurückweist. Dieses hat eine rhetorische Emphase, die gar nicht in Homers Ton ist. 'Zugleich' ist ein Füllwort, wovon der Text keine Spur hat; es begünstigt die durch die Stellung des 'Patroklos' verursachte Zweideutigkeit: womit zugleich schrieen die Mägde? natürlich mit dem Patroklos. Aber so wollte der Uebersetzer es nicht verstanden wissen, sondern Patroklos hatte die Mägde gemeinschaftlich mit dem Achilleus erbeutet.

Da bei uns manche Zusammensetzungen sowohl trennbar als untrennbar sein können, so ist es nicht zu verwundern, wenn man bei der obigen Behandlung derselben zuweilen nicht unterscheiden kann, welche von beiden gemeint sei. Ob. XII. 325. 'Über den ganzen Mond durchstürmte der Süd'. Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchstürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich?

Il. XVI. 247.

Unverlezt mir alsdann in die rüstigen Schiffe gelang' er.

Daß 'unverlegt' voran steht, ist eine sehr erlaubte Inversion; aber nun mußte auch das Verbum mit dem dahinter geworfenen Nominativ sogleich folgen. Jetzt ist es freilich ganz die Ordnung des griechischen Verses. Doch nein! etwas fehlt noch: *Θαὺς ἐνὶ νῆας*. Warum gieng man, da man sich einmal so viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und sagte: 'Unverlegt mir alsdann rüstigen in die Schiffe gelang er'? Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leser zu enträthseln: Il. XVI. 212.:

Fest wie die Wand sich füget ein Mann aus gedrängten Steinen,  
Eines erhabenen Saals,

wird er nicht eine Wand, die sich selbst füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängten Steinen ist, herausbringen? Auch ohne das ungeschickte Flickwort 'sich' wäre die Stellung noch unleidlich, weil die Wand gar kein Zeichen des Accusativs an sich trägt. 'Füget' sollte wenigstens, wie im Griechischen, unmittelbar vor den Worten 'aus gedrängten Steinen' stehen. Auch kann der Genitiv 'eines Saals' unmöglich von dem Hauptworte gerissen werden, das ihn regiert. So muß gleichfalls die Apposition unmittelbar folgen, sonst entstehen die seltsamsten Mißverständnisse. Od. IV. 319...321.:

Denn feindselige Männer umdrängen mich, welche mir immer  
Ziegen und Schaf abschlachten, und mein schwerwandelndes  
Hornvieh,

Freier der Mutter umher, voll übermüthigen Troges.

Im Griechischen ist freilich dieselbe Ordnung; aber welch ein Unterschied! wie deutlich bezeichnen die Endungen *ἐλλίποδας* *ἐλικας βοῦς*, und *μνηστῆρας* — *ἔχοντες*, den Accusativ und Nominativ! Im Deutschen kann 'mein schwerwandelndes Hornvieh' und 'Freier' so gut der eine als der andre Casus sein, und die Stellung könnte hier zu einem lächer-

lichen Mißverstände führen. Unzähligemale wird das Beiwort mit dem wiederholten Artikel nach seinem Hauptworte gesetzt. *Al. XVI. 107.* 'Stets vom Schilde beschwert, dem beweglichen'; *Al. XIX. 393.* 'Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen'. Wo ein besondrer Nachdruck darauf ruht, läßt es sich allenfalls vertheidigen, sonst aber thut es gerade die Wirkung, als ob man etwas vergessen hätte und umkehren müßte, um es zu holen. *Al. XVI. 428.* folgen sogar zwei Beiwörter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionsilbe als Beschaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, scharffklauigen, krummgeschnabelt.

Wir schließen diesen Abschnitt unserer Beurtheilung mit einem Beispiele eines gleichsam an allen Gliedmaßen verrenkten Satzes, *Al. X. 15.:*

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauff' er sich Haare.

Ungern haben wir uns so lange bei dem unangenehmen Geschäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgesetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik untersuchen und nach einem fremden Muster ummobieln, einen vortreflichen Dichter führen konnte, den in seinen Originalwerken oft der Genius unsrer Sprache selbst zu beseelen und mit harmonischer Fülle auszustatten scheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von diesem Umfange, von dieser Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntnissen aufs Beste gerüstet war, und wovon man nach der älteren Odyssee die schönsten Hoffnungen hegen durfte, durch den nachtheiligen Einfluß einiger irrigen Grundsätze mißrathen ist? daß eine Uebersetzung dieser unschätzbaren Denkmale

des Alterthums, die so nahe daran war, selbst die höchsten Forderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit, so viel einzelnes Vortreffliches enthält, nicht durch Vernachlässigung, sondern durch verschwendeten Fleiß, durch überspanntes Bestreben nach buchstäblicher Treue, im ganzen undeutsch und dem Leser einen reinen Genuß zu verschaffen unermöglich geworden? Nur der Besitz der älteren Uebersetzung der Odyssee, für welche Deutschland nie aufhören sollte, Vossen dankbar zu sein, kann uns darüber trösten. Wenn sich alles Vorzüglichere, was die zweite vor ihr voraus hat, nicht bloß in Gedanken, sondern in der Wirklichkeit in sie übertragen ließe, ohne ihrer Einfachheit und Popularität, diesen liebenswürdigen Zügen des homerischen Gesanges, Abbruch zu thun, so hätten wir eine in der ganzen modernen Litteratur einzige Nachbildung eines Klassikers aufzuweisen.

Noch eine, bisher unberührt gelassene, und zwar eine sehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Ich gestehe, daß ich die hier bewiesene Kunst nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreisen kann, weil ich überzeugt bin, daß sie, nächst jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meisten dazu beigetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der scharfsinnige Verfasser der Abhandlung *de metris poetarum Graecorum et Romanorum*, Hermann, äußert dieselbe Meinung (S. 277). Voss hat sich nicht nur den homerischen Hexameter überhaupt zum Muster vorgestellt, so weit die Verschiedenheit der deutschen und griechischen Metrik es erlaubte, sondern auch den Gang einzelner Verse, die jedesmaligen Verhältnisse der rhythmischen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verse in den andern, und

die dadurch bestimmte Stellung der Einschnitte, nachzumachen gesucht, und auch in der That erstaunlich genau nachgemacht. Einem Leser, der in der Uebersetzung nichts weiter als den Versbau des Originals studieren wollte, dürfte man sie ohne Einschränkung empfehlen, so gewissenhaft befolgt Voß die Vorschriften, die er hierüber in der Vorrede zur Uebersetzung des virgilischen Landgedichtes, und in einer kleinen Schrift über dessen Ton und Auslegung dargelegt hat. Die Einrichtung dieser Blätter gestattet uns keine umständliche Prüfung dieser Grundsätze der metrischen Nachbildung, die übrigens für die besonnene, nicht selten in Künstlichkeit ausartende, Kunst der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule sehr gut paßen könnten, ohne auf den Homer anwendbar zu sein. Eben so wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des ionischen Sängers anlegen. Wir müssen uns begnügen, in aller Kürze die hauptsächlichsten Gesichtspunkte dieser Untersuchung anzudeuten. Zum Glück haben diejenigen, die ein vortrefflicher Alterthumsforscher vor Kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebei wichtig ist, über allen Zweifel erhoben.

Homer — oder die Sänger eines gewissen Zeitalters, die man unter diesem collectiven Namen zusammen zu faßen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche — Homer schrieb seine Gesänge nicht. Der erste Grund zu einer theoretischen Grammatik wurde erst viele Jahrhunderte nach ihm gelegt; und eine theoretische Prosodie konnte fast weniger als irgend ein andrer Theil derselben vor der Vervollkommenung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche stattfinden, weil dabei Alles auf die Zergliederung der Wörter in Silben, und dieser in einzelne Laute ankam, die man

nur mit Hülfe der Buchstaben festhalten, und nach langer Beobachtung über die verschiedenen Bewegungen der Sprachorgane, als für sich bestehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch so zarte Gehör nur Massen empfängt. Uns will diese Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in so früher Kindheit bekommen haben, daß wir genigt sind, es für etwas zu halten, das sich von selbst versteht. Wir müssen es uns wiederholt einprägen, daß der göttliche Homer vermuthlich nicht buchstabieren konnte, um es nicht bei der ersten Anwendung zu vergessen. Das Gehör entschied also damals ganz empirisch, ohne alle Theorie, über die Silbenzeit, wahrscheinlich nicht mit großer Schärfe, weil die Aussprache selbst, ehe man anfängt, durch schriftliche Aufzeichnung sich Rechenschaft davon zu geben, in allen Sprachen viel Schwankendes und Unbestimmtes zu haben pflegt. Ueberdies sind wir sehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich sich die Aussprache der griechischen in dem langen Zeitraum vom Homer bis zum Solon und Wiskratas verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluß dieß auf die metrische Beschaffenheit jener alten Gesänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählich und unmerklich vorgenommene, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müssen. Da der Text späterhin durch die abglättenden Hände so vieler Kritiker gieng, die eine Menge orthographischer, und, bei der freien Mannichfaltigkeit der homerischen Wortformen, auch eine Menge grammatischer Mittel wußten, die Prosodie nach den nunmehr gültig gewordenen Regeln zu stützen, so könnte man sich eher wundern, daß noch so viele bei späteren Dichtern selten oder gar nicht vorkommende Freiheiten, als daß ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben

sind. Und zu welchen Schlüssen über den ursprünglich hierbei angewandten Grad von Kunst und Genauigkeit berechtigt uns dies Alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas schriftlich aufzubewahren, folgt weiter, daß das Silbenmaß zu Homers Zeit keineswegs bloß schmückende Einkleidung, sinnliche Form des Schönen war, sondern Hülfsmittel für das Gedächtniß, und also eine Sache des Bedürfnisses. Die Aufmerksamkeit des Sängers mußte daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet sein, welche die Existenz seiner Dichtungen sicherte, als auf die dabei möglichen Abwechselungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, seine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetische Periode mitgerechnet, nur irgend fähig ist, in der Ilias und Odyssee erschöpft sind, so kann das bei Gedichten von diesem Umfange, wo dasselbe Silbenmaß unter allen Verschiedenheiten des Inhalts so viele tausend Male wiederholt wird, eben sowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeschrieben werden. Wir müssen uns also hüten, da künstelndes Studium zu suchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metrischen Gesetz auf irgend eine Art Genüge geleistet zu haben. Selbst die große Leichtigkeit, womit die damalige ionische Sprache, wie ihr ganzer Bau beweist, sich in Hexameter fügte, mußte den Gedanken einer mühselig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenste Ausführung selten etwas mehr kostet als einen glücklichen ersten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigsten, die ihn ersetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Ist es glaublich, daß der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz sinnlichen, ungebildeten Hörer an sein wunderbares

Epos zu fesseln, noch ein Uebrigcs gethan, und nach seinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfänglichkeit bei ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergözung gehabt hätte, vielmehr mußte sein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben; nur läßt sich nicht wohl denken, daß jede einzelne Welle ihnen Gegenstand der absondernden Betrachtung geworden sei. Die stäte Wiederholung äußerst einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geschmack nicht: wozu hätte die auserlesenste Mannichfaltigkeit aufgeboten werden sollen?

Sie ist indessen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebundenen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abstufungen von Schnelligkeit und Langsamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, sich nach dem immer wechselnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den prosodischen Maßstab anlegt, sondern durch ununterbrochenes Fortschreiten am Ende, durch Pausen in der Mitte der Verse, wo der Sinn sie fordert, immer andre und andre rhythmische Massen bildet, worin das Gesetz sich versteckt, ohne aufgehoben worden zu sein. Aber auch für den Vortrag durch Gesang, wozu jene Rhapsodien ursprünglich bestimmt waren? Wir können uns zwar keine anschauliche Vorstellung davon machen, allein wir wissen doch, daß dieser Gesang von einem Instrumente begleitet wurde, welches sich auf eine sehr enge Tonleiter beschränkte, und daß er syllabisch war, denn dieß blieb bei einer weit höhern Ausbildung der Musik griechische Sitte. Dürfen wir von Homers Darstellung solcher Gegenstände auf ihn selbst zurückschließen, so wird es wahrscheinlich, daß er seine Hexameter nicht recitativisch, sondern tastmäßig und zwar die



verschiedenen Verse in einerlei Tempo gesungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epischen Gesänge des Demodokos getanzt (Od. VIII. 261. u. f.). Auch das Beispiel anderer Völker und die allgemeine Geschichte der Musik spricht für diese Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Taktes machte eine gewisse Stätigkeit im Vortrag jedes Verses unvermeidlich, und dadurch mußte denn die Beschaffenheit der Wortfüße und die Stellung der Abschnitte, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man sich einen musikalischen Satz von sechs Takten, wo der Aufschlag immer eine lange Note hat, der Niederschlag (ausgenommen im letzten Takte) eine lange oder zwei gleichgeltende kurze haben kann, tausendmale wiederholt: wird an die Stelle der gepriesenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unser verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher Gesagte soll die Zweckmäßigkeit und Schönheit des homerischen Versbaues im geringsten nicht herabsetzen, obgleich das bonus dormitat Homerus auch in diesem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im Griechischen, dessen Aussprache wir so unvollkommen kennen, anmaßen dürfen. Als freiwillige Blüte der Natur betrachtet verdient diese Harmonie fast mehr Bewunderung, als wenn man sie für einen schwer errungenen Gipfel der Kunst hält. In Voßens Uebersetzung ist sie dieses wirklich, und man steht ihr an, daß sie es ist. Bei aller Aehnlichkeit seines Versbaues mit dem homerischen im Einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig groß ist, verbreitet dieß einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit

der ionischen Muse. Man fühlt bei dem Genuße, daß Vieles aufgeopfert, daß große Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um ihn uns zu verschaffen. Der Versbau in seiner älteren Odyssee ist zwar lange nicht so schön, so reich und mannichfaltig, aber doch fließend und angenehm, und bei den weit größeren Abweichungen im Einzelnen, giebt ihm das täuschende Gepräge einer kunstlosen Entstehung, das er meistens trägt, im Ganzen einen mehr homerischen Charakter.

Man sieht aus Vossens Art zu übersetzen, daß er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des griechischen Verses und im Klange der Silben zu finden glaubt: er hat ihn, und zwar nicht selten verstärkt, zu übertragen gesucht. Ohne wie Johnson den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob sich ein so besonnenes und kleinliches Studium bei einer improvisirenden Sängerkunst annehmen lasse, wie die war, woraus die homerischen Rhapsodien allmählich hervorgegangen? Ob es nicht eine Bergliederung der ästhetischen Eindrücke voraussetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paßt, dem die dichterische Begeisterung etwas so Unerklärliches war, daß es vollen Glauben an einen dabei waltenden göttlichen Einfluß hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenstandes für abhängig von dem Vorsage des Sängers hielt? (Od. I. 347...359.) Ob endlich das sinnreiche Anspielen auf körperliche oder geistige Beschaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Silben und Buchstaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunst zu halten sei, als für eine der Naturpoesie eigene Schönheit? Es versteht sich, daß hier weder vom Ausdruck der inneren Empfindungen in den lyrischen

Weisen, noch von der allgemeinen Wahl eines Gesetzes der Successionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede ist, wobei die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichsten Instinkt geleitet worden sind. Da sich indessen vorausschauen läßt, daß diese Meinung starken Widerspruch finden, und daß vorzüglich, mit Berufung auf das Ansehen des Dionysius von Halikarnassus, der Stein des Sisyphus gegen sie hergewälzt werden dürfte, so behalte ich mir vor, sie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnüge mich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunst, mit welcher Voss den Bewegungen des griechischen Verses Schritt vor Schritt folgt, auf einmal sichtbar wird. Ob. XI. 593...598.

Auch den Sisyphos sah ich, von schrecklicher Mühe gefoltert,  
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.  
Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,  
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaub' er ihn aber  
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal stürzte die Last um;  
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tüdische Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Uebersetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darin liegen soll. Die zweite Zeile hat im Griechischen einen hüpfenden daktylischen Schluß: ◡ — ◡ ◡ | — ◡ ◡ — ◡, hier endigt sie schwerfällig: ◡ — ◡ ◡ | — — — ◡.

Der absichtliche Uebellaut 'von der Au' aufwälzte', ist ebenfalls weit stärker als der Hiatus in ἄνω ὠδῶσθε. In der letzten Zeile scheint Voss neben der Schnelligkeit auch noch das Getöse des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchstaben im geringsten andeutet. Dieß hat ihn dann auf die höchst unglückliche Zusammensetzung 'Donnergepolter' gebracht, worin das Gepolter zu unedel, und der

Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch ist. Sie steht indessen schon in der älteren Odyssee. Warum nicht wörtlicher?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tüdtische Marmor.

Der Gang des Verses wäre ganz derselbe geblieben. Zwar bleibt noch der Marmor stehen, der hier durchaus nicht zu dulden ist. Gegen die beredte Bewunderung des Dionysius (*περὶ συνθέσεως* C. 30.), der diese Zeile so ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu malen, liesse sich ein anderer Vers von völlig gleicher metrischer Beschaffenheit anführen, worin kein Stein hinabrollt, auch nichts Aehnliches geschieht:

*αὐτὶς ἔπειτα | πέδονδε | κυλινδετο | λάας | ἀναιδής.  
οἱ δ' ἐπ' ὄνειαθ' | ἑτοῖμα | προχείμεναι | χεῖρας | ἱαλλόν.*

Doch, wer weiß, Homer hat hier die Behendigkeit, womit seine eßlustigen Helden nach den Speisen gegriffen, durch den Gang des Verses nachahmen wollen?

Mit Recht hat Voss der Mannichfaltigkeit wegen die Spondeischen, im Deutschen meistens trochäischen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmische Malerei im Originale gesehen, und daher meistens dieselben Verse, wo dieses ihn hat, damit geschlossen, obgleich Homer mehrmals Spondeen setzt, wo das Gesetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fordern würde, z. B. *Il. II. 764. IV. 74. 500.* Auch folgende Beispiele von spondeischen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, *Il. VIII. 54. 55. und XII. 128. 131.*, wobei sich Reime, in den letzten sogar doppelte Reime, eingeschlichen haben, sind für die Kenntniß der homerischen Verskunst wichtig. Eben so gut wie den Gang solcher Verse *Il. I. 11.*

*Οὐνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησ' ἀρητῆρα,*

Drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester,

hätte der Uebersetzer dieß auch nachmachen können. Die einsilbigen Schlüsse mit einem Hauptworte (— ∪ — | —), die nach Hermann, de metris p. 275., sowohl das Große und Erhabene auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen sollen (so zweideutig ist das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks), hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. *Il. XVI. 123.*

— und plötzlich durchflog unlösbar umher Blut.

Den einsilbigen Namen des Vaters der Götter und Menschen setzt Homer und sein Uebersetzer oft an diese nachdrückliche Stelle: *Il. I. 508. μητιετα Ζεῦ*, 'Ordner der Welt, Zeus;' *νεφεληγερέτα Ζεύς*, 'der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.' Schade, daß einem Schweine dieselbe Ehre widerfährt *Od. IV. 457. μέγας οὖς*, 'ein borstenumstarrt Schwein.'

Uebrigens bleibt Voßens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unsrer Sprache unerreichtes Muster. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bei uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der matteren Wortfüße (— ∪, ∪ — ∪), wozu die deutsche Sprache einen großen Hang hat, ist auf das glücklichste vermieden, dagegen sind die edleren und männlicheren (∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — ∪, — ∪ —, — ∪ ∪ —) überall mit Wahl und schöner Abwechselung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (∪ — —, ∪ ∪ — —, — — ∪, — — ∪ ∪) künstlich eingemischt. \*)

---

\*) [1796 folgt: Nur hat sich der Dichter den seltenen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zusammenziehungen wie 'Gebirgs Felshaupt',

Als Probe des schönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue des Stils fast ohne Tadel ist, Il. VI. 466...475.

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;  
Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme  
Schmiegte sich schreitend das Kind, erschreckt von dem liebenden  
Vater,

Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,  
Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn.  
Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.  
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der stralende Hector,  
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber  
Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;  
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den anderen Göttern.

Möchte es doch Vossen gefallen, wenn er einmal zum Ho-

oder übellautende Zusammenstellungen 'dumpf aufhallte', 'tief aufseufzt' er', erlaubt. — Ein Paar wirklich antispastische Anfänge des Verses sind statt spondeischer durchgeschlüpft, z. B. 'Und erz-starrende Schilde', 'Und Ruhm hätten gewonnen'. Solche Worte wie 'und' könnten wohl, vor eine unbedeutende Vorschlagsilbe gestellt, als Länge gelten, aber vor der größten Länge, wie hier, werden sie unfehlbar kurz. Im Griechischen kann die Arsis in Spondeen und Daktylen eine Silbe verlängern helfen, bei uns fordert sie vielmehr eine entschiedene Länge. Daher ist es auch Silbenzwang, wenn die erste Silbe solcher Wörter wie 'Schwachheit, Kargheit, abwärts' in die Thesis eines Spondeen, die zweite weit kürzere in die Arsis des nächsten Fußes fällt, z. B.

Nicht ja ge | büht Karg | heit bei | abgeschiedenen.

Nicht zu verwerfen ist das Bemühen, manchen Wörtern ihre alte Vielsilbigkeit wieder zu geben, z. B. 'Adeler', es hieß ehemals 'Ade-aar'; hingegen 'schöneste' möchte schwerlich Eingang finden.]

mer zurückkehrt, der zu sehr der seinige geworden ist, als daß er ihn je überdrüssig werden könnte, die ganze Uebersetzung in diesem Geschmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiste dieses ehrwürdigen Alten ist, hat er durch seine ältere Arbeit an der Odyssee, und durch die Nachbildung seines Stils in Originalgedichten dargethan. Daß sein poetischer Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, ist selbst unter allen absichtlichen Uebertretungen der Sprachgesetze in der neueren Uebersetzung unverkennbar; und in der Luise glänzt beides, so wie der schönste Versbau, ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringste ungebührliche Freiheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas so Vollkommenes zu liefern im Stande sein als er, wenn er dieser entsagte, sich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leisten vornähme, und sich überhaupt lieber den Geist des Sängers, als seine Kunst zum beständigen Augenmerk machte.

#### Anmerkung zum zweiten Abdruck. 1801. \*)

Obige Beurtheilung erregte bei ihrer Erscheinung im Jahr 1796. einige Aufmerksamkeit, und fand bei Vielen Eingang: vermuthlich weil sie ihre eigne schon vorher gehegte Meinung nur entwickelter aussprach. Sie bezeichnet daher eine Stelle in der Geschichte der Aufnahme, welche das Werk in Deutschland fand, und kann eine Uebersicht der widerstrebenden Gewöhnungen geben, die der beharrliche, und seine Bemühungen immer ins Große treibende Urheber dabei zu überwinden hatte, und nunmehr wirklich schon weit mehr überwunden hat, als vor fünf Jahren. Dieß sind die Gründe, warum ich sie gänzlich unverändert wieder abdrucken lasse,

[\*) Charakteristiken und Kritiken. Bd. II. S. 192...197.]

wiewohl mein Urtheil über manche Punkte sich seitdem beträchtlich anders bestimmt hat. Besonders bei der Behandlung der deutschen Sprache und des Versbaues ist es der Fall. Ich mache es mir zur Pflicht, hier anzuerkennen, daß meine damaligen Einsichten mich nicht in Stand setzten, der Meisterschaft des würdigen Verfassers darin volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich hatte noch keine bedeutenden Versuche mit poetischen Uebersetzungen aus den Alten angestellt; einige wenige haben mich überzeugt, daß manche Freiheiten, die ich für unstatthaft ausgab, dabei unentbehrlich sind. Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel wollen. Das Bedürfniß aber, ächte Uebersetzungen der alten Dichter zu besitzen, hat sich in keiner der neueren Literaturen entschiedener offenbart, als in der unsrigen, so wie auch keine von ihnen Werke aufzuweisen hat, die sich in Geist und Form so nah an das klassische Alterthum anschließen, als einige deutsche. Der Beurtheiler einer poetischen Dolmetschung hat freilich die Rolle des Grammatikers zu spielen, der seiner Natur nach ein Widersacher aller Abweichungen vom Herkommen ist: er sucht aus Analogien der Sprache zu beweisen, daß dieses oder jenes nie als einheimisch darin Wurzel fassen könne. Wenn ihn nachher der Erfolg widerlegt, so wird er genöthigt, das Bestrittene selbst in den Umkreis des gültigen Sprachgebrauchs aufzunehmen. Ich sehe mich in manchen Stücken, der vossischen Uebersetzung gegenüber, nicht ungern in diesem Fall: denn die erworbenen grammatischen Vorrechte und Freiheiten kommen auch mir als Uebersetzer und Dichter zu Gute. Manche von mir angefochtene Wendungen, Stellungen und Constructionen sind auch keineswegs von Voss zuerst gebraucht worden: sie finden sich bei den besten Dichtern aus der ersten Hälfte des sieb-



zehnten Jahrhunderts, und hatten sich nur während der Periode, wo man die Poesie zur Prosa herabzustimmen suchte, aus unserer Sprache verloren. Bei der jetzt angefangenen Umbildung derselben, wodurch jener vernichtenden Richtung entgegengewirkt wird, sind wir aber berechtigt, nicht nur so weit, sondern bis zu den ältesten Denkmälern unsrer Sprache zurückzukehren, um das brauchbare Veraltete, das noch verständlich sein kann, zu erneuern; wobei es sich zeigen wird, daß wir reicher an einheimischen Schätzen sind, als wir selbst wissen. Allein auch bei solchen Annäherungen an die alten Sprachen, welche etwas bisher ganz Fremdes in die unsrige einführen, das nur nicht geradezu ihrem Baue widerspricht, haben wir in der Geschichte das Beispiel der lateinischen Sprache für uns, in der die so auffallende Anbildung griechischer Kunst und Eigenthümlichkeit, die anfangs nicht ohne Härten und Widerseßlichkeit von Seiten der Grammatiker abgieng, auf das Vollkommenste gelungen ist. Wir haben ferner das Beispiel der spanischen Sprache für uns, in welcher die poetische Diktion durch die Einführung der italiänischen Silbenmaße, die zuerst ebenfalls dem lebhaftesten Widerstande begegnete, einen wesentlich verschiedenen Charakter gewonnen hat. Daß Voßens Uebersetzungen der Alten, besonders die des Homer, theils durch die unerschütterliche Consequenz, womit er seine Grundsätze in einem immer erweiterten Kreise durchführt, theils durch den bloßen Fortgang der Zeit, schon um Vieles populärer geworden sind, als sie anfänglich waren, ist unverkennbar. So wie die Dichter, welche Originalwerke im Sinne der Alten aufstellen, auch das Ihrige beitragen mögen, ihnen Eingang zu verschaffen, so sind sie auf der andern Seite für diese gleichsam mächtige Bundesgenossen.

Was die Bearbeitung der antiken Silbenmaße, besonders des Hexameters, im Deutschen betrifft, so ist Voß un-  
 streitig als der zweite Erfinder anzusehen, und sein Verdienst  
 dabei ist unübersehlich groß. Es ist mir jetzt vollkommen  
 klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei  
 einer Uebersetzung des Homer nicht mit einer geringeren  
 Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen, als die  
 seinige hat. Unsere Nachfolge der alten Metrik schreitet, wie  
 sie mit einer völlig losen Observanz anfing (ein Umstand,  
 dem wir es vielleicht hauptsächlich verdanken, daß die Sache  
 bei uns festen Fuß gefaßt, da die ersten Bearbeiter bei an-  
 dern modernen Nationen an das Ohr und die Stimmung  
 der Empfänglichkeit ihrer Zeitgenossen gleich Alles forderten,  
 und daher Nichts erlangten; der aber auch, bis Voß auf-  
 trat, die unförmlichsten Ausartungen veranlaßt hat), immer  
 zu größerem Rigorismus fort, und möchte erst bei einer  
 der klassischen gleich oder ganz nahe kommenden Gesetzmäßig-  
 keit einen bleibenden Ruhepunkt finden. Vielleicht ist die  
 Zeit nicht so gar weit entfernt, wo es z. B. nicht mehr er-  
 laubt sein wird, in den Hexameter reine Trochäen aufzuneh-  
 men. Freilich muß es alsdann möglich sein, dieß Gesetz zu  
 beobachten: ein Ziel, welchem uns eine solche Masse vor-  
 trefflicher Hexameter, als Voß beinahe beispiellos geliefert  
 hat, denen bei der Umgehung der Schwierigkeiten tausend  
 und tausend Vortheile abzulernen sind, um ein Großes nä-  
 her bringt.

Bei der neuen Ausgabe des deutschen Homer, die wir  
 vielleicht in Kurzem zu hoffen haben, muß die ganze Er-  
 wartung der Kenner darauf gerichtet sein, ob das Werk in  
 allem, was den Geist und Ton, die Naivetät und Einfalt  
 des alten Sängers betrifft, gewonnen hat; ob es durch hö-

here Kunst wiederum kunstloser erscheint, oder eine fehlerhafte Künstlichkeit in gleichem Grade oder gar verstärkt zur Schau trägt; denn daß die wirklichen grammatischen Mißgriffe der wiederholten Prüfung eines so gründlichen Philologen nicht entgangen sein werden, daran ist kaum zu zweifeln.

### Anmerkung zum dritten Abdruck. 1827.

Die vorstehende Beurtheilung der vossischen Uebersetzung des Homer war meine erste kritische Arbeit von einigem Umfange. Ich hatte sie mit großer Gewissenhaftigkeit vorgenommen, und mehrere Monate auf die Ausarbeitung verwendet. Kaum war sie erschienen, so empfing ich von vielen Seiten her nicht nur Bezeugungen des Beifalls, sondern eigentliche Dankfagungen. Dieß kam wohl daher, daß ich den Leuten ins Klare gesetzt hatte, wo sie der Schuh drückte. Die vossische Uebersetzung wurde allgemein als ein unübertreffliches Muster gepriesen, jedoch wollte sie vielen Lesern, vielleicht zum Theil durch Schuld früherer Gewöhnungen, nicht recht gefallen. Diese sahen sich nun von der lästigen Pflicht losgesprochen, zu bewundern, was sie nicht genießen konnten. Zwei berühmte Dichter, in deren täglichem Umgange zu leben ich damals das Glück hatte, äußerten sich im Ganzen entschieden beistimmend, wiewohl sie alles Verdienstliche an Voß gern anzuerkennen pflegten. Das Gewicht eines solchen Urtheils könnte man durch die Bemerkung schwächen, daß diese beiden Dichter selbst den Hexameter ziemlich lose und nachlässig behandelt, auch die Gesetze der deutschen Quantität häufig verletzt haben; welches allerdings nicht zu leugnen ist. Ueber den dichterischen Ausdruck aber, über die Unterscheidung des Freien, Geschmeidigen, Leichten, vom Steifen, Un-

gelenken, Schwerfälligen, wird man Goethe und Schiller wohl als befugte Richter anerkennen.

Von dem großen Kritiker, dem wir für die Geschichte der homerischen Gesänge und für die Herstellung eines gereinigten Textes so viel, ja ich möchte sagen, Alles verdanken, von Wolf, kamen mir mündliche und briefliche Aeußerungen zu, die weniger günstig lauteten. Er hatte kurz zuvor Vossens Uebersetzung in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Originals vom Jahre 1795. in starken Ausdrücken gelobt. In der Folge ist er mir durch die That beigetreten, indem er in seinen Analekten Bruchstücke einer neuen Uebersetzung der Odyssee mittheilte, die ausgemacht von seiner eignen Hand sind, wiewohl er sich nicht ausdrücklich dazu bekannte. Diese Proben unterscheiden sich durch Ton und Farbe des Ausdrucks sehr merklich von der vossischen, und zwar ist gerade das vermieden, was ich an der letztgenannten als unhomerisch gerügt hatte. Wolf war in seinen späteren Jahren karg mit schriftlichen Mittheilungen, und mir war es leider nicht vergönnt, durch Unterredungen mit dem scharfsinnigen und geistreichen Manne meine Ansichten vom klassischen Alterthum zu erweitern und zu berichtigen: doch erhielt ich von ihm in der Folge manche Zeichen des Beifalls für das, was ich über die alten Dichter, namentlich was ich über den Aristophanes gesagt hatte.

Daß irgend eine Kritik auf Voss Eindruck machen würde, stand nicht zu erwarten. Seine Manier war völlig festgesetzt, und er kümmerte sich so wenig um Einwendungen, wie sie auch mit Gründen unterstützt sein mochten, als jemand, der

In fünf gezottelter Ziegenpelz' Einpolsterung \*)

---

\*) Aristophanes übersetzt von Voss, die Wolken, Vers 9.

auf seinem Lager ruht, von einem rauhen Lüftchen angefochten wird. Daß er aber meinen Tadel seinem Gedächtnisse wohl eingeschrieben hatte, davon hat er mir lange Jahre nachher den Beweis gegeben. Die sehr gehäßigen und, ich muß es nur gerade heraus sagen, verläumderischen Angriffe auf meinen Charakter in seiner letzten Schrift, der Anti-Symbolik, sind mir jetzt ein neuer Bewegungsgrund gewesen, die Beurtheilung des verdeutschten Homer, so wie die dem zweiten Abdruck beigelegte Anmerkung, der gegenwärtigen Sammlung unverändert einzurücken. Man wird daraus sehn, wie bereit ich war, das Verdienstliche in Voßens Arbeiten, was mir jedoch niemals Neigung einflößen konnte, achtungsvoll anzuerkennen. Daß mir diese Bereitwilligkeit so übel vergolten worden, thut nichts zur Sache. Persönliche Verhältnisse sollen keinen Einfluß auf litterarische Urtheile haben; sie dürfen aber auch der Freimüthigkeit nicht in den Weg treten. Ein Kritiker wäre übel daran, wenn dieser oder jener Schriftsteller nur seinen Charakter anfeinden dürfte, um sich vor fernerm Tadel zu sichern.

Voß besaß unermüdblichen Fleiß und ernste Beharrlichkeit: dieß sind seltne und schätzenswerthe Eigenschaften, womit sich viel ausrichten läßt, wenn sie durch Einsicht geleitet werden; und einen gewissen Grad von Einsicht in den technischen Theil der Poesie hatte sich Voß allerdings erworben. Ein zartes Gefühl und die einschmeichelnde Gabe der Anmuth hatte ihm die Natur verweigert: keines von Beiden erwirbt man im Schweiße seines Angesichts. Bei der mühseligen Kreue in seinen Uebersetzungen der Alten vermißt man überall den linden Hauch der hellenischen Muse, spiritum Graiae tenuem Camenae. Nach der Beschaffenheit der übersetzten Werke tritt dieses Gebrechen mehr oder weniger hervor; in

einigen, zum Beispiel in den Oden des Horatius und im Aristophanes, ist es bis zum Unerträglichen gesteigert.

Die Fortschritte, die Voß, sowohl durch sein Buch über die Zeitmessung, als ausübend, durch seine Behandlung der klassischen Silbenmaße, besonders des Hexameters (denn mit den übrigen wollte es nicht so gut gelingen), in der deutschen Metrik bewirkt hat, habe ich von Neuem in meiner Indischen Bibliothek (I. S. 40...46.) ins Licht gesetzt, auch in der Kürze bestimmt, wie weit ich mit ihm einverstanden bin, und worin meine Ansichten und Forderungen von den seinigen abweichen. Bis ich Muße finde, eine lange beabsichtigte Abhandlung über den deutschen Versbau und die Kunst der dichterischen Nachbildungen auszuführen, darf ich meine Leser wohl auf die genannte Schrift verweisen.

Nach einer mäßigen Schätzung hat Voß wenigstens siebzigtausend Hexameter geschrieben und drucken lassen. Welche Fertigkeit er hiebei erwerben mußte, läßt sich leicht ermessen. Indessen nimmt man seit der ersten vollständigen Ausgabe der homerischen Werke eben keinen weiteren Fortschritt wahr. Er verstand sich sehr gut auf die nach Regeln bestimmte Gliederung des Hexameters, weniger auf gefälligen Wohlklang, weswegen viele seiner richtig gemessenen Verse durch starke Härten Anstoß geben. Von Klopstock her war die Vergünstigung auf ihn vererbt, dem Hexameter Trochäen statt der Spondeen einzumischen, was mit den Gesetzen der alten Metrik durchaus unvereinbar ist. Voß scheint hiebei wohl etwas Mangelhaftes gespürt zu haben, denn er hat die Zahl der Trochäen vermindert, und sie durch die Worttheilung zu verkleiden gesucht. Als nun die Forderung aufgestellt wurde, zuerst vorläufig von mir in der obigen Anmerkung, dann von Wolf und Andern, die Trochäen ganz zu verbannen, so nahm

Voß hierauf gar keine Rücksicht. Natürlich! Was wäre sonst aus seinen siebzigtausend Hexametern geworden? Zwar könnte eine nicht unbeträchtliche Anzahl darunter sogar durch diese Musterung gehen; woraus erhellet, daß Voß einen solchen Bau des Hexameters wenigstens für wünschenswerth hielt, wiewohl er die durchgängige Beobachtung, als unnöthig oder allzu beschränkend, sich nicht vorschreiben wollte.

Man hat seit Klopstock die Unmöglichkeit vorgeschützt, Hexameter in unsrer Sprache ohne Trochäen zu Stande zu bringen. Dieser Einwurf ist nun durch die That weggeräumt. Ich habe in meinem Gedichte auf Rom einen Versuch, so viel ich weiß, den ersten in Deutschland, mit dem elegischen Distichon angestellt, wovon dasselbe gilt wie von dem ungemischten heroischen Silbenmaße \*). Später habe ich in einer dem indischen Epos nachgebildeten Dichtung, der Herabkunft der Göttin Ganga, das Gleiche am Hexameter versucht; wie ich meine, ohne Härte oder Zwang. Die Länge des Gedichtes von mehr als vierhundert Zeilen erwähne ich nur, weil man wohl behauptet hat, in kurzen Stücken lasse sich das strengere Gesetz durch eine mühsame Künstelei allenfalls beobachten, dieß auf die Dauer durchzuführen, sei aber unmöglich. Man wird mir die Berufung auf eine eigene Ar-

---

\*) Ich freue mich, Anerkennung meiner Bemühungen in einem schätzbaren Buche zu finden, das vor mehreren Jahren erschien und dessen Verfasser bereits gestorben ist, das ich aber zufällig erst jetzt kennen lerne. Metrik von August Apel, Th. II. S. 41. Sofern das Buch eine Theorie der klassischen Metrik enthält, mag ich mir kein Urtheil darüber an; in die deutsche Prosodie aber hat der Verfasser gründliche Einsicht bewiesen. Auch über die Punkte, worin Apel von der voßischen Zeitmessung abweicht, bin ich ganz mit ihm einverstanden.

beit um so eher zu Gute halten, da ich dabei mich bemüht habe, auch in der Sprache den Ton zu treffen, den meines Erachtens ein Uebersetzer Homers halten muß.

Unter andern nicht haltbaren Gründen, womit Klopstock die Zulassung der Trochäen rechtfertigen wollte, war auch dieser, daß ohne eine solche Vergünstigung viele deutsche Wörter, nämlich alle, worin sich eine von zwei Längen eingefasste Kürze befindet, vom Hexameter ausgeschlossen bleiben müßten. Dieß gilt mehr oder weniger auch von andern Versarten; es fand ebenfalls in der griechischen und lateinischen Sprache statt. Wer vermist aber diese Wörter im Homer oder im Virgil? Die Alten beobachteten das Gesetz so unverbrüchlich, daß sie zuweilen widerspännstige Personennamen gebrochen haben, um die erste Hälfte in die letzte Stelle des Hexameters zu bringen, an welcher allein der Trochäe stehn darf.

Die Schwierigkeit, welche allerdings sehr groß bleibt, bis man mehr Erfahrung und Übung erworben hat, wird jedoch durch richtige Ausdehnung des Begriffs der Länge und Beschränkung des Begriffs der Mittelzeit beträchtlich vermindert. Der vornehmste Kunstgriff besteht darin, sowohl die tieftönigen, oder sonst unvollkommenen Längen, als die wirklich mittelzeitigen Silben, bald in die Thesis des Spondeens, bald, an gewissen Stellen des Verses, wo der Rhythmus sie hebt, in die Arsis zu schieben, damit das Ohr gehörig gefüllt, und keine trochäische Bewegung wahrgenommen werde.

Aus dem obigen geht zur Genüge hervor, daß es, schon des Silbenmaßes wegen, bei der vorstehenden Uebersetzung des Homer nicht für alle Zukunft sein Bewenden haben kann. Auch sind bereits mehrere Proben neuer Verdeutschungen, mit



Beobachtung des strengeren metrischen Gesetzes, an das Licht getreten: zuerst von Wolf, dann von den Herren Kannegiesser und Schwend. Die ersten bedürfen meines Lobes nicht; die der beiden letztgenannten Gelehrten empfehle ich gelegentlich der Aufmerksamkeit der Kenner. Eine ins Einzelne gehende, zergliedernde, alle Rücksichten erwägende Vergleichung dieser Nachbildung mit der vossischen und dem Original, würde eben so viel Raum erfordern als die vorstehende Beurtheilung. Theilweise habe ich sie angestellt, und möchte unbedenklich nicht wenige Lesarten für vorzüglicher als die vossischen erklären, wiewohl an Ausdruck und Versbau noch Manches ausgestellt werden kann. \*)

Bei einer Probe ist dieß gar nicht anders zu erwarten. Völlige Sicherheit und verhältnißmäßige Leichtigkeit, ich sage es aus eigner Erfahrung, erwirbt man nur im Fortgange einer so schwierigen Arbeit. Ein kleines vereinzeltes Stück erfordert folglich im Verhältniß einen weit größeren Aufwand von Studium, Mühe und Zeit als das umfassende Ganze, beharrlich unternommen und in stätiger Zeitfolge ausgeführt, kosten würde. Möge nur recht bald ein gehörig ausgerüsteter neuer Uebersetzer wenigstens einem der beiden homerischen Werke seine Liebe, sein Talent und seine gesammte Kraft zuwenden!

---

\*) Seitdem sind erschienen: Die homerischen Hymnen, übersetzt von R. Schwend, 1825. und: Die elegischen Dichter der Hellenen, nach ihren Ueberresten übersetzt von Dr. W. G. Weber, 1826. Das metrische Gesetz wird anerkannt, wiewohl demselben noch nicht überall völlig Genüge geleistet ist. Die Sache scheint demnach ihren guten Fortgang zu haben. Eine gründliche und alle Fälle erschöpfende Theorie wird den Schwankungen der Ausübung am besten abhelfen.

Ich befürchte nicht den Vorwurf von meinen Lesern, ich habe sie, in diesem und den beiden vorhergehenden Aufsätzen, gewissermaßen zwischen meiner ersten, zweiten und dritten Meinung zweifelhaft und irre gemacht. Man ist es schon gewohnt, über dieselben litterarischen Erzeugnisse von verschiedenen Schriftstellern sehr abweichende Urtheile gefällt zu sehen. Da müssen sich die Leser denn doch nach ihrem eigenen Sinne entscheiden. Sollte ihnen dieß nun auch einmal mit demselben Schriftsteller begegnen, so wäre der Schaden so groß nicht, falls es daher rührt, daß der Schriftsteller wirklich etwas zugelehrt hat. Ueberhaupt ist das Urtheil über dichterische Nachbildungen immer in so fern ein verwickeltes, als dabei die doppelte Rücksicht auf den Eindruck in der Muttersprache und auf die Vergleichung mit dem Original vorwaltet. Auch haben Zeitverhältnisse dabei einigen Einfluß: das bisher Geleistete giebt uns einen Maßstab für die Schätzung des Neuesten an die Hand. Indessen ist mein Urtheil über die vorhandene Uebersetzung des Homer im Wesentlichen sich immer gleich geblieben; nur von einer möglichen erst noch zu erwartenden Uebersetzung haben, durch Erfahrung in den alten Silbenmaßen, meine Begriffe sich erhöht und erweitert: und vor Kennern würde ich einer Aufforderung, deren Ausführbarkeit durch mein eignes Beispiel darzuthun, nicht eben aus dem Wege gehn.

Ich habe anderswo gesagt (Indische Bibliothek, Th. II. S. 255.), ein Beurtheiler, der an einer Nachbildung etwas tadelt, müsse billig zeigen, daß es unter den gegebenen Bedingungen in unserer Sprache besser gemacht werden könne. Der vorstehende Aufsatz wäre allzu weitläufig geworden, wenn ich mich dieser Verpflichtung überall unterzogen hätte. Doch möge wenigstens Eine der getadelten Stellen als Probe

hier stehen. Ich wähle dazu die Stelle vom Sisyphus, und übersehe, unbekümmert um die Silben- und Buchstaben=Malerei des Dionysius, nur besorgt für einen wohlgeordneten, hebenden und im Ganzen ausdrucksvollen Versbau. Sisyphus ist zugleich ein treffendes Sinnbild für die Mühseligkeiten eines dichterischen Uebersetzers, dem sein Unternehmen nie ganz gelingen will.

Ferner der Sisyphus schauet' ich dort, in entsetzlichen Plagen,  
Wie er sich müd' arbeitet' an einem gewaltigen Steinblock.  
Er nun, gegen die Bürde gestemmt mit den Händen und Füßen,  
Schob bergan zu der Höhe den Steinblock. Aber so oft er  
Wähnte den Hügel erklimmen, zurück trieb große Gewalt ihn,  
Wider zur Ebene rollte der frech sich empörende Steinblock.  
Wieder hinauf dann schob er, entgegengelehnt: und der Schweiß floß  
Ihm an den Gliedern hinab; ihm wölkte sich Staub von der Scheitel.

Zwei Reden am Geburtstage Sr. Majestät des Königs, am  
25. Septbr. 1794. und 1795. gehalten von Friedrich Ram-  
bach. Berlin 1796.

Den größeren Theil der ersten Rede nimmt ein allgemeines Lob der Künste und des Friedens ein, auf den sich damals schon eine nahe Aussicht zeigte. Die zweite Rede, welche die Freude über seine Wiederherstellung ausdrückt, hat mehr die Art eines Programms, und geht nach einer kurzen Einleitung die Symbole durch, die den Alten die Idee des Friedens versinnlichten. Bei den Griechen erst der Mythos von der Liebe der Venus und des Mars, und ihrer Tochter Harmonia; dann Irene als eine der Horen; darauf auch abgesondert verehrt, mit dem säugenden Plutus an der Brust. So war sie zu Athen von Kephisodotus vorgestellt worden. Die kriegerischen Römer hatten in diesem Stück doch gewissermaßen eine reichere Symbolik als die Griechen. Außer der Göttin Pax, der sie den Delzweig, das Füllhorn, den Flügelstab Merkurs, eine unbe-  
wehrte Lanze, Aehren in der Hand, auch wohl einen Kranz von

Aehren oder Mohn, zu Attributen, oft die Eintracht und den Ueberfluß, oder die Siegesgöttin zu Begleiterinnen gaben, hatten sie eine friedenschenkende Minerva, und den Janus, dessen Bezug auf den Frieden aber nicht von leichter Deutung ist. Die Schreibart in diesen Reden ist leicht und fließend, und geschmückt, ohne in das Kostbare zu fallen. Nur muß man sie nicht mit dem vollendeten Muster des panegyrischen Stils in Engels beim letzten preussischen Regierungswechsel gehaltenen beiden Reden vergleichen. S. 6. findet man 'die Feiern', einen ungewöhnlichen Pluralis, S. 35. 'die Mythe', weiblich, statt 'der Mythos'. S. 12. 'Hier raunt er', (der Genius des Friedens) 'ihm' (dem Könige) 'ins leise horchende Ohr die Wünsche eines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt, auf fröhlichem Gefieder sich über seine neu beglückten Lande zu schwingen.' Hier sind bei dem zweiten 'er ihm' die Subjekte verwechselt, 'er' ist nun der König, und 'ihm' der Genius, welches Verworrenheit verursacht. Wie kann man sich (S. 30.) 'einer Ahndung, wiewohl mit Zutrauen, doch mit einer bangen Besorgniß überlassen'? 'Die Freudenthränen, die sich tief in Marmor eingraben sollen' (S. 34.) wird der reine Geschmack auch nicht billigen. Die Uebersetzungen von Stellen aus griechischen und römischen Dichtern sind nicht immer zum Besten gerathen. In dem Hymnus des Bacchylides auf den Frieden scheint Hr. R. ἀοιδῶν ἀνθεα auf αἰθέρα, nicht auf ἄλκται zu beziehen: 'Sie' (Irene) 'legt die süßen Blüten des Gesangs — in die lichte Glut auf den Altar der Götter hin.'

---

Gedichte von Friederike Brun, geb. Münster, herausgegeben durch Friedrich Matthiſſon. Zürich 1795.

Der liebenswürdige Dichter, von dessen Beifall begleitet diese zum Theil schon einzeln erschienenen Gedichte gesammelt in die Welt ausgehen, versichert, bei ihrer Auswahl mit freundschaftlicher Strenge verfahren zu sein, und nichts aufgenommen zu haben, als was ihm der Dichterin würdig zu sein schien. Dieß Legte ist freilich nur eine relative Schätzung, wobei man, genau genommen, immer noch einen andern für sich bestehenden Maßstab vermissen könnte. Wir glauben jedoch mit Hrn. Matthiſſon, daß alles in dieser Sammlung

Enthaltene der Verfasserin ungefähr gleich würdig ist. Man kann annehmen, daß sie die Höhe ihres Talents sehr früh erreicht hat, da man in einer so langen dichterischen Laufbahn (es finden sich hier Gedichte von 1779 und von 1793) durchaus kein Steigen oder Fallen, und überhaupt keinen andern Unterschied wahrnimmt, als daß sich in den frühern Gedichten der Einfluß gewisser halbdänischer Muzen bemerken läßt, während man in den spätern einen Nachhall von der Harmonie matthissonischer Naturschilderungen zu hören glaubt. So scheint das Lied 'Ich gieng unter Weiden am ländlichen See' sowohl durch seinen Ton, als durch den metrischen Bau mit dem stolbergischen 'Ich gieng unter Erlen am kühlig'n Bach' sehr genau verwandt. Hingegen in der 'Reise von Lyon nach der Perte du Rhone' findet man das Silbenmaß und die ganze Manier der berühmten Elegie auf den Genfersee. Sehr schicklich wird es dieser auffallenden Uebereinstimmung wegen dem Verfasser der letzten zugeeignet:

Hier dacht' ich dein, du Liebling der Natur,  
Der ihr lobsingt in Nachtigallen-Tönen,  
O Matthiffon! der ihre leise Spur  
Entzückt verfolgt durch himmelvolle Scenen!

O folg' auch hier! Es ruft dein Genius;  
Dir winkt tief Thal, der ew'gen Allmacht Tempel!  
Nicht nur die Alpen wähle sich dein Fuß;  
Des Jura Saum trägt auch der Gottheit Stempel!

So ist auch zu der 'Mittagslandschaft' und zu der 'Abendlandschaft' das ganz eigenthümliche Silbenmaß der 'Abendphantasie' von Matthiffon mit Glück gebraucht worden. Die erste wird so eröffnet:

Strömend rauscht,  
Still umläuscht  
Von des Uferthals Gebüsch,  
Hier des grünen Stromes Frische.

Der vortreffliche Beurtheiler des eben genannten Dichters in der A. L. Z. Nr. 298. 1794. hat so viel tief Gedachtes über den Werth, die Grenzen und die Grundsätze der schildernden oder Landschaftspoesie gesagt, daß wir nur darauf zurückweisen dürfen. Wir setzen daher als erwiesen voraus, daß Leben oder Harmonie des Gemäldes, wo möglich beides, von dem Dichter gefordert werden kann:

er muß entweder das zufällig Coexistierende in eine scheinbar nothwendige Folge von Erscheinungen zu verwandeln wissen, oder die Gegenstände müssen sich nach seiner Empfindung richten, indem er musikalische Einheit in sie hineinlegt. Erst dadurch wird das Gemälde Poesie: denn das Feld dieser Kunst ist nicht das Einzelne und wirklich Vorhandene, sondern das Allgemeine und Mögliche. Dabei wird nicht geleugnet, daß der malende Dichter nicht mit Vortheil schöne Wirklichkeit zur Unterlage brauchen könnte. Allein wenn er sich an ein genau bestimmtes Lokal bindet, wenn er z. B. eine 'Mittagslandschaft am Ufer der Rhone nahe bei Genf,' oder eine 'Abendslandschaft von der Bellevue am Genfersee vor dem Gervaisethore' darstellt, so unternimmt er etwas, das eine Camera obscura unendlich besser leistet. Daraus entstehen dann Gedichte, wobei man dem weniger bereisten Leser mit Noten nachhelfen muß, ja wobei man wohl thun würde, eine gute Specialkarte zur Hand zu nehmen. Das Ganze wird vollends disharmonisch, wenn Züge von der unbestimmtesten Allgemeinheit sich einmischen. So schließt z. B. die Abendslandschaft:

Ruhig wallt  
Mild umstrahlt  
Sitzt der Mond am Azurhimmel;  
Um ihn her das Sternengewimmel.

welches sich eben so gut in der Lüneburger Halde als zu Genf vor dem Gervaisethore zu ereignen pflegt. In dem schon erwähnten Stücke sind ungeachtet des ganz individuellen Inhalts diese entgegengesetzten Mängel wohl am glücklichsten vermieden. Die Gegenstände verwirren sich nicht, indem sie nach einander hervortreten, die Darstellung steigt mit diesen Fortschritten, und beschließt eine Art von Kreis, indem sie zuletzt von den wildesten zu den freundlichsten Scenen zurückkehrt. An Mannichfaltigkeit der Bilder hat die Poesie der Verfasserin durch ihre Reisen unstreitig sehr viel gewonnen: allein dieß ist nur eine materielle Bereicherung der Phantasie. Das Wesen aller schönen Kunst ist Form. Die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick schöner Gegenden uns mittheilen scheint, entwickelt sich eigentlich von Innen heraus, und man muß sie im Reime schon mitbringen. Hieraus erklärt es sich, warum diejenigen Gedichte dieser Sammlung, worin die Farben der

Schilderung am glänzendsten gemischt sind, an sonstigem Gehalte jene frühern nicht übertreffen, die sich auf einen ziemlich engen Kreis weder sehr inniger noch sehr eigenthümlicher Empfindungen beschränken. Dieß gilt indessen von der letzten Klasse nicht immer in gleichem Grade. Das Gedicht 'An meinen Brun vor der Geburt meines zweiten Kindes' erhält durch die Situation eine gewisse Herzlichkeit (nur hätte die Versn. bei einem so schwermüthigen Tone ihren Vornamen lieber nicht in 'Friedchen' abkürzen sollen); und das 'Lied einer jungen Mutter an ihr ungebornes Kind,' ein glücklicher Gedanke, ist zart und mit rührender Einfalt ausgeführt. Der Werth dieses und andrer ganz für den Gesang bestimmten Gedichte wird durch die Kompositionen von Schulze erhöht. Auf die Melodie 'Ich denke dein' hat man jetzt einen neuen Text von Goethe. S. Schillers Musenaln. 1796. S. 5. Den Beschluß machen einige Stücke in poetischer Prosa. Die Schweizergeschichte 'Cyane und Amandor' ist eine lange Idylle, wobei wieder die Schweiz als Scene das Beste thun muß, denn die Dichtung ist in der That reicher an Gletschern und Bergströmen, als an neuen Situationen und Empfindungen. Nordische Erinnerungen verließen auch hier die Dichterin nicht ganz: zur 'Schöpfung der Alpenrose' im nächsten Stücke wird die Göttin Freia herbeigerufen.

### Carolinens Blumenkranz zur Bildung des Herzens.

Berl. 1796.

Als den kürzesten Beweis, daß dieses Geschreibsel tief unter der Kritik sei, setzen wir einige Zeilen aus einem anmaßlichen Liebe, 'Schurkenlohn,' her, ohne im geringsten zu verbürgen, daß wir unter diesem Haufen platter, zum Theil sinnloser Knittelverse die schlechtesten aufgegriffen....

Ein Schurk zu werden ist nicht gut,  
Doch hat ein solcher Glück!  
Man stiehlt oft seinen Sinn und Muth,  
Belohnt sein Bubenstück u. s. w.

Der Schluß lautet so:

Dem drillionenfachen Schmerz  
Der solchen Wegen folgt!

Verzweiflung fühlt das Schurken-Herz,  
Bis endlich sie's erdolcht.

Worauf der Überwiz mit den erdichteten Namen Nantlaquatlapatli u. s. w. die als Verfasser unter diesen saubern Gedichten angegeben werden, abzielen soll, begreifen wir nicht; noch weniger, mit welchem Recht ein paar Kleinigkeiten von Gleim und Pfeffel, und eine Parodie von Goethe auf den Stil des verstorbenen Glodius in Leipzig, an den Kuchenbäcker Handel, die er aber, so viel wir wissen, nie öffentlich anerkannt hat, in so schlechte Gesellschaft gebracht worden sind. Belustigend ist es, wie sich der Haß der schlechten Schriftsteller gegen alle Recensenten ohne Ausnahme so naiv äußert.... S. 72 bittet Caroline:

Seid aber Ihr nicht hübsch galant,  
Und recensiert, wie schon bekannt;  
So nennet alles Reimerei,  
Mir ist dieß völlig einerlei.

welches denn ihrem Verlangen gemäß hiemit geschieht.

### Neue vaterländische Blumenlese für Deutschlands Musensohne, von J. H. Eichholz. Halle 1796.

Unter diesem vielversprechenden Titel findet man hier längst bekannte Erzählungen und Balladen: das Wintermärchen, Gangolf und Rosette aus dem Oberon, und Hans und Gulphené, von Wieland; den kleinen Schimmel, den Kapuziner und die Bucligen von Nikolai; die Büßende von Stollberg, wieder abgedruckt. In welcher Absicht dieß geschehen sei, da die Werke der eben genannten Dichter in Aller Händen sind oder sein könnten, und die letzte Erzählung von Engelschall nicht das mindeste poetische Verdienst hat, würde schwer zu errathen sein, wenn nicht ein Blatt, worauf der Verfasser die Sammlung seinen innigst geliebten Landsleuten, 'den theuersten Mitgliedern des neuen westphälischen ostfriesisch verbündeten Kränzchens' (auf der Universität Halle) widmet, und die Liste hallischer Pränumeranten einigen Aufschluß darüber gäbe. Unter Deutschlands Musensohnen hat man also einen kleinen Studenten-zirkel zu verstehen, und es ist zu hoffen, daß die künftigen Bändchen



der Blumenlese auch in demselben ihren Absatz finden mögen, damit das übrige Publikum so wenig wie möglich damit behelligt werde. Es ist unglaublich, mit wie geringem Aufwande, und wie ganz ohne Beruf sich Mancher in Deutschland dazu drängt, die Zahl der Buchmacher zu vermehren. Der Setzer und Drucker haben wenigstens eben so gute Ansprüche darauf, als Hr. Eichholz, Verfasser dieses Buches zu sein. Es ist nicht einmal korrekt gedruckt, und das Papier hat eine unangenehme graugelbe Farbe.

- 1) Verbrechen aus Unschuld. Ein ländliches Sittengemälde in vier Aufzügen, von Johann Carl Wilhelm Palm, Magdeburg 1796.
- 2) Fürstenglück. — Ein fürstliches Original-Familiengemälde in einem (Einem) Aufzuge von Ebendemselben. Magdeburg 1796.

Die Absicht des Verf. ist so gut gemeint, daß man schon deswegen fast nicht den Muth haben würde, bei Nr. 1. etwas Anderes als diese zu erwähnen, wenn es nicht auch durch seine ganze Beschaffenheit allen Muth lähmte. Wir können daher nichts Besseres thun, als 'die werthe und ehrenvolle Versicherung' wiederholen, welche ein Mann, den der Verf. als den deutschen Horaz bezeichnet, ihm darüber zugesandt hat: 'Ueberhäufte Geschäfte und ein Alter von flehzig Jahren hindern mich, eine genaue Kritik über dieses Schauspiel niederzuschreiben, welches in seinen einzelnen Theilen recht schön ist, und so sehr Tugend und Religion lehrt, daß sogar eine Betschwester, die das Theater haßt, ein solches Stück mit gutem Gewissen besuchen würde' u. s. w. Allerdings ist es ganz im Sinn einer Betschwester, den Fehltritt eines fünfzehnjährigen Mädchens ein 'Verbrechen' zu nennen, das nach S. 167. 'das Gesetz der Natur umkehrt;' und nie hätte sich der liebenswürdige Florian einfallen lassen, daß man seine Claudine (in den nouvelles Nouvelles) in ein Sittengemälde wie dieses umschaffen könnte. Der Verf. hat sich freilich zu hüten, daß die Moral ihn nicht, wie es Betschwestern begegnet, zur Unsitlichkeit, und auf einem andern Wege zu ähnli-

chen Wirkungen führe, wie die, denen er entgegen arbeitet. Denn ein Gegengift, wenn es nicht mit Einsicht gemischt ist, kann Uebel erregen, ohne das Gift wegzuschaffen; und Aergerniß kommt eben sowohl von dem, welcher die Tugend langweilig und widerlich, als von dem, welcher das Laster liebenswürdig darstellt.

Was Nr. 2. betrifft, so können wir ebenfalls dem Verf. keinen bessern Trost geben, als seine eigne Erklärung, daß ihm niemand, 'das Bewußtsein' verkümmern kann, 'aus allen seinen Kräften nach dem Guten gestrebt zu haben.' Nur ist zu bedenken, daß moralische und poetische Tendenz nicht einerlei ist; sonst würden wir an jedem Erbauungsbuche ein Dichterwerk erhalten. Wer nicht Zeit hat, die Reden, die in diesem und dem vorhergehenden Stücke gehalten werden, der Länge nach zu lesen, der halte sich nur an die unterstrichenen Stellen, als: 'Geld blendet! So krümmt sich das Laster vor seinem eignen Bewußtsein! Der Aeltern Segen bauet den Kindern Häuser, aber ihr Fluch reißt sie nieder! Unschuld verloren, Alles verloren! Ohne Tugend ist kein dauerhaftes Glück auf Erden!' u. s. w. Diese Auszeichnung solcher Sprüche durch verschiedenen Druck ist der einzige Kunstgriff, den sich der Verf. erlaubt, um seinen Dialog zu beleben. Man lernt ihn vollkommen daraus kennen, und geräth in Versuchung, auf ihn anzuwenden, was sein Herr von Ludwig zu Gott sagt: 'Segnen wollt' ich dich, wenn du nicht heilig wärst!!'

---

### Analecten aus der Hinterlassenschaft des Rüstlers von Ilgen- thal. Erstes Bändchen. Augsburg 1796.

Ein braver Mann mag der Rüstler von Ilgenthal gewesen sein, und Selbstdenker genug, um gegen einen Pastor wie der seinige anzustoßen, und den Reiß von Menschen, den er in der Schenke zu Wildenthal um sich versammelte, zu unterhalten und zu belehren. Aber da er nun todt ist, und eine Recension, welche er im Leben so sehr gescheut, ihn nicht mehr schmerzen kann, so wollen wir nicht verhehlen, daß sowohl der Vorbericht des Herausgebers, als sein eigener, Erwartungen giebt, die über jene Sphäre hinausgehn und durch seine Aufsätze nicht erfüllt werden. Daß sie dem gewöhn-

lichen gesunden Menschenverstande zusagen, ist alles, was sich davon rühmen läßt: und wo man sich nicht geradezu gegen diesen verschworen hat, wäre der gute Rüstler wohl vor gehässiger Aufmerksamkeit sicher gewesen. Er geht mit den Scenen seiner Jugendgeschichte nicht aus den niedern Ständen heraus, für die sie auch einen recht guten Spiegel abgeben können. Die gebildeten, bei denen feinere Sattungen von Barbarei zu Hause sind, werden sich ihn nicht vorhalten, und so hätte er von dieser Seite eben so wenig zu fürchten als zu hoffen gehabt. Seine Mutter gebar ihn im Glende, bettelte mit ihm im Lande umher, bis man sie in ein Arbeitshaus brachte, wo sie starb. Ihm ergeht es darauf erträglich, bis er zu einem Schuster aufs Handwerk verbunden wird, wo die pöbelhaftesten Ausfälle ihn verjagen, so daß er sich anwerben läßt. Die Eifersucht und üble Behandlung seines Hauptmanns bringt ihn zur Desertion, worauf er Gelegenheit findet, sich in einen Schulmeister umzuschaffen. Hier denkt er über Gegenstände nach, die eine 'Vorstellung an die Theologen unsrer Zeit,' und 'politische Aphorismen' bei ihm veranlassen, welche nichts als die gemeinsten Gemeinplätze enthalten. Als Produkte seines Witzes können das 'Gespräch mit Freund Hain', der ihm das Leben läßt, da er ihm verspricht, sich mit der Arzneikunde abzugeben, und eine 'Hochzeitrede' gelten, wo er die Männer ermahnt, lieber Geduld als Schläge bei ihren bösen Weibern anzuwenden. In die Bibliothek eines Rüstlers auf dem Lande ist dieses Werk eines Mitbruders, sammt den Theilen die noch erscheinen sollen, wenn sie nicht schlimmer wie der erste sind, immer zu empfehlen.

Petrarca. Ein Denkmal edler Liebe und Humanität, von Friedrich Butenschön. Erster Band. Leipzig 1796.

Wenige merkwürdige Männer haben in ihren Schriften einen so reichhaltigen Stoff für den Biographen hinterlassen als Petrarca. Nicht nur mit vielen äußern Vorfällen und Verhältnissen seines Lebens machen uns seine lateinischen Briefe bekannt; in ihnen sowohl, als in den Unterredungen mit dem h. Augustin, am meisten aber in seinen toscanischen Gedichten, hat er seine besondere

Ansicht der Dinge, seine eigenthümlichsten Gefinnungen, ja die Geheimnisse seines Herzens niedergelegt, die es freilich für den zergliedernden Verstand bei der Untersuchung seines Charakters immer bleiben, und nur durch ein ähnlich gestimmtes Gefühl aufgefaßt werden können. Das Werk des Abbé de Sade, worin sonst jene Materialien mit Gründlichkeit und Wahl verarbeitet sind, läßt in der letzten Hinsicht noch am meisten zu wünschen übrig. Alle historischen Erläuterungen über Lauras Person, und über Petrarcas Liebe zu ihr, die sich aufstreiben ließen, hat er gegeben: aber dem Gange dieser Leidenschaft mit einiger Tiefe philosophisch nachzugehen, zu zeigen wie der Geist des Zeitalters sie vorbereitete, wie die schönen Anlagen des Menschen und Dichters sie hervorlockten, und wie sie jene wiederum zu harmonischer Vollendung entfaltete: das lag außer seiner Sphäre. Er schrieb wie ein Geistlicher über einen Geistlichen, für dessen Schwäche in diesem Stück er höchstens Entschuldigung zu erlangen wünschte. Hier ist also noch ein Feld für die historische Darstellung offen, wo sie das Interesse der Wahrheit mit allem Zauber der Dichtung vereinigen könnte. Das Denkmal, welches Hr. Butenschön dem Petrarca zu stiften versucht, ist nicht von dieser Art, sondern ein auf Geschichte gegründeter Roman. Wie weit man auch die Rechte der Dichtung über einen historischen Stoff ausdehnen mag, so wird man doch eingestehen, daß die Einbuße an Wahrheit immer durch einen ästhetischen Gewinn vergütet werden muß. Dieß zu leisten war hier ein äußerst gewagtes Unternehmen: denn wer kann hoffen, Petrarcas Liebe inniger, schöner, harmonischer auszudrücken, als er es selbst in so vielen Gedichten gethan? Zwar macht die Sammlung seiner Sonette und Canzonen, worin, ungeachtet der meistens beobachteten Zeitordnung, die auf einander folgenden Stücke nur selten einen sichtbaren Zusammenhang haben, kein ästhetisches Ganzes aus, und es läßt sich denken, daß eine Auswahl dieser poetischen Bestandtheile mit Vortheil zur Einheit eines größeren Gedichtes verknüpft werden könnte. Allein es fehlt der Geschichte dieser Liebe, die während des Lebens der Geliebten achtzehn Jahre dauerte und nach ihrem Tode erst noch den höchsten Schwung nahm, an eigentlichen Begebenheiten, an Mittelpunkten der dramatischen oder epischen Einheit, und sie scheint ihrer Natur nach auf lyrische Darstellung

eingeschränkt zu sein, worin Petrarca selbst unstreitig das Höchste geleistet hat. Sollte Hr. Butenschön wohl bei seiner Unternehmung an diese Bedenklichkeiten auch nur entfernter Weise gedacht haben? Ja, muß man ihm nicht, trotz des vorgegebenen Enthusiasmus, alles Gefühl für die schöne Individualität jenes Dichters absprechen, wenn er geradezu gesteht, Petrarca habe ihm seinen Namen zum Ausdrucke eigener Gefinnungen, eigener Schwärmereien geliehen? Er konnte sich also schmeicheln, der Leser werde lieber sein Individuum kennen lernen, als die wahrhaft schöne Seele eines Mannes, der bloß durch seine persönlichen Eigenschaften, reine und umfassende Empfänglichkeit, sittliche Würde und überlegene Einsicht, so vielfach auf seine Zeitgenossen und noch weit hinaus auf die Nachwelt wirkte? Statt eines idealischen oder auch eines treuen Bildes von Petrarca giebt er uns eine durch die abgeschmackteste Ueberspannung verzerrte Karikatur. Seine Liebe wird in einem Meers empfindelnder Schwärmereien ersäuft, die überall lärmenden Anspruch auf Kraft machen, aber völliger Leerheit des Kopfes kaum nothdürftig zum Deckmantel dienen. Dieser Petrarca ist stolz darauf, 'daß das kraftvolle Gemengepräge der Natur in ihm noch nicht erlosch.' (Die Kunst, Gemmen zu prägen, wird wohl seit dem 14. Jahrhundert verloren gegangen sein.) Da er einen schönen Abend am Ufer des Meeres genießt, 'mußten Thränen seinem Herzen Luft machen, sonst wäre er ins Meer gesprungen.' Man sieht, eine solche Empfindsamkeit ist gefährlich für ihren Besizer; aber sie hat auch ihre Vortheile, denn vermöge derselben riecht man die Unsterblichkeit der Seele: 'Wer in den Wohlgerüchen der Orangen und Myrten keine glückliche Zukunft ahndet, dem fehlt die schönste Gabe der Natur.' Eben so muß man das Dasein Gottes 'in einem einfachen Morgengefange,' etwa einer Lerche, hören können, sonst wird man für unfähig erklärt es überhaupt anzuerkennen. Lello, Petrarca's Freund, belehrt diesen, 'daß Himmel und Erde sich wie ein Buch Papier zusammenrollen lassen,' doch übergeht er die mechanische oder chemische Prozedur, wodurch man dieß bewerkstelligen kann. Die bekannte Vorliebe Petrarca's für die Alten, die für die Wiederbelebung der klassischen Litteratur so wichtig wurde, ist hier ins Lächerliche getrieben, wenn ihm 'die ewige Lampe der Humanität im Horaz leuchtet,' wenn 'die ganze Kraft Virgils in seinem Busen rollt und erklingt,'

und wenn er gar 'den mit Ruthen gepeitscht wissen will, welcher diese beiden Dichter zu erklären wagt, ohne zu lieben oder geliebt zu haben.' Uebrigens hat er eine ungemeine Gabe der Kombination, denn 'die ganze Geschichte ist ihm nur Ein Laut.' Wie Laura auf ihn wirken wird, läßt sich ermessen, da er die 'Weiblichkeit einen reinen Schmelz, einen ehrwürdigen Anflug des Göttlichen' nennt. Auch steigt durch die Liebe seine Tollheit aufs Höchste. 'Kleinigkeiten erwürgen ihn, dagegen wäre es ihm Kinderspiel, in den Feuerschlund des Aetna zu springen,' und 'er ringt mit sich selbst wie mit einem Gotte.' Aber dann 'wird auf einmal Alles so schön und heiter um seine kleine Person' (hier vergaß Hr. Butenschön vermuthlich, daß er nicht in seinem eignen Namen sprach), daß es kein Wunder ist, 'wenn er sich so heilig und gut, so frei von aller irdischen Schwäche dünkt,' und wenn 'sich der Embryo des Himmels in seinem Herzen regt.' Die Sprache des ganzen Buchs ist wieder eins von den unter uns leider so häufigen Beispielen, zu welcher Verkehrtheit, Verschrobenheit und Abenteuerlichkeit das erbarmenswürdige Ringen nach einem Scheine von Genialität führen kann. Es wird schwer gefunden, 'das rege Knistern in unserm Herzen' zu erklären. 'Liebliche Flöcken der Harmonie schweben auf den Dichter herab;' ein andermal 'labt ihn Lauras Stimme wie Mannaflöcken.' 'Zorn und Unwillen rollt alle Zuschauer zusammen.' Die fernen Thürme von Avignon 'summen,' und jeder Laut 'zersplittert' das Herz. Bei Hrn. Butenschön nehmen die Thränen nicht immer ihren natürlichen Lauf, sondern fließen nach Befinden der Umstände auch hinaufwärts, und klassificieren sich dadurch selbst. 'Mit jedem Blitze bebte eine Thräne des Danks gen Himmel; und eine andre Thräne reiner Anhänglichkeit floß auf die Erde.' Wer wollte sich bemühen, das Feuer einer solchen Phantasie, wie S. 240 ff. geklagt wird, daß es häufig geschehe, 'mit Haken und Wassereimern zu dämpfen?' Man kann sie ausbrennen lassen ohne große Gefahr zu fürchten. Dem gefühlvollen Bewunderer Petrarcas und seiner Liebe werden dergleichen Parodien ärgere Entweihung dünken, als die witzigsten Spöttereien des Tassoni. Bei der ungenießbaren Beschaffenheit des Ganzen verdient es keine umständliche Rüge, daß in den Gedanken und Gefinnungen das Kostum des Zeitalters alle Augenblicke übertreten wird; daß die angenommene Briefform so wenig

beobachtet ist, daß Petrarca dem Vello einmal dasjenige erzählt, wobei dieser gegenwärtig gewesen war; — daß die vom Verf. eingestanden, aber schlecht entschuldigten Anachronismen ganz ohne Noth und Nutzen begangen werden u. f. w. Ein Beispiel, wie der Verf. historische Winke benutzt, kann man an der unklugen Geschichte S. 140...145 sehen, die sich auf den Brief Petrarca's de rebus familiar. III. 22 gründet. Er verwendet sich darin für ein paar Liebende, die von ihrem Gutsheeren verfolgt wurden. 'Iuvenis quidam virginem, cuius amore languebat, ipsa non obluctante cognovit, matrimonii pactis interpositis etc. — Et nos aliquando, frater, arsimus, et opem ferre decet ardentibus.' Wie einfach, naiv und menschenfreundlich! Nun vergleiche man die vorliegende Behandlung.

Was die kleinen Blumen betrifft, die Hr. Butenschön nach seinem Ausstruch, 'aus fremden Gärten in den seinigen verpflanzt hat', so hätte er besser gethan, sie bestimmt anzugeben. Die Betrachtungen über den Tod S. 227...229. sind von Herder entlehnt, das Sonett nach Petrarca S. 183. ist von A. W. Schlegel. Die wiederholten Lobreden auf die griechische Religion sind, höchst unpassend in Petrarca's Munde, Schillers Göttern Griechenlands nachgesprochen. Doch wenn alle Reminiscenzen dieser Art für fremde Blumen gelten sollten, so möchten ihrer gar viele werden. Die eignen Gedichte, die Hr. Butenschön statt petrarkischer aufgestellt, sind zu schlecht, als daß er sie nicht selbst gemacht haben sollte, z. B.:

Krislapps und Zenons Schüler,  
Jene warm und diese Kühler,  
Predigen Philosophie,  
Sehen und — vergessen sie.

In derselben Strophe heißt es:

Flammt die Seele? welch ein Toben!  
Ist sie ruhig? welche Ruh!

Ja wohl! Und schreibt der Autor unsinnig? welcher Unfinn! Wer von unsern Lesern ein so verwerfliches Produkt, woran übrigens schönes Papier und saubrer Druck mit ungerschen Lettern verschwendet ist, hier zu umständlich gewürdigt findet, der bedenke, daß es nach diesem Plane leicht durch ein Duzend Bände fortgeführt werden könnte, und sehe, von welcher Höhe Hr. Butenschön in der Vorrede auf sein Zeitalter herabschaut, ja 'die Menschheit für ganz-

lich gestorben und begraben zu halten' droht. Er glaubt sich berechtigt, die Gleichgültigkeit Anderer gegen alles Edle und Große zu schelten, da doch eine Gefangenschaft von einigen Monaten während der unglücklichen Epoche in Frankreich hinreichend war, seinen politischen Enthusiasmus so ganz abzukühlen, daß er die Franzosen ein 'Vandalenvolk' nennt, 'den Aristides und Decius für Fabeln ansieht, und beim Plutarch und Xenophon gähnt.'

Die Erstlinge meiner Muse. Von Gottlieb Kapf.  
Breslau und Leipzig 1796.

Sehr uneigentlich nennt der Verf. diese Gedichte Erstlinge, da eins darunter nach der Ueberschrift vom Jahre 1786., mehrere vom J. 1793. sind, und andre vielleicht noch später geschrieben sein mögen. In einem Jahrzehend hat ein Dichtertalent schon Zeit genug sich zu entwickeln, wenn es anders vorhanden ist, oder reifere Einsicht sollte den unglücklichen Rigel wenigstens in so weit mäßigen, daß man die Poeterei zu eigner Belustigung triebe, und nicht öffentlich damit aufträte. Ueberdies giebt es so manche Zeitschriften und Sammlungen, wo ein angehender Dichter (weil wir Hrn. Kapf doch als einen solchen betrachten sollen) seine Versuche zur Beurtheilung aufstellen kann, wo nicht selten auch ziemlich schwache einen Platz finden, daß es viel rathsamer ist, sich dieser zu bedienen, als mit einem noch ganz unbekannten Namen einen Band Gedichte auf einmal ins Publikum zu schicken. In dem herzbrechenden 'Lebewohl ans Büchlein,' worin der Verf. unter andern zu diesem sagt: 'Freundschaft und Liebe haben dich gezeugt, und als die Freude deiner genas, war Mutter Natur dein Pathe,' scheint er den großen Unterschied zwischen Gedichten machen und drucken lassen sehr aus den Augen verloren zu haben; und bleibt es auch bei jenem, so möchte der Zeitvertreib, schlechte Verse zu schreiben, leicht noch geistloser sein, als das Kartenspiel, womit er ihn vergleicht. Diese hier sind, wie es scheint, sehr nachlässig, ohne allen Begriff von Kunst und Feile mit einer unseligen Fruchtbarkeit hingeworfen. Ob der Verf. wirklich einige Anlagen hat, ist unter diesem Wuste schwer zu erkennen. So viel ist gewiß, sie sind zum Theil noch so roh, zum



Theil schon so mißgebildet und verunstaltet, daß an keine Besserung zu denken, und das Versprechen, bald 'reifere Geschwister nachzusenden' sehr voreilig ist. Fast alle Stücke sind lyrisch; einige hat eine uninteressante Gelegenheit veranlaßt, z. B. 'an meinem Namenstage'. Die meisten drehen sich um abgenutzte Gemeinplätze. Bald herrscht Plattheit, bald Schwulst, und das Schlimmste ist, daß der Dichter gar nicht aufzuhören weiß. So ist die schwerfällige Ode, welche anhebt, 'Ewigkeit! — Gedanken ohne Ende!' fast ein Gedicht ohne Ende geworden. Wer wird sich bemühen wollen, folgenden Unsinn zu entziffern?

Am Gestad der Ewigkeit gescheitert  
Stöhnend Wesen, von der Vaterhand geschleubert  
Hinter Gottes Ebenbild zurück —  
Schlummern Dnan's Legionen Enkel —  
Ungeboren — in der Zelle dunklem Winkel,  
Und erwarten des Alvaters Blick.

Um nichts gescheiter ist der Schluß:

Ewigkeiten müssen ihn (den Weisen) belohnen,  
Deren Dauer ihren Werth bestimmt.

Ein andermal heißt es mit einem lächerlichen Pathos:

Denn wir wanken an dem schwarzen Schlunde,  
Wo der Tod im Hinterhalte schmolzt.

Aber den Gipfel seines Bombast hat Hr. Kapf vielleicht in folgenden Zeilen erreicht:

Wo der Drillingsstern um Gottes Scheitel  
Ewig flammt, Urwahr, Urgut, Urschön u. s. w.

Die häufigen grammatischen und metrischen Schnitzer, z. B. 'eurem Herz,' Reime wie 'Gelbe, quälte,' 'Wünschen, Menschen,' 'gelehrt, verzerrt,' würden allein hinreichen, diese Arbeiten als stümperhaft kenntlich zu machen, verdienen aber bei einer so durchgängigen Schlechtigkeit kaum eine Rüge. Ein Lust-, Schau- und Trauerspiel, 'Sie finden sich als Schauspieler in zwei Handlungen', folgt den Gedichten als Anhang. Der Verf. hätte sich nur unter die darin aufgeführten Personen oder Massen aufnehmen mögen. Seine Ansprüche haben in der Prosa noch ein weiteres Feld als in der Poesie. In jener wechselt Wiß mit Philosophie und Empfindung, Alles nach dem oben gegebenen Maßstabe: ein würdiges Drillings-

gestirn'! Es treten hier lateinisch, französisch und englisch radebrechende Deutsche auf, deren Rollen vermuthlich nicht immer mit Wissen und Absicht so unorthographisch geschrieben sind. Die Sprache, worin alle übereinkommen, ist Unsinn, der nicht selten ins Böbelhafte fällt.

### Romantische Bijouterien. Weiffenfels u. Leipz. 1796.

Schon der Titel setzt den Rec. in Verlegenheit. Sollen Bijouterien Kleinodien oder Spielwerke bedeuten? Fast sollten wir glauben, der Verf. selbst mache keine Ansprüche auf die erste Uebersetzung, und für die letzte ist seine Feder bei weitem nicht leicht genug. Eben so wenig weiß man, ob diese Erzählungen Originale oder aus fremden Zungen übertragen sein mögen. Ein gewisser gezielter Ton scheint den Einfluß verunglückter englischer Novellen zu verrathen. Am zweifelhaftesten wird man am Ende vielleicht darüber sein, ob man sich unterhalten hat; und doch giebt der Verf. in einer Vorrede, die uns die Geschichte der Romane überhaupt in kurzen Worten liefert, Unterhaltung als seinen Zweck an. So viel ist gewiß, daß man hier überall auf kostbare und schwerfällige Schilderungen stößt, und mit leerer Weitläufigkeit zu kämpfen hat. In der ersten Geschichte will ein junges Mädchen einer Freundin mündlich ihre Leidenschaft erzählen, und bleibt bei folgender Tirade hängen: 'Ein kleiner Fluß, von bunten Blumen umkränzt, schlängelt sich durch die lachenden Wiesen und Thäler durch, auf welchen Apollos schweigender Vogel mit ausgespanntem Gefieder sich majestätisch wiegt. Ich sah ihn oft seinem mit einer goldenen Kuppel versehenen Häuschen zueilen: kaum hatten ihn seine Jungen erblickt, so schwammen sie ihm entgegen und freuten sich recht kindisch. Schätternb verachteten die muntern Frösche den Bach: sie genoßen der wohlthätigen Sonne auf grünem Moos, aber bald sprangen sie in ihr Element zurück, und prophezeiten, mit den zirpenden Cicaden auf der hohen Pappel wetteifernd, den Regen; der bunte Specht pflückte inzwischen die zarte Knospe einer saftigen Dattel.' Es ließen sich Vögel in diesem Geschmack auszeichnen, aber wohl dem, der sie bei seiner Lektüre, so wie die unzähligen müßigen Briefe und Dialogen, die

den Leser um nichts als um die Seiten des Buchs weiter bringen, überschlagen darf! In der letzten Novelle hat sich der Verf. bemüht, leichtfertig zu werden, was man ihm in den vorhergehenden eigentlich nicht Schuld geben kann. Er erhält seine Geliebten von einer gewissen Seite ziemlich bei ihrer Tugend. Vergiftungen scheut er schon weniger. Unter andern hat er einmal die bekannte Begebenheit der Marquise von Gange mit eingeflochten, aber das Rührende derselben freilich ganz zu ersticken gewußt. Besonders unglücklich ist er in seinen Versen. An den Hexametern ist es noch der geringste Fehler, daß sie oft sieben Füße haben: sie erregen die Empfindung, als ob man in einem stoßenden Wagen über einen holprigen Steindamm führe.

---

Der Onkel aus Amsterdam. Eine komische Oper in 2 Aufz. Nach dem Ital. Il pittore Parigino frei bearbeitet und der Musik des Cimarosa untergelegt. Riga und Mitau 1796.

Der Wunsch des Uebersetzers ist in sofern erfüllt, daß man die Verdeutschung einer gut komponierten italiänischen Oper nicht als überflüssig ansehen kann, weil man um keinen andern Preis die Musik derselben auf deutschen Theatern zu hören bekommt. Allein ohne den Charakter auszulöschen und dadurch die Musik unpassend zu machen, ist es fast unmöglich einer solchen Production des italiänischen Bodens das Fremdartige für uns zu benehmen, was denn auch bei weitem hier durch den Titel und ein paar deutsche Anspielungen nicht geschehen ist. Der Alte vorzüglich wird in deutscher Sprache immer plump und nicht komisch auftreten; und es bleibt schwer in das Ganze einen rechten Zusammenhang zu bringen, ohne daß man doch den Mangel daran der Willkür des Muthwillens zu gut hielte. Einige einzelne Arien sind indessen ganz glücklich übertragen.

Taschenbuch für Freunde des Gesangs. 2. Bdchn. Stuttg.  
1796. Melodien zum Taschenbuch 1. Abth.

Die Absicht des Herausgebers gieng zunächst dahin, junge Männer auf Universitäten mit einer Lieder Sammlung für den Gebrauch bei fröhlichen Zusammenkünften zu versorgen. Es giebt zwar schon verschiedene dergleichen: doch ist es immer noch nicht unnütz, sie zu erneuern und zu vervielfältigen, da viel daran fehlt, daß die zum Theil sinnlosen und unanständigen, zum Theil wenigstens platten Lieder, die ein hartnäckiges altes Herkommen in Schutz nimmt, die aber den ganzen gesellschaftlichen Ton zur Nothheit stimmen müssen, aus allen akademischen Zirkeln verbannt und durch eifsvollere ersetzt sein sollten. Die hier befolgte Wahl ist größtentheils verständig und zweckmäßig. Man wird nicht leicht irgend einen lyrischen Aufsurf zur Freude von einem unsrer berühmten Dichter, der Popularität erlangt hat, vermissen. Wir finden hier Schillers Lied an die Freude, Göthens Bundeslied, viele Trink- und Gesellschaftslieder von Gleim, Stolberg, Claudius, Hölty, und vorzüglich von Voß, auch von andern beliebten, wenn gleich weniger berühmten Versfassern. Noch andre stehen ganz ohne Namen da, und müssen sich also bloß durch ihren Gehalt empfehlen, der bei vielen dazu nicht hinreichen möchte. Meistens scheinen es schwäbische Produkte zu sein, und daher dem Publikum, für das sie zunächst bestimmt sind, noch eher gefallen zu können. Da indessen singlustige Kehlen viele Lieder nöthig haben, und die Strenge der Kritik gewöhnlich mit der geselligen Fröhlichkeit in umgekehrtem Verhältnisse steht, so kann man diese Stücke der Sammlung als den geringeren Wein betrachten, den man den Gästen vorsetzt, wenn sie schon viel getrunken haben. Nur sollten nirgends, auch nicht einmal im Rausche lärmender Freude, Vorurtheile begünstigt werden. Wozu also das leere Pöchen auf Deutschheit, das in einigen dieser Lieder, z. B. B. 2. S. 128. herrscht? Es ist sonst eine ausgezeichnete Eigenschaft der Deutschen gewesen, von thörichtem Nationalstolze frei zu sein, aber seit zwanzig oder dreißig Jahren hat man sich unglaubliche Mühe gegeben, ihnen denselben anzuschwätzen. Wie abgeschmackt sind z. B. folgende Verwünschungen B. 2. S. 27.:

Wer in fremdem Lande praßet,  
 Meide dieses freie Land!  
 Wer des Rheines Gabe haßet  
 Trink' als Sklav an fremdem Strand?

Was hat die Vorliebe für den Champagner oder Madera mit der Freiheit der Gefinnungen zu schaffen? Aber die Verfasser mehrerer hier eingerückten Lieder würden bei ihrem blinden Lobe der deutschen Freiheit wohl ziemlich verlegen sein, wenn sie den Begriff, den sie mit diesen Lauten verknüpfen, angeben sollten. Der Sammler hätte wenigstens für Uebereinstimmung sorgen, und die Zeilen eines stolbergischen Liedes:

Weß dem, der frei uns nennt,  
 Und Deutschlands Schmach verkennt!

die bei den jetzigen Zeitumständen bedenkliche Erinnerungen wecken, auslassen sollen. Im zweiten Theil hat er sich nicht auf eigentliche Gesellschaftslieder beschränkt, und auch einige von ältern Dichtern, die es verdienen, wieder in Andenken gebracht. Das nicht zur Ehre unsers Geschmacks allbeliebte 'Freut euch des Lebens' steht am Eingange desselben. Die Melodien sind theils die bekannten und hergebrachten, theils neue von den Hrn. Eidenbenz, Lang und Zumbrecht in Stutigart für das Taschenbuch besonders komponierte.

Abenteuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau, Zeitgenosse(n)  
 des Erasmus Schleichers (Schleicher). 2 Bde. Schloß Lindenburg 1796.

Der Verf. macht in der Vorrede eine Satire auf einen Scribenten, der jede Messe ein erstaunenswürdiges und spektakelvolles Geschichtenbuch liefert, und diese führt er dann, freilich unerwartet genug, im Werke selbst als in einem anschaulichen Beispiele der Länge nach aus. Anders läßt sich dieser Roman, der nach einem etwas modernisirten Zuschnitt von weiland Hercules und Herculisfa abgefaßt ist, nicht wohl betrachten. Der Held windet sich zwischen einem Chaos von Haupt- und Staatsaktionen und Hofintriguen, die den Leser abstupfen, mit einem Hofuspokus hindurch, der ihn

munter erhalten soll. Als Oberhaupt eines geheimen Bundes, macht Raphael Psau die Schurkereien schwarzer oder gemeiner Bösewichter aus allen Ständen, und die Ränke verworfener Weiber in allen ihren Haupt- und Nebenlinien zu Schanden, ist allwissend und allgegenwärtig, und thut noch viel größere Dinge, als man deutlich in Erfahrung bringt. Denn die Angel des Geheimnißvollen wird bis zu Ende nicht ganz eingezogen, und es bleibt uns noch Vieles eben so unbegreiflich als unwahrscheinlich. Wir sehen ihn nur einen vertriebnen Minister wieder einsetzen, und einige gedrückte Unschuldige im Triumph aufführen; aber die Beförderung eines seiner Beschützten, der zuletzt ganz wie ein asiatischer Wunderprinz auftritt, zeigt, daß er seine Hand in mehreren Regierungen des Erdbodens hatte, und, nach dem vorherverkündigten Tode des Fürsten zu schließen, sitzt er auch im Rathe der Götter. Daß er Geister und Gesichte erscheinen läßt, ist nur ein Geringes, und die Kunst, womit er sich Kreaturen schafft, und sie als Maschinen braucht, bloß ein Beweis der natürlichen Ueberlegenheit dieses unter Zigeunern gebildeten Rechtschaffnen. Eine beträchtliche Anzahl von Liebesgeschichten nebst verliebten, freundschaftlichen und räsonnierenden Dialogen durchkreuzen und dehnen dieses seltsame Gemisch. Das Gedächtniß weiß die Paare kaum mehr zusammen zu finden, die sich lieben, und verfolgt, getrennt, zuletzt auf einen Haufen gesammelt werden. Auch die schmutzige Geschichte eines magnetisierten Mädchens nimmt hier eine Stelle ein, und unter den Episoden kommt die Lebensgeschichte der Madame Hastings mit verstellten Namen vor. Ein Beispiel, wie geschickt fremde Züge benutzt werden, kann die Stelle B. II. S. 259. abgeben. Eine Opersängerin, die jetzt eine ehrwürdige Marchesa ist, erzählt von ihrem ersten Geliebten: 'Rubinello brachte auch zuweilen Bücher mit sich, die ihre Verfasser nicht dazu bestimmt hatten, zu unterrichten, sondern die bloß unterhielten, und diese las er mir zuweilen vor. Einst brachte er mir Petrarcas Gedichte mit. Er las mir eins der feurigsten Gedichte an Laura daraus vor. Wir glühten von innen vor Liebe, und diese Blut von außen — an diesem Tage fiel meine Jugend.' So weiß der Verf. in wenigen Zeilen eine Erinnerung aus Dante (Francesca da Polenta erzählt nämlich in jener berühmten Stelle des Inferno, daß ihr der Roman von Lancelot auf ähnliche Weise verderblich geworden)

zu entweichen, und den Sänger der geistigen Liebe, Petrarca, zum Kuppler zu machen. In keinen höheren Sinne ist er das, wofür er sich doch geben zu wollen scheint, Beobachter des Ganges menschlicher Schicksale, Thorheiten und Laster. Was er uns auf seinem Schauplatze zeigt, ist der abgenutzte, grobe Umriß, worin niemand Belehrung finden kann. Das einzige Gute, die wiederholte Anmahnung zu männlicher Thätigkeit, hat er wieder dadurch verdorben und ins Abenteuerliche verzerrt, daß er damit beständig vom geheimen Wunde ausgeht und auf ihn hinweist, und durch die Mitglieder desselben unglaubliche Thaten und Taschenspielerknfte verrichten läßt. Das ganze Buch erhebt sich daher nirgends über den Rang eines gemeinen Zeitverderbes. Der freiwillige Leser ist fast zu bedauern, aber der unermüdete Schreiber stößt noch mehr als Mit leiden ein. Sprachfehler, wie B. I. S. 27. 'ohne der Hülfe eines Officiers', und S. 297. 'die nichts in Sie liebte, als die Wlle ihrer Gesundheit' u. s. w. sind hoffentlich unter die zuletzt erwähnten Druckfehler zu rechnen.

---

Das Schloß des Grafen Roderich. Eine Geschichte aus den gothischen Zeiten. Nach dem Englischen. Lpz. 1796.

Diese Geschichte aus gothischen Zeiten ist, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, auch in einem recht gothischen Geschmack geschrieben. Sie hat in England eine zweite Auflage erlebt, ungeachtet man glauben sollte, der Effect müßte bei einer zweiten Lesung verloren gehen. Sie könnte eine unterirdische Erzählung genannt werden, denn man kommt darin fast nicht ans Tageslicht, und treibt sich in wstern Schlßern, Gefängnissen und allerlei düstern Gängen und Winkeln herum. Diese Dekorationen sind die Hauptsache und die handelnden Personen nur das Nebenwerk. Es wäre daher nicht bel gewesen, einige Riße zu einer deutlicheren Vorstellung von den Lokalen beizulegen. Trepp auf, Trepp ab verfolgt uns der Schall von Menschentritten und die Erscheinung bestrebender Gestalten; der Verf. ist unermüdlich in dem Vergnügen, dem Leser die Haare zu Berge stehen zu machen. Wenn man indessen über

den ersten Schrecken hinweg ist, so hat es mit dem Buche auch weiter keine Gefahr. Wir haben so wenig, wie der Uebers., irgend eine 'Verletzung der Zucht' wahrgenommen; nur was die 'Kunstlosigkeit des Ausdrucks' betrifft, können wir nicht seiner Meinung sein. Seine Feder hat vielmehr das Kostbare des Originals nicht weggenommen. Dahin gehört S. 5. 'Ihre schwarzen Augen verriethen Lebhaftigkeit des Geistes mit dem Schmelzenden der Empfindsamkeit im schönsten Verbande'. S. 11. 'Unten aus dem Thal hatte der Gipfel ein so malerisches Ansehn, daß die Seele des Zuschauers feurige Wünsche ihn zu erreichen erfüllten' u. dgl. m.

---

Lottens Tagebuch. Aus dem Französischen. Epz. 1796.

Eine leichte fließende Uebersetzung des schon bekannten kleinen Romans *Journal de Lolotte*, par Me. la Baronne de W., gegen die nichts zu erinnern ist, als daß Hr. C. G. Lenz, der sich unter dem Vorberichte als Uebersetzer unterzeichnet, einen gar zu hohen Begriff von dem Werthe des Werksens giebt. Es ist allerdings unschädlich, gefällig geschrieben, und eben dadurch anziehend, daß es keine höheren Ansprüche zu machen scheint. Hier wird es aber beinahe als ein vollendetes Kunstwerk betrachtet, da es doch in der Zusammensetzung große Mängel hat. Die episodische Erzählung von der Frau, die ihren Mann durch eine zu weibische Liebe unglücklich machte, hätte nothwendig lebendiger in das Ganze verflochten werden müssen, um die gehörige Wirkung zu thun. Es ist eine andre Ungeschicklichkeit und in Charlottens Munde ein Uebelstand, sie alle die Schmeicheleien, die man ihr macht, wieder erzählen zu lassen. Der Uebersetzer muß es nicht übel nehmen, wenn er durch eine partielle Beurtheilung, die nur das Beste erwähnt und es in das vortheilhafteste Licht stellt, die Kritik reizt, da sie sonst das artige Original gern verschonen würde.

---



Der Substitut des Behemoth, oder Leben, Thaten und Meinungen des kleinen Ritters Tobias Rosemond. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. 2 Theile. Bagdad.

Unter dieser Verkappung finden wir eine Chronik, die der Schreiber unstreitig auf neue Zeiten gedeutet haben will. Ohne Beihülfe dieser Gemüthsergöpflichkeit würde sie wenigstens nicht viel Unterhaltung gewähren. Der kleine Ritter scheint nämlich die Person eines großen Königs, und Tobias Rosemond die seines Nachfolgers vorstellen zu sollen. Auf dem Titel sind zwar beide Namen in eins gezogen, allein in der Geschichte selbst gehören sie zwei verschiedenen Personen. Die Wahrheit pflegt bei solchen Gelegenheiten eben so zweideutig abgefunden zu werden, wie die Darstellung, weswegen auch weder der historische noch der ästhetische Beurtheiler viel darüber zu sagen haben kann. Der einmal darin angestimmte trockne und altväterische Ton ist ziemlich gut behauptet; nur schließt er bei weitem den gemeinen nicht aus, wovon wir diesmal lieber kein Beispiel geben wollen, um allerlei Aergerniß zu vermeiden.

Der Ton dieser uralten Chronik der neuesten Weltbegebenheiten verfällt in dem zweiten Theile so sehr in das Niedrige, daß nunmehr wirklich ein sehr populäres Buch daraus geworden ist, dessen leicht zu verstehende, übrigens ganz wohlgemeinte Travestierung in den Schenken an Sonn- und Fest-Tagen zur Ergöpflichkeit dienen mögen. Feine Leute werden schwerlich an Erzählungen wie folgende Vergnügen finden: 'Er (der Ritter Tobias) ließ Etwas darauf gehen, und gab unter andern einem dicken Weibe, welches hinkam und allerhand Künste und Geberden zu machen wußte, einen schweren Sessel voll Goldstücke, damit sie, so lange die Fastnachtslust dauerte, ihm und allen, die da waren, durch ihre künstlichen Sprünge und Geberden der Lust noch mehr machen möchte. Das Weib hatte ihren fetten Körper in eine dünne Haut eingenäht und schämte sich nicht, so vor allen Menschen aufzutreten' u. s. w. 'Es ist Schade, daß man dieses Buch nicht mit Holzschnitten verziert hat, um seinen ganzen Inhalt noch anschaulicher zu machen.

## Der Spion. Nach dem Französischen. 2 Thele. Lpz. 1796.

Nicht nach dem, was das Original. *La mouche ou les aventures de Mr. Bigand vom Chevalier de Mouhy*, zu seiner Zeit galt, sondern wie es jetzt in seiner neuesten Bearbeitung erscheint, haben wir diese zu beurtheilen. Sie dünkt uns allerdings eine ungleich unterhaltendere Lektüre, als ein großer Theil der neumodigsten Werke von verwandter Gattung, nach denen man freilich niemals ein Gemälde unfreier Sitten wird entwerfen können, als in sofern der buntschiedigste Geschmack einen Zug derselben ausmacht. Aber auch den Spion möchten wir nicht mit dem Uebersetzer für ein ächtes Sittengemälde ausgeben. Die Häufung der Abenteuer, bei welchen auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit beobachtet worden ist (wie denn der Held zuletzt durch einen Goldmacher, der das Gold ganz ernstlich im Schmelztiegel kocht, aus aller Noth gerissen und zu Ehren und Ehrgefühl gebracht wird), mußte dem Ganzen nothwendig einen Anstrich des Uebertriebnen mittheilen, der bessere Eigenschaften verdunkelte. Jenes sind doch 'äußere Dekorationen', welche die Wesen der Gestalten verändern, und woran man hier das Veraltete erkennt. Die Lebhaftigkeit der Darstellung ist es vorzüglich, wodurch man sich festgehalten fühlt, und dann einige allgemein wahre Züge und Schilderungen, die wir doch eher das kleine, als das 'große Spiel der Leidenschaften' nennen möchten. Zuweilen könnte der Spion wohl noch feiner und gelenkiger sein, um uns recht zu ergötzen, und den schwerfälligen Traum, den er im Kloster lügt, hätte der Uebersetzer besser weggestrichen.

---

 Ueber einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen. Von Johann Christoph Fröbing. Bremen 1796.

Eine Schrift, die nur für einen eingeschränkten Kreis bestimmt ist, aber in diesem recht nützlich wirken kann. Der schon durch viele gemeinnützige Schriften bekannte Verf. fängt mit einer Charakterschilderung der Niedersachsen an, worin er ihnen viel Gutes nachrühmt (eine billige *captatio benevolentiae*, da sie nachher so viel getadelt werden), geht dann die vornehmsten Sprachfehler nach einer

grammatischen Ordnung durch, und endigt mit einem erdichteten Gespräche, worin sie im Zusammenhange der Reden angebracht sind. Rec. muß bezeugen, daß ihm die Schilderung der Unvollkommenheit, womit man in Niedersachsen das Hochdeutsche spricht, gar nicht übertrieben vorkommt. Sie ist auch sehr natürlich, in einem Lande, wo es nicht nur eine erlernte, sondern eine erst vor so kurzer Zeit allgemeiner verbreitete Sprache ist, daß man noch Personen vom ersten Range dort zu nennen weiß, die aus ihrer Jugend die Sitte beibehalten hatten, sogar am Hofe plattdeutsch zu reden, daß in einigen Städten, z. B. in Hamburg, die Kinder der Vornehmen früher Plattdeutsch als Hochdeutsch lernen. Nun wird es dabei freilich sehr bedenklich, was einige Sprachlehrer vorschlagen, Beiträge aus dem niederdeutschen Dialekt in die hochdeutsche Büchersprache aufzunehmen. Ein sehr allgemeiner, und auch in diesem Buche begünstigter Irrthum ist es, wenn die Niedersachsen die beste Aussprache des Deutschen zu besitzen glauben. Es ist wahr, sie haben eine Biegsamkeit der Organe, die es ihnen leicht macht, fremde Sprachen richtig auszusprechen, und auch nach Ablegung der provinziellen Vorurtheile sich zu einer reinen Aussprache des Deutschen zu erheben. Sonst aber erhält unsre Sprache in ihrem Munde nicht einen sanften Wohlklang, sondern eine phlegmatische Weichlichkeit, die ihrem Charakter durchaus widerspricht. Sie sprechen beständig ein Jod statt G (jejangen, Jüte), D statt T (döll, guden Dag), F statt Pf (Ferd, welches Klopstock sogar durch seine Orthographie hat sanktionieren wollen), S statt Sch (slafen) u. s. w. Auch das ist fehlerhaft, daß sie das S in den Wörtern, die mit St, Str, Sp, Spr, anfangen, nicht mit einem Hauche begleiten: in allen Gegenden, wo das Hochdeutsche oder Oberdeutsche ursprünglich zu Hause ist, geschieht es; und diejenigen Provinzen, wo jenes erst spät erlernt worden, haben in einer ihnen fremden Sprache gar keine Auktorität. Der Einwurf einiger Sprachlehrer hiegegen aus der eingeführten Rechtschreibung beweist nichts, da es offenbar ist, daß die Deutschen von uralten Zeiten her häufig bloß S geschrieben haben, wo sie Sch aussprachen; z. B. die schwäbischen Minnesänger schreiben 'Swaben, sweben', da sie doch gerade in den Provinzen dichteten, wo noch jetzt das S fast überall mit dem stärksten zischenden Laute begleitet wird. Rec. vermißt daher in der vorliegenden Schrift Regeln der Aussprache

für die Niedersächsen, denen sie sonst, besonders in den Ständen, welche keine gelehrte Bildung genießen, sehr zu empfehlen ist. Nebenher werden die beigelegten alphabetischen Verzeichnisse von Zeitwörtern, Nennwörtern und Beiwörtern, die sich dort, größtentheils aus dem Plattdeutschen, in das Hochdeutsche eingeschlichen haben, dem Sprachforscher ein willkommener Beitrag zu einem niedersächsischen Idiotikon sein, obgleich der Verf. bei einem ganz andern Zwecke hiebei selbst nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht. Einige Wörter werden, so viel sich Rec. erinnert, nicht ganz so ausgesprochen, als sie hier gedruckt sind; z. B. 'Krausemierig' heißt vielleicht eher 'Krisemierig'; 'rebbeln, rinneweln' u. s. w. Doch ist die Aussprache eines Idioms, das nicht geschrieben wird, immer nicht ganz fixiert, und auch nach den Gegenden verschieden 'Rippen' sollte wohl nicht ganz verworfen werden: es ist ausdrucksvoll, ohne unedel zu sein, auch haben es gute Dichter schon gebraucht. Die S. 79. gegebene Regel: 'Endigt sich das Participium praeteriti in den Buchstaben t, so ist auch das Wort in jedem Falle regelmäßig', ist nicht ganz richtig ausgedrückt. 'Haben, Wissen, Wollen, Kennen,' sind nicht völlig regelmäßig, obgleich ihr Particip. praeter. auf t ausgeht; aber sie bilden ihr Imperfectum wie die regelmäßigen Zeitwörter mit te, und das wollte der Verfasser sagen.

### Der Rosenkranz. Ein tragikomisches Gedicht nach einer Legende von R. W. B. Berlin.

Ein Produkt, das von Seiten der poetischen Ausführung noch vieler Entschuldigung bedürfen würde, wenn es sich, von der sittlichen Seite betrachtet, irgend entschuldigen ließe. Eine Nonne, bei der sich der Naturtrieb lebhaft regt, überläßt sich auf einer Pilgerschaft allen Ausschweifungen, wird vor der Zurückkunft in ihr Kloster durch ein unzeitige Niederkunft von dem Beweiße ihrer Fehltritte befreit, bereut, büßt, bindet Rosen in ein Band von Grashalmen, um sich dabei ihrer Sünden zu erinnern, und wird endlich als eine Heilige verehrt. Es war beinahe unmöglich, diese magre Erfindung auf einen sittlichen Zweck zu richten: hätte der Verf. dieß gewollt, so würde er sich nicht auf die Schilderung solcher

Schändlichkeiten eingelassen haben, wie er S. 11—13 berührt. War aber seine Absicht, nur die Sinne zu reizen, so verstand er seinen Vortheil darin schlecht, daß er widrige und ekelhafte Vorstellungen einmischte. Die ganze Romanze, weitläufig gedruckt wie sie ist, und mit ihren kurzen Versen, kann in einer Viertelstunde gelesen werden; aber auch diese ist übel angewandt.

Aurore oder das Kind der Hölle. Schauspiel in fünf Akten, von Julius Eoden, Reichsgrafen. Chemnitz 1795.

Die reizende Erzählung von Cazotte, *Le diable amoureux*, hat zu diesem Schauspieler unstreitig den Anlaß gegeben; aber jener leichte phantastische Stoff ist durch die hinzugekommene anmaßliche Philosophie fast erdrückt worden. Ungeachtet hier Alles ohne Wunder zugeht, und der Satan sich als eine verliebte Sterbliche enthüllt, da dort Beelzebub wieder so räthselhaft davon fährt wie er gekommen: so scheint uns doch in der Erzählung alles natürlicher. Die 'Kaufstiftung' des Helden, wodurch nach der Absicht des Verf. das Ganze erhöht werden sollte, schwächt bloß das romantische Kolorit, und giebt uns Bombast statt haltbarer Begriffe, den sich der Zuschauer schwerlich auf der Stelle verständigen, dessen Leere dagegen der Leser bald einsehen wird. Antonio hält sich für Etwas, wozu ihn bloß seine hohlen Worte machen; er äußert sein Streben über die Endlichkeit hinaus, wie jemand, dem im Rausche die Welt zu enge wird, weil sein Kopf die aufsteigenden Dünste nicht mehr fassen kann. 'Es tobt ein Wesen in mir' sagt er S. 10., 'das hienieden sich daheim fühlt und doch keine Heimat findet. — Mit Ablereschwingen schwebt es über die engen Gränzen dieser eingeschrumpften Natur, und schwimmt mit geschlossnen Augen im Unermeßlichen.' S. 11. 'Für den Schrei meines Gefühls giebt es keinen Widerhall in der Schöpfung'. Man begreift nicht, welcher ein Recht er hat, die Natur für 'eingeschrumpft' zu erklären, wenn es nicht in seiner Aufgeblasenheit liegt, noch wie er seinem Freunde so erhaben zureden darf: 'Geh! ruhig! Du siehst, Satan zittert ohnmächtig vor der Allmacht der Tugend'. Mehr oder minder führen Alle eine so dämonische Sprache. Autoren kleidet es freilich, sich für eine

Geburt der Thränen auszugeben, die Antonio am Busen der Natur weinte; aber auch den sanftmüthigen Ludoviko, wenn er sich so gespannt ausdrückt? S. 9. 'Friert den Einen der Teufel wohl in der Hölle?' oder S. 64. 'Satan war Ihr Rechenmeister'. Man hat die Wahl, von welcher Seite man Verzerrungen wie folgende auszeichnen will: 'Ich fülle sorglos den Freudenbecher aus der nahen Quelle, der Strom der Zukunft rinnt am Ende der Pole'. — 'Die Gottheit schöpfte meine Seele aus der unermesslichen Feuerflut der Liebe, wo jeder Tropfen im Ganzen sich verliert, jeder das Ganze ist! Sie will zurück! Sie will sich verlieren im Ganzen, werden das Ganze! und der mütterliche Strom nähme sie nicht auf?' u. s. w. Fast das Einzige, was den Leser angenehm überrascht, ist Antonios Anrede an Auroren, da sie ihm ihren Namen sagt: 'Aurore? Aurore? O die Morgenröthe ist nicht anmuthiger wie du! Mit deinem Anblick bricht erst die Morgenröthe meines Lebens an! — Aurore! O es soll mir nie mehr Tag werden! wenn dein Purpur erblaßt, wenn deine Rosen welken, will ich mein Haupt neigen und schlafen, auf ewig!' Nur daß solche Anspielungen nachher zu oft wiederholt werden. Jene ausschweifenden Râsonnements sind dem Plane des Schauspiels um so weniger angemessen, da dieser so ganz auf Popularität berechnet ist, daß er nur das Interesse der Neugier in Anspruch nimmt. Wer mag an Julien theilnehmen? Sie ist nur ein Werkzeug in der Hand des Verf., um Gefahren zu schaffen. Wer an Ludovikos Liebe für sie, die nur das zerbrochene Werkzeug aufzunehmen bestimmt ist? Filippo scheint bloß deswegen da zu sein, um den Antonio zu verrathen; es fehlt ihm ebenfalls an durchgängiger Nothwendigkeit. Mit Auroren weiß man nichts anzufangen, so lange sie für den Satan gilt, als daß man zu errathen sucht, wer sie sein mag. Die magische Gewalt, die sie übt, wird sogar am Ende dadurch nicht befriedigend erklärt, daß sie eine Prinzessin ist: denn sie ist nicht etwa regierende Fürstin, sondern eine insgeheim auferzogene natürliche Tochter des Fürsten.

---

Der Richter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Breslau  
und Leipzig 1796.

Dies ist eins von den Schauspielen, welche aus den Brosamen,

die von der Herren Tische fallen, zusammengeknetet sind. Seit 'Rasbale und Liebe' werden die argen Bösewichter immer zu Präsidenten erhoben, und hier führt ebenfalls einer, nicht sowohl von der schwärzesten als vielmehr von der niederträchtigsten Klasse, das Präsidium. Er leiht auf Pfänder, sticht mit einer Puzmacherin durch, und sucht durch diese und den Kammerdiener des Fürsten dem letzten seine Tochter zur Mätresse aufzudringen. Er ist dumm genug, oder vielmehr der Verfasser konnte ihn nicht klüger gebrauchen, dem Kammerdiener eine schriftliche Versicherung des Lohnes seiner Dienste zuzuschicken, welche die Puzmacherin auf der Straße verliert. Ein ehrlicher Jude, eine so genaue Kopie von Ifflands Baruch in dem Schauspiel 'Dienstpflicht', daß er auch von 'himmlischen Interessen' spricht, findet den Zettel, befehrt die Puzmacherin stehenden Fußes, und nachdem nun Alles, theils durch ihn, theils durch ein paar Gerechte unter den Richtern, an den Tag kommt, macht er ferner den Apostel bei allen Christen im Stück. Es findet sich noch am Ende ganz unerwartet, daß der Präsident nicht der Vater des Mädchens ist, das er verkaufen wollte. 'Sie sollte mir helfen', sagt er, 'den einzigen Wunsch zu erreichen, den ich hatte, ganz hier zu regieren, und Andern nur den Namen zu lassen — es ist mißlungen — nun nehm' sie hin wer da will!' Die Rache, die er hier an ihr nehmen will, ist sehr übel erdacht, da er zugleich, ehe er abgeführt wird, ihren Lauffchein abliefert, der sie als ein vollbürtiges Fräulein angiebt. Er muß sich auch in der Wuth nicht recht auf seine Neigungen besinnen können, und vergessen, daß er neben dem Wunsche, ganz zu regieren, auf Pfänder lieh. Man kann ihm sogar zutraun, daß er das Erste nur zur Befriedigung seines Geizes betrieb. Möchten seines Gleichen auf immer vom Theater entfernt bleiben!

---

Obrist von Steinau. Ein häußl. Lustspiel. Basel 1795.

Das auf dem Titel gebrauchte Wort 'häußlich' ist ein bequemer Vorwand, um einen nachlässigen Aufzug zu entschuldigen. Von der Mühe, welche der Verf. bei seiner öffentlichen Erscheinung auf sich gewandt haben möchte, wird hier auch gar nichts sichtbar. Von

mehreren Handlungen, die er anlegt, bringt er nur Eine, und zwar auf eine etwas kindische Weise, zu Ende. Soll der Charakter des Obristen sein Hauptgegenstand sein, so muß man gestehen, daß er ihn so wenig angefangen als vollendet hat. Denn daß dieser ein Bärchen eine Stunde lang in der Hoffnung quält, ihm dadurch das Glück seines ganzen künftigen Lebens zu sichern; daß er seiner unerwachsenen Tochter Lehren wie folgende giebt: 'Die Jünglinge fallen euch um den Hals, zappeln wie auf den Sand geworfene Fische nach euren Küffen, und taumeln dann so betrunken auf euren Lippen herum, als wenn sie ein Gläschen über den Durst getrunken hätten'; oder 'Die Mädchen übergeben dem Herzinnigen alle Schlüsselgewalt über sie, schüren alle Lebensgeister des Jünglings an. Er steht in Flammen — das Mädchen haucht die Flammen mit ihrem Odem an, und nun laufen beide Brunn'; das deutet doch nicht einmal auf ein wenig Vernunft, viel weniger auf eine liebenswürdige Laune. Andere Lücken werden durch unschmackhafte Versen ausgefüllt, womit die Kinder den Geburtstag des Vaters feiern, und dieser durch sie den Liebenden ihr Heil verkündigen läßt. Tonchen ist, so wie der Schulmeister, eine völlig überflüssige Person; und die Frage des Vaters möchten wir wohl dem Verf. vorlegen: was er mit dem Narrenstreiche will, dieses Kind durch Karl entführen zu lassen, ja was wir überhaupt mit dem Karl sollen, mit dem er selbst nichts anders anzufangen weiß, als ihn auf drei Tage in Arrest zu schicken?

---

Der Universalfreund. Lustspiel nach dem Engl. des Goldsmith von G. F. Nebmann. Epz. u. Gera 1796.

Wir müssen der Meinung des Uebersetzers beipflichten, daß dieses 'Mittelgut', neben so manches Schlechte gestellt, den strengen Tadel zum Schweigen bringt. Die Personen kündigt sich ein wenig wie Masken an: ich bin der Gefällige, ich die Lustige, ich der Narrische, ich der Windbeutel, u. s. w.; aber es fehlt ihnen doch nicht an menschlicher und lebendiger Bewegung, da hingegen in dem Mittelgut unsrer Ritterschauspiele die Handelnden so oft nur wie



geharnischte Marionetten erscheinen. Einige Büge, z. B. wie der Alte das Gefügel des Kammermädchens für einen Brandbrief hält, sind wirklich schon im Lesen komisch, und eine gute Vorstellung wird deren gewiß noch mehrere haben.

Der Spiegel von Arkadien. Oper in 2 Aufz. Von Emanuel Schikaneder. 1796.

Eigentlich kann diese Oper eben so wenig darauf Anspruch machen, wie ein dichterisches Kunstwerk betrachtet zu werden, als man sich einfallen läßt, die kleinen Dramen, womit auf Jahrmärkten eine Stimme hinter dem Vorhange die hölzernen Geberden kleiner Polichinelle zu begleiten pflegt, vor einen ästhetischen Richterstuhl zu ziehen. Indessen hat der Verfasser desselben nicht etwa bloß eine vorübergehende Celebrität erlangt, sondern wahrscheinlich wird sein Name, zwar ganz von ungefähr, auf die Nachwelt kommen: denn da Mozart die Zauberflöte gut genug gefunden hat, um sie genialisch zu komponieren, so wird man sich wohl immerfort gefallen lassen müssen, sie zu sehen und auch den Text mitzuhören. So etwas konnte in Deutschland nicht ohne Nachahmungen bleiben; zum Glück haben sie nicht so große Komponisten gefunden, und können also ohne Umstände der Vergessenheit überantwortet werden. Man ist alle denkbaren Zauberinstrumente durchgegangen, ja man hat Himmel und Erde um Abenteuerlichkeiten in Kontribution gesetzt. In diesem Stücke, worin Hr. Schikaneder seine eigne in der Zauberflöte angenommene Manier nachgeahmt, oder, wofern so etwas noch eine Parodie zuläßt, parodiert hat, ist auch zur Veränderung ein kleines Probestück aus der Hölle mit eingeflochten. Denn der böse Genius, Tarfeleon, ist doch nichts anders, als der leidige Satan unter einem ehrbaren Namen und zur Erscheinung auf dem Theater ein wenig zugeflucht. Auf der andern Seite erscheint Jupiter ungefähr wie Gott der Vater in den alten geistlichen Fastnachtspielen, und läßt zum Ueberflusse auch noch die Juno vom Himmel herunter kommen. Es werden eine Menge Anspielungen auf die Schöpfung und erste Kultur der Menschen angebracht; die Idee aber, um welche sich das Ganze dreht, ist eigentlich der Sündenfall. Er wird hier auf alle möglichen Arten emblematisirt: dieser scheinbare

Reichthum ist aber wahre Armut, denn die Handlung rückt dabei nicht vorwärts, sondern kehrt immer auf denselben Punkt zurück. Wenn wir bescheiden zählen, werden wenigstens noch ein halb Duzend Sündenfälle herauskommen, die ihr etwaniges Interesse dadurch vollends verlieren, daß der gute Jupiter immer gleich bei der Hand ist, um allen Schaden zu verhüten, so daß am Ende doch Larkelion die Beche allein bezahlen muß. Die komische Person ist hier Metallio, eine Art von Papageno, nur freilich nicht besiedert und überhaupt plumper und fleischiger wie jener. Doch sagt er Dinge, die im Munde des Rasperl allerdings für artig gelten möchten. Uebrigens ist sehr dafür gesorgt, Augen und Phantasie der Zuschauer, wo nicht geschmackvoll, doch so bunt als möglich zu unterhalten. Der Dekorateur, der Theaterschneider, sogar der Tonkünstler, bekommt viel zu thun; nur der Verstand konnte bei Verfertigung dieser Oper und kann bei ihrem Genuße ganz müßig bleiben. Daß dem Komponisten ein solcher roher, aber üppiger Stoff immer noch willkommener ist, als magre Regelmäßigkeit, begreift sich leicht. Es käme nur darauf an, durch ein Beispiel zu zeigen, daß in der Oper das Wunderbare mit dem ächten Schönen vereinigt, und die Forderung der kindlichsten Phantasie und des gebildetsten Geistes zugleich befriedigt werden könnten. In Hrn. Götters Geisterinsel, einer Oper, deren Erscheinung die Freunde der Dichtkunst und der Bühne schon lange lange erwarten, ist dieß wirklich geleistet, und es ist nur zu beklagen, daß Mozart nicht länger gelebt hat, um endlich einen würdigen Gegenstand für seine Komposition zu finden.

---

Wielands Oberon in 5 Aufz. als Dekorations- und Maschinenstück bearbeitet von G. Busch von Buschen. Riga 1794.

Niemanden, der diese Arbeit geprüft hat, wird es noch 'wunderbar vorkommen' (wie es der Verf. vermuthet, ungeachtet er sich nicht das Mindeste daraus zu machen gedenkt), daß er es 'wagte, Wielands Oberon zu dramatisiren'. Das Wagestück ist aus der doppelten Ursache so groß nicht, weil der Schwierigkeiten in der That nicht gar viele sind, und man es sich hier sehr leicht gemacht hat, sie zu überwinden. Jenes Gedicht hat, in der Folge der Sce-

nen wenigstens, schon eine solche dramatische Anordnung, wie die Oper sie bedarf, und ist schon mehrmals auf diese Weise bearbeitet. Hier ist nun weiter nichts geschehen, als daß man ihr auf dem Fuß folgte, das Schönste im Gedicht, das Leben auf dem Schiffe und der Insel, wegließ, die Worte, wo es irgend thunlich war, beibehielt, die Stenzen in unregelmäßige Jamben, die ohne Absätze gedruckt sind, übertrug, und oft die Erzählung in Rede verwandelte. Allenfalls hätte der Oberon in einer Gesellschaft aus dem Stegreif so travestiert und aufgeführt werden können. Es ist hier doch nur eine stumme Oper daraus entstanden. Maschinerie ist in Menge da, und dem Dekorateur ist nichts erspart worden; im Gegentheil die Mühe, die er an die Episode von dem Riesen Angulasser zu wenden hat, scheint ziemlich überflüssig, so wie manche Veränderungen der Scene verschwendet zu sein. Allein der belebende Gesang fehlt, und ohne den jedesmal sich wieder erneuernden Genuß musikalischer Begleitung wird man es bald müde werden, sich an dem Schaugepränge zu ergötzen. Die Theilnahme an dem Schicksale der Liebenden ist zugleich mit dem Verdienste ihrer Treue durch die deutlichen Winke Oberons gegen Hüon und durch Titaniens unerwartete Erscheinung bei Rezia, um sie bei der bevorstehenden Prüfung zu stärken, beträchtlich geschwächt worden. Die Verirrung der Liebenden auf dem Schiffe weiß der Verf. nicht feiner anzudeuten, als daß er den Oberon auf einen Felsen am Meer stellt, um ihn von da aus die Gefahr immer näher rücken sehn zu lassen, bis er endlich in die Worte auszubrechen genöthigt ist: 'Da! jetzt ist es geschehn!' Wie im Gedichte selbst, wird uns Hüons Verzweiflung im Bilde gezeigt: er fährt in einer Wolke über die Bühne, und hält dabei einen ziemlich langen Monolog. So etwas kann billiger Weise den Theatermeister und die Schauspieler mit Hüon zur Verzweiflung bringen, trotz allen den Aufforderungen und Weisungen, die sie hier häufig erhalten; aber das Titellupfer, wo Scherastamin wie ein großer Drangutang und Oberon wie ein kleiner Affe aussieht, mag sie wieder trösten, wenn ihre Darstellungen nicht zum glänzendsten ausfallen.

Die Regata zu Venedig. Eine Oper in drei Aufzügen  
von C. G. Bürde. Königsb. 1795.

Der Stoff dieser Operette ist glücklich gewählt, und mit einer angenehmen Leichtigkeit behandelt. Besser wäre es vielleicht gewesen, ihn in einen einzigen Akt zusammenzudrängen, da der Ausgang gleich zu bestimmt vorhergesehen wird, um die Theilnahme eine so beträchtliche Länge hindurch zu unterhalten. Der Anfang und das Ende sind dagegen sehr gefällig für das Auge eingerichtet, daß sie den Zuschauer leicht in die Täuschung versetzen können, die ihn von unsern gewöhnlichen ländlichen Scenen weg in eine mehr poetische Welt entrückt. Uebrigens herrscht in dem Stücke ein ziemlich müßiger und an vielen Stellen empfindsamer Dialog. Ein alter Gondolier spricht von seinem 'erschlafften Herzen', das noch zu einer lebhaften Theilnehmung 'gespannt' wird, und auf eben der Seite nennt ein junger Mann desselben Standes seine Achtung für den Bruder und seine Liebe für die Schwester 'eine schöne Doppelflamme'. So sagt auch ein andrer 'Ihr gebt der Sache eine Wendung, die zu delikate ist.' Eine kühne, bilderreiche Phantasie läßt sich unter dem Völkchen annehmen, das wir hier vor uns haben, und die Sprache durfte deswegen einen edleren Stil haben; allein aus derselben Ursache hätte alles, was der räsionnierten Empfindung angehört, vermieden werden müssen. Für die erhöhte Bildung der Personen in einem Stande, der sie nicht zu versprechen, kaum sie zuzulassen scheint, welche bei der ganzen Darstellung vorausgesetzt wird, hätte es sich unstreitig besser gepaßt, das ganze Stück in Versen auszuführen. Zwar sind in dem poetischen Theil desselben auch nicht alle jene dramatischen Unwahrheiten, wovon Bettinens Arie einen auffallenden Beweis giebt, noch alle Härten und Mißlaute vermieden, aber er ist dem Verf. bei weitem am besten gelungen. Meistentheils kommt das erwählte Silbenmaß der Musik schon zu Hülfe: es sind gefällige Arien, rasche Duos, und die Romanze

Ueber'n Golfo von Urybos  
Schwimmt des Nachts Leander kühn,  
Freilich wird er süß belohnet,  
Denn sein Mädchen, Hero, wohnt  
Drüben und erwartet ihn.

kann für eine recht artige Barcarole gelten, wie sie unter den Gondolieren Venedigs zu Hause sind. Folgende hübsche Zeilen sind ebenfalls in diesem Charakter:

Sält es Bettinen, ich schiffe  
Mit meinem Gondelchen rings um die Welt.

Ein andrer reizender Zug ist die Rose in Bettinens Haar, wodurch sie dem Geliebten ihr Geheimniß geschickt zu verrathen weiß, er mag nun dem Verf. der Novelle oder der Oper gehören. Wir wünschen dem letzten die Belohnung, einen Komponisten zu finden, der seiner Dichtung Glanz verleihen könnte.

---

Ariston. Eine Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen.  
2 Theile. Epz. 1796. 1797.

An dieser Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen (eine Angabe, die nicht nur das Jahrhundert, in welches der Verf. seine Dichtung versetzt, sondern auch das Jahrtausend unbestimmt läßt) ist nichts griechisch als die Namen. Wir sehen hier zuerst einen Jüngling Periander, der mit einem Male auf eine sehr moderne Weise an Göttern und Menschen irre wird, und dem ein gewisser Theobul zu seiner Belehrung die Geschichte des Ariston erzählt, so wie dieser selbst sie ihm offenbart hatte. Man würde den Herrn Periander (der Verf. pflegt seine Griechen mit dem Titel 'Herr' zu beehren, so wie sie sich auch zum Theil untereinander 'Sie' nennen) ganz aus dem Gesichte verlieren, so glänzend er anfangs aufgetreten ist, wenn er nicht hie und da ein unvermuthetes Wort dazwischen schöbe, auf das ihm Theobul in seinem eignen Namen antwortet, und sogleich in der Person des Ariston weiter redet, welches dann eine sehr verwirrte Erzählung giebt. Ariston wird von Philidor, den man mit einigen rousseauschen Ideen ausgesteuert hat, bloß durch die Entwicklung der natürlichen Triebe gebildet, bis ihm Euphranor ein höheres Princip der Tugend beibringt, und ihn 'das Getriebe der Menschheit' kennen lehrt. Dieses höhere System besteht aus allerlei Begriffen, worunter die Lehren der praktischen Vernunft nach Kant, nebst dem auf sie gegründeten Glauben an Gott und an

Unsterblichkeit, den Vorrang behaupten, und dahin abzuweichen, nach dem edlen Ausdrucke des Verf.'s, 'die Sinnlichkeit unter den Pantoffel zu bringen.' Es wird dem Plato geliehet, der es, wenn nicht mit Beredsamkeit, doch mit einem unaufhaltsamen Flusse der Rede, und einem großen Reichthum von gleichgeltenden Ausdrücken von sich giebt. Der Stil des ganzen Werkes hat durchgehends diesen Charakter. Man sehe: 'Aber auch sie, deren Element Liebe und Friede, Vertrauen und Freundschaft, wie dem Fische das Wasser, wie dem Vogel die Luft ist, wird vom Vater gemißhandelt, ihr wird vom Vater gezürnt, sie wird der Liebe des Vaters und der gewohnten freundlichen Rede beraubt; auch ihr wird ihr Alles, ihr Ariston entzogen.' Nachdem Euphranors Lehren den Ariston zu einer gewissen Reife gebracht haben, hat dieser nichts Angelegentlicheres zu thun, als mit einem Muthwillen, der in der That mehr einem rohen Studenten anstände, als einem edlen gebildeten Griechen, wofür er doch ausgegeben wird, gegen Priester, Wunder und Opfer zu Felde zu ziehn. Der Eigensinn, womit er hiebei zu Werke geht, indem er die Göttin Diana um die Hälfte eines Opfers betrügt, kostet ihm fast das Leben. Unter dem schlecht beobachteten Kostum griechischer Priester verfolgen ihn gemeine katholische Pfaffen. Er entriinnt ihren Händen, um Veriander, man weiß nicht recht wie, zum Beispiele zu dienen. Der erste Theil endigt sich damit, daß sich Veriander in eine angehende Priesterin verliebt, die ihm auch zu Theil wird. Der zweite Band wird vermuthlich das Schicksal beider Jünglinge näher verknüpfen. Ariston liebt auch: dieser Liebe wird sogar sein höchstes Verdienst zugeschrieben. 'Seine Tugend ist Liebe, und seine Liebe ist Tugend, sprach Theobul; ich kann sie nicht trennen'. In der Darstellung derselben liegt das nicht. Einmal ist ihm die Geliebte nichts neben seiner Mutter; ein andres Mal vermißt er aufs schmerzlichste seinen Lehrer und Freund neben ihr: 'denn Charidion kann ihn zwar in glücklichen und unglücklichen Momenten befeligen, aber nicht seine ernstern männlichen Stunden ausfüllen'. Ueberhaupt hat der Charakter des Helden gerade den schlechtesten Zusammenhang und die wenigste Würde. Er stellt sich 'gleich einem unbändigen Thier' an, da die gewöhnlichste Medisance seine Charidion antastet. Ihr Schluchzen, das er 'wie gräßliche Töne der herausgepreßten Luft' beschreibt, träumt ihm

alle Lebensfäden zusammen'. Er rüßt sie von sich, weswegen sie ihm sanfte Vorwürfe macht, daß er mit ihr umgehe, 'wie man keinen Hund behandelt'. Doch das ist nicht zu verwundern, da er nach seiner eignen Erzählung 'wie Höllengötter Feuer und Flammen zu weien pflegt.' Solcher Fehler ungeachtet zweifeln wir nicht, daß sich das Buch nicht manchen Lesern von Seiten der untadelhaften und mit unerschöpflicher Fülle ergossenen Moral empfehlen werde. Bei der Menge von Ideen und Worten, die jetzt über diese Gegenstände im Umlaufe sind, ist es leichter, erträglich darüber zu schwärzen, als es dem Zuhörer wird, das Geschwätz genau zu würdigen. Das darin enthaltene Gute läßt den Leser das Entlehnte und Mitzelmäßige übersehen; und auch hier ist einiges Gute, wohin wir die Anekdote von dem Baphlagonier rechnen.

Der Verfasser ist sich im 2. Theile so gleich geblieben, daß alle Bemerkungen über den ersten Theil auch für den zweiten gelten können. Ariston, sammt allem was ihn umgiebt, entfernt sich nur, wo möglich, noch mehr von jedem Begriff, der mit dem Worte Griechisch verbunden werden kann, und sein Charakter verfällt überhaupt in die völlige Unbestimmtheit. Er irrt Jahre lang in seiner Verbannung umher, ohne irgend etwas Entschlossenes zu unternehmen, das seine Lage entschiede. Man weiß nicht, warum er kommt und geht. Seine Liebe zu Charidion, die er nur so gelegentlich und aus trüber Ferne betreibt, macht ihn nicht interessanter. Der Verf. bringt auf Thätigkeit und Würde des Mannes, ohne uns das Mindeste davon zu zeigen. Manches scheint vorbereitet zu werden, das nachher nicht zum Vorschein kommt; es ist häufig von Krisen in der Bildung Aristons die Rede, von denen man keine Wirkung sieht. So wird, da er auf seinen Wanderungen in eine Unschuldswelt gerathen ist, und bunte Körbchen für eine Hirtin sieht, über ihn räsionniert, wie er nicht sein 'Sinken', sondern nur endlich seinen 'Fall' bemerkt habe. 'Und die Ursache, warum Ariston sank, ist keine andre, als der geschäftige Müßiggang, in welchem er lebte, sind die tändelnden Arbeiten, die er nach Belieben verrichtete oder nicht verrichtete, ist das Leben ohne bestimmten Zweck zu leben.' Allein was thut Ariston, da er sich aus der Versunkenheit aufrafft? Er baut sich eine Hütte und kauft sich eine Herde. 'Und wie Ariston hinter seinen Schafen herging, wahr-

haftig! auf der Rednerbühne zu Delos, als das Volk ihm Beifall zujauchzte, fühlte er nicht das Glück, das sich jetzt um sein Herz gelagert hatte.' Darauf folgt ein dreimaliger Ausruf über 'Ariston den Schäfer', und ein Streit entsteht zwischen ihm und seinen Gefährten. 'Jeder wollte die Schafe weiden, keiner in der Hütte zurückbleiben. — So weiden wir beide, war endlich die Lösung des Friedens. — Wer wagt es das Gefühl des Glückes zu beschreiben, dessen diese beiden Männer genossen!' u. s. w. 'Aus solchen harmlosen Freuden bestand das Glück dieser Männer;' einen Absatz weiter: 'ein solches glückseliges Leben, wie es diese beiden Männer genossen.'

Um indessen nicht bloß vom Morgen bis Abend die Schafe zu hüten, sucht er die Jugend des seligen Thals zu bilden, und thut damit etwas sehr Unnöthiges, und, wie es sich nachher zeigt, sogar Schädliches. Nach einigen Jahren zieht er auch hier wieder von dannen, und der Zufall, der ihm in der Zwischenzeit schon einmal seine Charidion zugeführt hatte, endigt zuletzt auch seine Verbannung und die Trennung von der oft erwähnten und oft vergessnen Geliebten.

Der Jüngling Periander erscheint nur um uns zu sagen, daß er ein artiges Landgut bei Delphi gekauft hat. Die ganze Behandlung und der philosophische Theil sind so schwach und unzusammenhängend wie die Nutzenanwendung: 'Darum liebet von Herzen und bewahrt Unschuld und Treue' u. s. w. 'Durch diese gieng Ariston in den Tempel des Höchsten irdischen Glücks' u. s. w. Und doch hat er überall seine Lauigkeit in der Liebe verrathen, und die Treue keineswegs bewahrt.

Julius von Sassen, ein Trauerspiel vom Verf. des Abällino.  
Zürich 1796.

Abällino der große Bandit hat seinem ungenannten Verf. bei der Menge, die der Nummerei darin nicht widerstehen konnte, eine Art von Ruf verschafft; dieß zweite Schauspiel soll denselben vermuthlich bei dem auserlesenen Publikum, das Charaktere und Moral verlangt, befestigen. Daß Charaktere darin vorhanden sind, sehen wir aus der vorangeschickten Weisung für Schauspieler, und von der guten Absicht des Verfs. belehrt uns der Vor-



bericht. Im Stücke selbst ist gar wenig zu unterscheiden, selbst nicht für die gewöhnliche Theilnehmung. Gegen ein Individuum läßt sich allenfalls weniger Abscheu und Geringschätzung als gegen das andre hegen, aber Zuneigung für keines. Der vorgeblich edle Julius vermag kaum eine gemeine Leidenschaft für ein gemeines Mädchen zum Opfer zu bringen. Der Herzog ist sogar für einen erbärmlichen Fürsten allzu erbärmlich. Sennet schwankt zwischen Ehrgeiz und Liebe, weil er weder recht liebt, noch recht ehrgeizig ist. Der Zimmermeister ist ein Ungeheuer wie ein ehrlicher Handwerker niemals werden kann. Man sollte indessen auch nach seiner Sprache auf eine geheime Bewandniß mit ihm schließen, da er vom Siroffo spricht. Allein wer mag errathen, wo er so fluchen gelernt hat? Freilich mußte er völlig so unnatürlich sein, um die unnatürliche That seiner Tochter, die sich neben der Wiege ihres Kindes eine Pistole durch den Kopf schießt, zu motivieren. Wer kann nach allem diesem, und nachdem ein Verrückter uns Seiten lang gequält, sich noch des halben Lebens freun, das Julius aus der einzigen Scene davon bringt, die neben ihrer Gräßlichkeit einige Wahrscheinlichkeit hat? Denn außerdem ist Alles über das Wahrscheinliche erhalten, und bis zu den häufigen nachhelfenden Anordnungen für den Schauspieler verkehrt ausgedacht. In einem herzoglichen Vorzimmer schmiedet der Hofmarschall mit seinem Sohne niederträchtige geheime Anschläge. Der Herzog muß den Julius einmal 'mit den Augen anblitzen'. Wie soll er das ohne lächerliche Karikatur dem Zuschauer sichtbar machen? u. dgl. In der Sprache herrscht ein ähnlicher Geist; wir hören von 'gespenstischen Schatten' und von 'Lieblingslaunen, die ohne Futter bleiben'. Wie ungeschicklich sagt Julius dem Fürsten: 'Meine Hand soll nicht das Werk zerstören, wofür sie mich mit einem Kusse belohnten'. Am Ende dieses Auftritts ruft er aus: 'O Menschheit! Menschheit! ich bedaure dich'. Rec. kann sich nicht enthalten ihm nachzurufen: 'o Publikum! ich bedaure dich, wenn die Erinnerungen, die sich von einigen schillerischen und andern Schauspielen in den Julius von Sassen eingeschlichen haben, dich für ihn gewinnen können'. Es läßt sich aber hoffen, daß die Gedehntheit mancher Auftritte durch die Langeweile, die sie bei der Vorstellung erzeugen muß, dem unmündigen Geschmack zu Hülfe kommen wird.

**Salomon Gessner. Von Johann Jakob Gottinger.**  
 Zürich 1796.

Durch diese zugleich unterhaltende und lehrreiche Schrift hat Herr G. nicht nur seinem unsterblichen Grunde ein würdiges Denkmal gesetzt, sondern auch Allen, die diesen, ohne ihn persönlich gekannt zu haben, als Dichter oder Maler lieben und bewundern, ein sehr werthes Geschenk gemacht, und indem er die Zeitumstände entwickelt, welche auf die Ausbildung der dichterischen Anlagen Gessners einwirkten, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unsrer schönen Literatur geliefert. Das Verlangen, einen merkwürdigen Schriftsteller oder Künstler auch als Menschen, und neben seinen Werken die Gewohnheiten und Schicksale seines Lebens zu kennen, ist nicht bloß eine natürliche Neugierde: diese Zusammenstellung kann sehr oft die Gesichtspunkte der Beurtheilung berichtigen, es können reichhaltige Aufschlüsse aus ihr hervorgehn. Der dadurch geleistete Dienst wird um so wesentlicher, weil auch der größte Fleiß und Eifer den Verlust nicht mehr ersetzen kann, wenn einmal der Zeitpunkt vorüber ist, wo Umstände, von denen meistens keine schriftliche Spur übrig bleibt, noch aus authentischen mündlichen Nachrichten aufgesammelt werden können. Erschienen über alle unsre geschätzten Dichter bald nach ihrem Tode solche Arbeiten, wie die vorliegende, so würde ein künftiger deutscher Johnson nicht so oft über Mangel an Materialien klagen müssen, als der englische. Ungeachtet der bescheidenen Aeußerungen des Vf., der alles historische Verdienst seines Buches den willigen Mittheilungen zuschreibt, womit Gessners Familie und seine älteren Freunde (die Hrn. Hirzel, Steinbrüchel, Schultheß und Heidegger) ihn dabei unterstützt, steht man doch leicht, daß schwerlich jemand, als Mitbürger, als

vertrauter Freund des Dichters und als Kenner seiner Muse, mehr Beruf haben konnte, sein Biograph zu werden, als er. Eine Preisaufgabe, der mannheimer Gesellschaft veranlaßte ihn zuerst zu dem Unternehmen; aber ihre verspätete Vollendung und andre Gründe bewogen ihn nachher, nicht um den Preis zu werben.

Sehr treffend bestimmt Hr. S. gleich am Eingange, was für Erwartungen man zur Lebensgeschichte eines bloß durch Geisteswerke denkwürdigen Mannes nicht mitbringen sollte, ob es gleich häufig geschieht. Auch Gessners Leben ist nicht reich an auffallenden äußern Begebenheiten, aber durch die Einsicht, womit bei kleineren Vorfällen immer das Charakteristische hervorgehoben wird, ist es hier ein sehr anziehendes Ganzes geworden. Wir heben nur einige der bedeutendsten Züge aus. Gessners vorzügliche Anlagen wurden in seinen Knabenjahren, hauptsächlich durch Schuld der verkehrten Methode des Unterrichts, verkannt. Er machte in den alten Sprachen keine Fortschritte, weil sie ihm auf alle Art verleidet wurden. Doch fehlte es nicht an Anzeichen, die schon damals einem aufmerksamen Beobachter hätten verrathen können, daß etwas Außerordentliches in ihm liege. Sein muntreer Witz, seine muthwillige Lebhaftigkeit machte ihn zur Freude und meistens auch zum Anführer seiner Spielgenossen. In der Schule beschäftigte er sich damit, Figuren aus Wachs zu bilden, und weder Verbote noch Züchtigungen konnten die Leidenschaft des künftigen Künstlers für diese plastische Uebung schwächen. Ein Robinson Crusoe, der ihm in die Hände fiel, weckte früh seinen freilich noch unmündigen Trieb zu schaffen und zu dichten, und erzeugte eine Menge Robinsonaden. Nachher wurde Brocks, dieser nun vergessene, unermülich andächtige und unermülich malende, Dichter sein

Liebling, Lehrer und Muster. Seine frühesten poetischen Versuche trugen das Gepräge dieser Manier; aber auch in spätern Jahren sprach Gessner immer noch, mit großer Wärme von Brodtes und dem, was er ihm verdankte. Ein zweijähriger Aufenthalt zu Berg, wo er unter besserer Leitung in ländlicher Einsamkeit und in einer anmuthigen Gegend wohnte, war der Entwicklung seiner Dichtertalente vorzüglich günstig. Bei seiner Rückkehr nach Zürich gewann er durch häufigen Umgang mit den besten Köpfen, die es damals dort gab, beträchtlich an Bildung und Kenntnissen. Er dichtete immer fort, meistens anacreontische Lieder, und trieb auch die Zeichnkunst, doch ganz ohne Unterricht und auch ohne weitere Absicht. Seine Aeltern schickten ihn nach Berlin in eine Buchhandlung, um ihn auf seine künftige Bestimmung vorzubereiten. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, die kleinlichen Geschäfte, womit man ihn plagte, mißfielen ihm; er faßte den kühnen Entschluß, das Haus, unter dessen Aufsicht er stand, ohne Umstände zu verlassen. Unzufrieden darüber ließen ihn seine Aeltern die Abhängigkeit von ihnen durch Zurückbehaltung der ihm bestimmten Gelder empfinden. Jetzt ergriff er die Malerei, als ein Mittel, sich selbst seinen Unterhalt zu verschaffen. Er schloß sich verschiedne Wochen in seine Wohnung ein, und arbeitete unaufhörlich. Hierauf ging er zum damaligen Hofmaler Hempel, bat ihn mit auf sein Zimmer zu kommen, wo alle Wände voll frisch gemalter Landschaften hiengen, und ihm offenherzig zu sagen, was er als Künstler würde leisten können. Zu Hempels Erstaunen versicherte Gessner, als jener nach den Originalen seiner Gemälde fragte, alle seien von seiner eignen Erfindung, und klagte nur, daß sie durchaus nicht trocknen wollten. Er hatte nämlich die Farben

nicht mit Leinöl, sondern mit Baumöl gerieben. 'Nun gut,' erwiderte Hempel mit Lachen, 'ich sehe, daß sie noch nicht lange bei der Kunst sind. Aber ein Anfänger, der solche Sachen nicht weiß, und solche Stücke erfindet, was für Stücke wird uns der nach zehn Jahren aufstellen!' Bei diesem ganzen Vorgange offenbart sich eine Energie und Elasticität des Gemüths, die man gar nicht veranlaßt wird in dem sanften Idyllendichter zu vermuthen.

Seine Aeltern söhnten sich bald mit ihm aus, und erlaubten ihm nun, den Aufenthalt in Berlin zu seiner weitem Ausbildung zu benutzen. Er hatte dort viel Umgang mit Sulzer und Ramler. Jenem konnte sich Gefner nie über einen gewissen Punkt nähern: ohne wahre Ueberlegenheit imponierte sein Ton, sein Aeußeres dem bescheidenen Jünglinge. Ramler leistete ihm als kritischer Freund große Dienste, beurtheilte seine dichterischen Versuche, besonders in Ansehung des Versbaues, mit heilsamer Strenge, und rieth ihm, weil er bei seinem schweizerischen Dialekt sich schwerlich ein sichres Ohr für metrische Richtigkeit und Schönheit erwerben würde, seine Verse in eine wohlgefügte, harmonische Prose umzugießen. 'Nachher hat Hr. Ramler', setzt der Vf. S. 61. hinzu, 'mehrere seiner Gedichte versificiert in zwei Bändchen herausgegeben. Es sei mir erlaubt, ein wenig zu zweifeln, ob er ihm durch diesen Dienst, oder durch jenen Rath mehr genügt habe.' Unstreitig hat Gefner in Rücksicht auf seine eignen Anlagen Recht gehabt, diesen zu befolgen: die wenigen versificierten Stücke unter seinen Gedichten, wo er zum Theil bei Versarten, welche den Reim gar nicht entbehren können, diese Fessel abgeworfen, und doch noch zu Härten und unerlaubten Freiheiten seine Zuflucht genommen hat, beweisen sein gänzlichcs Un-

vermögen von dieser Seite. Indessen mangelt doch der Poesie Gessners mit dem Silbenmaße etwas Wesentliches. Vorzüglich hebt es alle Täuschung auf, daß sogar die häufig eingeführten Lieder der Hirten meistens prosaisch abgefaßt sind. Die Nothwendigkeit des Silbenmaßes für alle Dichtungen, wo die Darstellung der Sprache ein erhöhtes Kolorit giebt, ist bisher in der Theorie noch lange nicht so streng dargethan worden, als es geschehen kann: aber von jeher haben alle Völker, die ein Ohr für die poetische Muße abgemessener Rhythmen und eine dafür empfängliche Sprache besitzen, sie anerkannt.

Wir enthalten uns ungern, von Gessners Bekanntschaft mit Hagedorn, von seinem lustigen Zusammentreffen mit dem französischen Harlekin Dancourt auf dem Strassburger Theater, und von der gründlichen Entwicklung der damaligen Lage unserer Litteratur, besonders der herrschenden Stimmung in Zürich, als Gessner dahin zurückkehrte, hier etwas mitzutheilen. Die darauf folgenden Jahre waren eigentlich die dichterische Periode in seinem Leben. Nach einigen kleinern Proben erschien zuerst 'Daphnis' im J. 1754. (ein Beweis, wie gothisch man damals noch dachte, ist es, daß die Censur in Zürich an diesem unschuldigen, harmlosen Produkte Anstoß nahm); zwei Jahre darauf 'Intel und Variko' und die Idyllen, dann 'der Tod Abels', und endlich in einer vollständigen Sammlung im Jahr 1762. zum erstenmale 'der erste Schiffer' und die beiden Schauspiele 'Evanter' und 'Graß'.

Gessner hatte schon das dreißigste Jahr erreicht, als er den Gedanken faßte, die Malerei zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen, wozu seine Verheirathung den nächsten Anlaß gab. Er studierte von der Zeit an die Kunst sehr angestrengt,

bedurfte aber doch fremder Aufmunterungen; ja er konnte zuweilen, wenn er das ihm vorschwebende Bild von Vollkommenheit nicht erreichte, in eine gänzliche Muthlosigkeit verfallen. Hr. G. verweist über diesen Theil der Ausbildung seines Freundes auf den bekannten Brief desselben 'über die Landschaftsmalerei', führt aber doch einige merkwürdige, dort nicht erwähnte, Umstände an. Er unternimmt nicht, über Gessner, den Maler, ein Kennerurtheil zu fällen, redet aber von seinen Werken mit warmem Schönheitsgefühl, und erwähnt auch offenherzig was Andre daran getadelt haben. Gessners Familie besitzt eine Sammlung seiner Studien in zwei Folioebänden, und es wird hier dem Publikum zu einer Auswahl daraus in Kupferstichen Hoffnung gemacht.

Den Beschluß dieser Biographie macht eine Charakteristik Gessners nach seinem Geist und Herzen, nach allen häuslichen und geselligen Verhältnissen, worin er durchaus einfach, edel und liebenswürdig erscheint. Außerst merkwürdig ist das, was von seiner jovialischen Laune, seinem Witz und seinem außerordentlichen Talent zur burlesk-komischen Mimik erzählt wird, wodurch er in frühern Zeiten die Seele der Gesellschaften gewesen war, die er aber späterhin nur bei ungewöhnlichen Aufforderungen fand gab. Daß diese Anlagen gar keinen Uebergang zu seinen beiden Lieblingskünsten gefunden, ist ein sonderbares Beispiel, wie ganz isoliert ungleichartige Eigenschaften in demselben Menschen neben einander bestehen können. Man möchte wenigstens vermuthen, Gessner habe zuweilen zur Unterhaltung Karikaturen gezeichnet; doch Hr. G. hätte dieß gewiß nicht übergangen, wenn es wirklich der Fall gewesen wäre.

Was seine Kenntnisse betrifft, so konnte er die Ver-

säumniß der alten Sprachen nie ganz nachholen. Doch las er einige lateinische Dichter in der Ursprache, andre in Uebersetzungen, die griechischen am liebsten in den lateinischen Versionen. Daß ihm hiebei ein feiner Tact tiefere Sprachkunde entbehrlich gemacht, daß er ihre Schönheiten errathen, wie sein Biograph sagt, könnte man bezweifeln, wenn man sieht, daß er in der Vorrede zu seinen Idyllen den Theokrit für sein großes Vorbild erklärt. Wie konnte ihm, wenn er den Griechen in einem richtigen Sinne las, eine so entschiedene Heterogenität, wie konnte ihm der unendliche Abstand zwischen schöner Darstellung individueller Natur und einer ganz selbstgeschaffnen Idyllenwelt, zwischen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbniß gesichert ist, und dadurch desto pikanter wird, und sentimentaler und stiltlicher Idealität, wovon dort keine Spur ist, entgehen? Ausdrücklich wird es hier nicht verneint, daß Gessner auch italiänische Dichter gelesen: doch zeigen seine Werke keine Spur von Bekanntschaft mit den beiden Meisterstücken der italiänischen Schäferpoesie, dem *Aminta* und dem *Pastor fido*, aus denen er so viel hätte lernen können.

Ein beträchtlicher Theil des Buches beschäftigt sich mit der Beurtheilung der Werke Gessners und der Geschichte seines litterarischen Ruhmes. Eine Biographie verliert nicht an Interesse dabei, wenn der freundschaftliche Enthusiasmus ihres Vf. seinen Helden in ein erhöhtes Licht stellt: nur muß durch das allzu freigiebig erteilte Lob den Verdiensten Andreer nicht zu nahe getreten werden. Wenn Hr. G. sagt: Wenige Altersgenossen Gessners haben sich an ihrer Stelle behauptet. Sie tragen meist alle den Stempel der Zeit. Wer damals für klassisch galt, ist oft kaum mehr lesbar. Der Ausdruck ist veraltet, Bilder und Wendungen abgenutzt, und



das ganze Kolorit verblühen', so vergift er vermuthlich, daß U, Gleim, Klopstock, Kleist, Ramler zum Theil weit früher, zum Theil eben so früh geblüht haben, als jener. Auch sind Gessners Gedichte, besonders 'Daphnis' und 'Insel und Variko', gar nicht frei von Spuren, daß auch seine Jugend nicht so ganz unverwundlich sein möchte, wie Hr. G. meint. An einer andern Stelle findet er, seine Jünglingsjahre hätten unmöglich in einen für ihn glücklicheren Zeitpunkt fallen können. Zwanzig Jahre früher hätte sein Talent unter der herrschenden Geschmacklosigkeit und mancherlei Vorurtheilen erstickt werden können. Dieß wird niemand leugnen. 'Zwanzig Jahre später hätte er auf den Beifall seiner Nation Verzicht thun oder dem schon verwöhnten Geschmacke fröhnen müssen.' Hiemit sagt Hr. G. nichts Geringeres, als: alle Dichter, welche so viel später als Gessner aufgetreten sind, und die öffentliche Bewunderung erlangt haben, also die meisten jetztlebenden, seien dem ächten Schönen abtrünnig geworden. Es liegt dabei die traurige und leider so gemeine Vorstellung zum Grunde, als sei das goldne Zeitalter der deutschen Poesie unwiederbringlich vorüber, da doch der in jener Periode gemachte Anfang theils schon weit übertroffen ist, theils noch übertroffen werden kann und wird. Daß diese Behauptung Hrn. G's mit der vorher angeführten im Widerspruche stehe, ist kaum nöthig zu bemerken. Er ist mit der Aufnahme, die Gessner von jeher in Deutschland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine stiegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich ist Hrn. G's Vermuthung, \*) wodurch er diese Ver-

---

[\*) Von hier an stimmen im Wesentlichen die Charakt. und

schiedenheit, besonders in Hinsicht auf 'den Tod Abels', erklären will. Das französische Publikum wartet nicht zu, bis seine Journalisten den Ton angeben. Es urtheilt selber, und urtheilt, wofern nicht Leidenschaft und Kabale es misleiten, richtig und fein. Aber bei einem Publikum von ungebildetem Geschmacke, und ein solches ist das deutsche noch immer, wird ein mittelmäßiges Werk so schnell geho-

Krit. II. S. 334...41. und der Krit. Schr. I. S. 331...37. mit der im Text mitgetheilten Rec. aus der A. L. Z. 1796. In jenen neueren Ausgaben dieser Recension findet sich statt des von uns aus der A. L. Z. mitgetheilten Anfanges folgender: 'Wenn man Geßners Ithyllen gelesen hat, und nun sieht, wie er in der Vorrede dazu den Theokrit für sein großes Vorbild erklärt, so fällt man wie aus den Wolken. Es ist zwar bekannt, daß es ihm an hinlänglicher Sprachkenntniß fehlte, um den griechischen Dichter gründlich zu studieren: aber auch so, wenn er ihn nur mit einigem Sinne las, wie konnte ihm eine so gänzliche Verschiedenartigkeit entgehen? Fühlte er nicht den unendlichen Abstand zwischen schöner Darstellung individueller Natur mit den lokalsten Farben und einer ganz selbstgeschaffenen Ithyllenwelt; zwischen naiver Einfalt, die aber weder vor Rohheit noch vor Verderbtheit gesichert ist, und dadurch desto [pikanter 1801] reizender wird, und empfindsamer und sittlicher Idealität, wovon dort keine Spur erscheint? Er kannte also den Theokrit so gut wie gar nicht, und leider zeigen seine Werke auch keine Spur von Bekanntschaft mit den Meisterstücken der romantischen Schäferpoesie, bei den Italiänern dem 'Aminta' und 'Pastor fido' [\* und bei den Spaniern vorzüglich der 'Galatea' \*], aus denen er so viel hätte lernen können.'

Sein Biograph Gottinger ist mit der Aufnahme, die Geßner von jeher in Deutschland gefunden, gar nicht zufrieden, und führt als eine siegende Autorität dagegen den außerordentlichen Beifall an, der ihm in Frankreich zu Theil geworden. Vorzüglich unglücklich ist seine Vermuthung, — In den neueren Ausgaben Weggelassnes haben wir in [], das in denselben Zugesezte aber in [\* \*] eingeschlossen.]

ben, als ein vortreffliches niedergehalten oder gestürzt. Grade umgekehrt: in Deutschland herrscht die größte Anarchie im Reiche des Geschmacks, und selbst die gründliche Kritik vermag nicht das Schlechte zu unterdrücken, und Meisterwerke, wenn keine Empfänglichkeit dafür vorhanden ist, zu empfehlen. Wie kann man sich nur überreden, daß eine vor dreißig oder vierzig Jahren geschriebne Recension, deren kaum ein paar Litteratoren sich erinnern, jetzt noch der Schätzung eines Gedichts, das wirklich vortrefflich wäre, Abbruch thun sollte? Dagegen ist es bekannt, welch einen ästhetischen Despotismus im ehemaligen Frankreich Paris über die Provinzen, und wiederum wenige den Ton angehende Köpfe über Paris ausübten. Ueberhaupt befürchten wir, daß Hr. G. auf diese französische Bewunderung [(sogar das Motto spielt darauf an: Principis urbium Dignatur suboles inter amabilis Vatum ponere te choras)] ein viel zu großes Gewicht legt. Es könnte leicht sein, daß nicht sowohl das, was Gessner besitzt, als was ihm fehlt, sein Glück bei unsern Nachbarn gemacht hätte. Wann hat man es wohl erlebt, daß sie einem ausländischen Dichter von origineller Energie und kühner Genialität hätten Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihn nur begriffen hätten? Alle französischen Produkte der höhern Iyrischen, der epischen und tragischen Poesie, die französische Sprache selbst, beweisen, daß ein Volk ohne wahrhaft poetischen Geist sehr witzig und sinnreich sein kann. Eine einseitige Empfänglichkeit wirkt sich gewöhnlich mit desto größerer Gewalt auf ihre Gegenstände, und hält kein Maß in der Bewunderung dessen, was in ihrer Sphäre liegt. Es war ein günstiger Umstand für Gessners Ruhm, daß er [an dem würdigen Hrn. Huber] einen so guten Uebersetzer fand; allein er hatte auch in der That durch

Uebertragung ins Französische weniger zu verlieren, als die vorzüglichsten deutschen Dichter. Sein Ausdruck hat keine nationale Eigenthümlichkeit. Poetische Prosa, die nur in einer zu den schönen Verhältnissen der Rhythmi untauglichen Sprache, wie die französische ist, Feld gewinnen kann, war die ursprüngliche Form seiner Dichtungen. Daß Rousseau so ungemeines Wohlgefallen an den Idyllen finden würde, hätte sich psychologisch voraussehn lassen; eine seltsamere Erscheinung ist es, daß der Held der Encyclopädie und der Verfasser der Bijoux indiscrets, Diderot, so enthusiastisch dafür eingenommen war. Doch läßt es sich aus seinem Ekel an der conventionellen Künstlichkeit der französischen Modelitteratur, und auch daraus erklären, daß er ästhetische Zwecke nicht für etwas unbedingt Höchstes hielt, sondern sie den sittlichen unterordnete. Für diese sah er denn in Geßners einfacher Unschuldswelt einen Spiegel, worin die cultivierte Verderbniß ihre Häßlichkeit erkennen könnte. Wenn aber Diderot Geßnern einen Griechen genannt hat, so giebt das keinen sonderlichen Begriff von seiner Kenntniß der Alten. Denn was ist den Griechen fremder, als diese reine, aber zugleich auch sinnlich unkräftige Sentimentalität?

Die Schwächen der geßnerschen Poesie gesteht Hr. G. zum Theil ein, nimmt aber beinah wieder zurück was er gesagt. Es fehlt an Charakteristik. Aber dieß ist nicht Alles. Der Verlust an individueller Mannichfaltigkeit wird nicht hinlänglich durch den Gehalt der Ideale, oder vielmehr des einzigen Schäferideals ersetzt. Jene Harmonie des innern Daseins, welches der Wahrheit nach nur die letzte, schwer errungene, Vollendung der Menschheit sein kann, verliert erstaunlich an Würde und Interesse, wenn sie als ein ursprünglicher Zustand, als ein allgemeines Erbtheil der

Beschränktheit dargestellt wird. Dieser Vorwurf trifft alle sentimentale Schäferpoesie, aber die gesnnersche in ausgezeichnet hohem Grade, eben weil seine Welt unschuldiger, kindlicher und goldner ist, als die der meisten vorhergehenden Dichter in diesem Fache. Gleichwohl hätte auch in einer solchen Welt ein weit höherer Grad von Lebendigkeit hervorgebracht werden können, als in Gesnners Idyllen. Ganz unverdorbene Neigungen können sich dennoch durchkreuzen; aber mit dem völlig aufgehobnen Antagonismus der Kräfte schlummert auch die Theilnahme sanft ein. Wo ein gesnnerscher Hirt anfängt zu lieben, da ist gewöhnlich schon die Gegenliebe im Voraus bestellt. Wenn einmal physische Schwierigkeiten vorkommen, z. B. im ersten Schiffer, so ist der Dichter so besorgt, sie zu mildern und auf alle Art zu Hülfe zu eilen, daß doch kein rechter Knoten der Handlung daraus entsteht. An die hohe Kunst, womit Guarini mitten unter arkadischen Darstellungen den mächtigen Hebel des Schicksals in Bewegung setzt, wollen wir gar nicht einmal erinnern.

Wenn man sieht, daß es in Gesnners größeren Gedichten theils an Handlung überhaupt, theils an Einheit und einem auf innrer Nothwendigkeit beruhenden Zusammenhange derselben fehlt; daß in seinen Idyllen oft gar kein wahrer Fortschritt ist; daß sich selbst die Empfindung nicht selten ohne eigentlich melodischen Gang nur hin und her wiegt; daß mehrere Stücke, die er als Idyllen giebt, bei bloßen Naturschilderungen stehen bleiben; wenn man dazu nimmt, daß er auch für die äufre, aber wesentliche, Form der poetischen Successionen, für die Verskunst [rhythmische Kunst 1796. 1801.] kein Geschick und keinen Sinn gehabt: so bietet sich natürlich der Gedanke dar, er habe [anfangs] sein eignes Talent mißverstanden, indem er den Stoff zu simultanen Darstellungen, der

in seiner Phantasie lag, auf successive verwandte. Auch als Landschaftsmaler blieb er auf gewisse Art Idyllendichter, und er hätte es vielleicht nie in einem andern Sinne werden sollen, als ein Poussin oder Berghem es waren. Als Gruppen auf einer Landschaft betrachtet, sind seine Hirtenfiguren allerliebste: um der ganze Inhalt eines pragmatischen Kunstwerks zu sein, haben sie nicht genug bedeutende, selbständige Lebendigkeit. Die Ansicht der Quartausgabe mit Kupferstichen, wo man Gessner den Zeichner mit Gessner dem Dichter vergleichen kann, bestätigt vielleicht dieses Urtheil. Die leblose Natur hält in seinen Idyllenlandschaften der lebenden ungefähr das Gleichgewicht, und diese scheint jene nicht entbehren zu können, um anziehend zu sein.

[\*Es war also keinesweges eine unbillige Verkenennung, wenn Gessner in den Litteraturbriefen ein strenges Urtheil erfuhr, wenn schon Bodmer nach der Erscheinung seines Daphnis mit Anspielung auf die süßliche Flachheit des Gedichtes dem Verfasser selbst den schäferlichen Namen seines Helden beilegte. Wie viel er in Deutschland wirklich noch gelesen, oder nach einem von Kindheit an eingesogenen Glauben aus der Ferne verehrt wird, ist nicht leicht auszumachen. Das leidet aber keinen Zweifel, daß sich Gessners Ruhm im Auslande länger erhalten wird, als unter uns. Sobald theils die ächte mimische Idylle der Alten, theils die romantische Schäferpoesie der Neueren auf dem Boden unserer Sprache recht einheimisch geworden sein wird, kann nicht mehr von ihm die Rede sein. Jene hat man schon angefangen aufzustellen, wiewohl unter einem ungünstigen Lokal; und wenn wir diese nicht durch deutsche Originalwerke bereichern, so ist doch der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo

man von den ausländischen mit Erfolg dichterische Nachbildungen wird geben können. Zu örtlichen Schilderungen des Hirtenlebens bieten die so eignen, alterthümlichen, einfachen und fecken Sitten der Alphirten, welche Gessner ganz in der Nähe hatte, den reizendsten Stoff dar, dessen Bearbeitung ihm vielleicht gelungen wäre, da er im Umgange ein ausgezeichnetes mimisches Talent gezeigt haben soll, \*) wenn ihn nicht eine falsche Ansicht seiner Dichtart irre geleitet hätte.

---

\*) Von dieser komischen Mimik und der Gabe des genialischen Scherzes findet sich in Gessners Idyllen und Landschaften nicht die mindeste Spur, gleichwohl läßt sich nach den von seinem Biographen beigebrachten Anekdoten nicht bezweifeln, daß er beides wirklich besaß. Ich habe nur eine ganz unscheinbare, vielleicht von Niemanden bemerkte, aber, wie mich dünkt, entscheidende Probe davon entdeckt. Dieß sind einige mit den Anfangsbuchstaben von Gessners Namen unterzeichnete Titelsignetten zu der Ausgabe der Uebersetzung Shakespeares von Eschenburg, welche in Zürich in den Jahren 1775. u. f. erschienen ist. Man sehe die Signetten zu den beiden Theilen von Heinrich dem vierten und zu den lustigen Weibern von Windsor. Es ist nicht möglich, auf zwei Zoll großen, flüchtig skizzirten und schmutzig radierten Blättern, mehr drollige Charakteristik anzubringen. Jedes Figürchen lebt und verkündigt seine ganze Art zu sein. Besonders ist die Musterung, welche Falstaff mit seinen lumpigen Soldaten anstellt, unvergleichlich. Gessner hat hiedurch bewiesen, daß er ein Meister in Karikaturzeichnungen hätte werden können, wenn er gewollt hätte; und es wäre zu wünschen, daß den großen und kostbaren Kupferstichen, die in England zur Verzierung der Werke Shakespeares erschienen sind, nur ein Funke dieses Geistes inwohnte.

Ann. zum neuen Abdruck 1828. \*)]

[Das Obige mag genug sein, um unsre Nation von dem Vorwurfe unbilliger Kälte und Gleichgültigkeit zu retten, den Hr. G. ihr nicht ohne Bitterkeit macht, weil Gessners Gedichte gleich anfangs bei uns kein großes Aufsehen

erregt, und auch jetzt mehr aus der Ferne verehrt als häufig gelesen werden. Die wiederholten Ausgaben in den neuesten Zeiten, vergleichen andre sehr achtungswürdige Dichter, z. B. U., nicht erlebt haben, sollten jedoch, was das Letzte betrifft, eher das Gegentheil vermuthen lassen. Es ist hier nicht der Ort, alle die Gründe zu prüfen, womit der Vf. die gegen einzelne Gedichte Gessners hie und da gemachten Kritiken zu widerlegen sucht; und wäre dieß auch vollständig gelungen, so ließen sich vielleicht andre eben so erhebliche vorbringen. Wir führen nur das Eine an, daß er den Exander, um ihn gegen ein strenges Urtheil in den Litteraturbriefen in Schutz zu nehmen, zwar ein mittelmäßiges Schauspiel, aber ein vortreffliches Gedicht nennt. Rec. gesteht, daß alles, was darüber vorgebracht wird, ihn noch nicht von der Vereinbarkeit dieser beiden Prädikate überzeugt. Gesezt auch, die dramatische Form wäre hier nur Einkleidung eines didaktischen Stoffs, so bleibt es doch gewiß, daß man zu Erreichung eines ästhetischen Zwecks sich nur ästhetisch befriedigender Mittel bedienen darf, und daß eine schlechte Einkleidung schlimmer ist, als gar keine. Kann das ein vortreffliches Gedicht heißen, wobei man die Belehrung, die man in einem oder in zwei Auftritten empfangen soll, durch Langeweile in allen übrigen erkaufen muß? Jene müßte im Exander noch ganz anders beschaffen sein, um überhaupt eine Aufopferung lohnen zu können: der unschuldigen Einsatz wird ihr Sieg über die verderbte Kultur in jenen Scenen in der That gar zu leicht gemacht. Wie kann Hr. G. dieß Schauspiel auch nur entfernter Weise mit dem Nathan vergleichen, einem Kunstwerke, worin ein tiefer Sinn aus der anziehendsten Verwickelung hervorgeht, und



das, unbeschadet seiner technischen Richtigkeit und Schönheit als Drama, philosophisch ist?

Bei der gewählten und nachdrücklichen Schreibart des Buches übersteht man gern einige schweizerische Idiotismen. Eine zweckmäßige Verzierung, und ein angenehmes Geschenk, nicht nur für die Verehrer Gefners, sondern auch für die Freunde der Kunst, ist sein, wie man versichert, sehr ähnliches Bild, nach Graf von Lips gestochen.

Chr. Aug. Liedgens Schriften. 1. Band. Episteln. 1. Thl.  
Göttingen 1796.

Die Muse dieses schätzbaren Dichters ist eine Tochter edler und menschenfreundlicher Gesinnungen. Es scheint ein Bedürfnis seines Herzens zu sein, jenen leitenden Wahrheiten, die der wertheste Ertrag seines ganzen bisherigen Lebens sind und ihren Anhänger in keiner Lage verlassen, gefällige Formen zu leihen, und was ein ernstes Geschäft der Vernunft war, auch zum Lieblingsgegenstande der Phantasie zu machen. Dieses Bedürfnis, diese Theilnahme des ganzen Menschen an jeder poetischen Ergießung giebt seinem Tone eine gewisse Herzlichkeit, welche die bloße Willkür einer noch so geübten Kunst nicht hervorbringen kann. Hiedurch wird auch der Grad und die Art von Eigenthümlichkeit bestimmt, die ihn auszeichnet, ohne daß er sie sucht. Solche Ansichten der menschlichen Dinge, wie die seinigen, sind schon öfter von Philosophen und Dichtern vorgetragen worden: aber er hat sie nicht auf fremdes Ansehen angenommen; sie gehören ihm, denn sie sind in seinem Gemüthe ursprünglich zu Hause, und das individuelle Resultat des Verhältnisses zwischen seinem innern Dasein und der umgebenden Welt. Die herrschende Stimmung in diesen Gedichten ist eine sanfte Schwermuth, die aber nichts Entkräftendes oder Niederschlagendes hat, sondern vielmehr zur gesammelten Heiterkeit einladet. Keine menschenfeindliche Laune, nur der im Gewühl der Welt unbefriedigte Hang zur wahren Geselligkeit treibt den Dichter in einsame Stille

zurück; selbst in den stärksten satirischen Schilderungen schimmert das allgemeine Wohlwollen noch durch, das seinem Eifer gegen Thorheit und Laster zum Grunde liegt. Ueberall lehrt er die Unabhängigkeit des menschlichen Willens von äußern Begegnissen, dringt auf uneigennützigte Tugend, die sich selbst genug ist, und preist mit hinreißender Wärme den Werth der Leiden für sittliche Stärkung und Erhöhung. Doch treibt er den Stoicismus keineswegs bis zur Verachtung der Freude: er fordert vielmehr zu weisem Genuße auf, und strebt deswegen, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren, ohne welches jener nicht stattfinden kann. Mit umfassender und regsamer Empfänglichkeit wirft er sich an den Busen der Natur und der Freundschaft. Dieser verdanken wir die vortrefflichen Episteln an Rosalia und an Gleim:

Im Erdbenthal ist Alles, Alles, nichtig,  
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreißt!  
Die Liebe selbst, dieß Rosenkind, ist flüchtig,  
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte streift;  
Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergeßen:  
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft.  
Schön, wie Unsterblichkeit, geht sie durch die Cyressen,  
Sie läutert jedes Herz, das ihre Blut ergreift.

Wie schön heißt es von jener:

Natur führt ihren Geist zur Tugend  
Und Tugend führt ihn zur Natur.

Er weiß auch liebliche Gemälde von ihr zu entwerfen, die aber immer mit Gefühl und Geist durchwebt sind, und nicht in eine kalte Malerei durch Worte ausarten. Er stellt sie dar, wie er will, daß man sie genießen soll:

Von leeren Sinnen  
Kann die Natur  
Für Pain und Flur  
Kein Herz gewinnen!

Das Gedicht auf den Frühling, worin diese Zeilen vorkommen, ist, wie man sieht, in dem artigen Silbenmaße gesungen, das Bürger in seinem Dörfchen nach Bernard zuerst im Deutschen versuchte, und hat großentheils den bei dergleichen Spielen unentbehrlichen Schein der kunstlosesten Leichtigkeit. In folgender Schilderung z. B.

entspricht die Anmuth der Ausführung ganz der schönen Wahl, der es um Harmonie des Bildes und nicht um bunte Farbenmischung zu thun ist:

Wie zärtlich ist  
Das Liebesflüstern  
Des jungen Hains,  
In den so lüstern  
Des Sonnenscheins  
Verstohlene Pelle  
Zur muntern Quelle  
Herunter schlüpft,  
Die unter lichten  
Bergißmeinnichten  
Muthwillig hüpf.

An andern Stellen hingegen scheint der Reim allerlei Lücken gegen den Dichter ausgefüllt zu haben, der zu sehr mit seinen Schwierigkeiten scherzte.

Wie sich ein Düstchen  
Um's andre flücht!  
Wie jedes Lüstchen —  
Ich liebe — spricht!

Die Düstchen, die sich um einander flechten, können kaum durch die Zartheit der folgenden Zeilen, die wir durch sie erkaufen, entschuldigt werden, weil diese selbst ins Ländelnde fällt. Noch stärker lehnt sich das Gefühl gegen den sichtbaren Zwang äußerer Fesseln auf, wenn dadurch der Ausdruck eines wahren und großen Gedankens verfälscht wird; z. B.

Ein Herz, von wilder Lust bezügelt  
Ist in der Paradiesessur  
Verbannt aus ihrer Gottesspur,  
Die sich dem Einfaltsinn entriegelt.  
In einer reinen Seele spiegelt  
Sich alle Gottheit der Natur.

Außer der Zweideutigkeit im ersten Verse, da der Zusammenhang erst entscheidet, ob das Herz die wilde Lust bezügelt oder von ihr bezügelt wird, ist 'bezügelt' für 'beherrscht' hier kein passender Ausdruck, weil er vielmehr auf eine ordnende und wohlthätige Regierung führt, als auf ungestüme unterjochende Gewalt. 'Verbannt' wird man nur von einem Orte, wo man sich aufhalten kann: dieß Ver-

hältniß muß auch bei einem bildlichen Gebrauche des Wortes zutreffen. Eine 'Spur', aus der man 'verbannt' wird, und die sich noch obendrein wie eine Thür 'entriegeln' soll, verursacht eine große poetische Dissonanz. Die Veränderung eines einzigen Buchstabens, 'entriegelt' statt 'entriegelt,' würde sie schon lindern, und bei einer etwas andern Wendung vielleicht ganz heben. Die beiden letzten Zeilen sind tadellos und von großer Schönheit. Man könnte vermuthen, sie seien mit besonnener Kunst ans Ende gestellt, um jene Eindrücke wieder auszulöschen.

Der ungebührliche Einfluß des Reimes würde sich feltner so verrathen, wenn der Dichter nicht theils für ungewöhnliche Reime eine gewisse Vorliebe hätte, theils sich an ihrer häufigen Wiederkehr, die in unsrer Sprache nicht leicht ohne Aufopferung herbeizuführen ist, zu sehr ergöhte. Auch durch längere Verse hätte dem Uebel vorgebeugt werden können: die streitigen Ansprüche des Gedankens und Ausdrucks und des Reimes lassen sich schon eher ausgleichen, wenn die Zwischenräume nicht so gar kurz sind. Mehrere Episteln sind ganz in dreifüßigen Jamben, andre in trochäischen Dimetern geschrieben. Beide Silbenmaße schienen sich mehr für die leichte lyrische Gattung, als für Gedichte von beträchtlichem Umfange, und die nicht in Strophen abgetheilt sind. Das letzte hat einen sanften Ausdruck, der mit dem Ton der Epistel an einen Freund recht gut übereinstimmen möchte, wenn er nicht bei einem unabgebrochnen Fortgange so leicht ins Schleppende verfiel. Jenes hingegen ist viel zu flüchtig und hüpfend für einen so ernsten Gegenstand, wie der ist, welcher den Dichter in der ersten Epistel an Gleim beschäftigt. Mit größerem Rechte ist zu einigen der vierfüßigen Jamben gewählt, den auch Göcking und Gotter meistens bei ihren Episteln vorgezogen haben. Der fünffüßige hat eigentlich am meisten Würde und rhythmische Fülle: wir finden ihn hier nur in ein paar kürzeren Stücken, nicht den ausgezeichnetsten der Sammlung. Der Stil kann dabei auch gedrängter sein, als wenn die Gedanken durch so viel schnell auf einander folgende metrische Pausen zertheilt und gleichsam zerschnitten werden. Dieß führt uns auf die Bemerkung, daß der Zwang des Silbenmaßes nicht auf den Ausdruck im Einzelnen, sondern auch auf den Gang und das Ganze dieser Gedichte zuweilen ungünstig gewirkt hat. Da diese ganze Art des Vortrags

philosophischer Betrachtungen schon an sich rhapsodisch ist, indem sie von einer besondern Lage und Stimmung ausgeht, so muß man sich sehr davor hüten, sich durch zufällige Kombinationen der Töne nicht zu Ausbeugungen verleiten zu lassen, worüber der Leser das Hauptziel ganz aus den Augen verliert. Es möchte schwer sein, von manchen dieser Episteln einen recht zusammenhängenden Entwurf zu geben. Auch sind sie gar nicht frei von Wiederholungen: eine natürliche Folge davon, daß sie zu lang ausgesponnen werden. Es ist, als ob der Verf. die Ueberzeugung von manchen Wahrheiten sich immer noch fester und gegenwärtiger zu machen suchte, und sie deswegen von allen möglichen Seiten faßte. Darüber vergißt er dann zu rechter Zeit aufzuhören.

Wir kehren zu den überwiegenden Schönheiten zurück. Nicht selten gelingt es dem Dichter, in ein einziges Wort ein bedeutendes Bild zu legen, wodurch der Gedanke neben der nachdrücklichsten Kürze die klarste Anschaulichkeit bekommt. So sagt er:

Die Tugend steht nach ihrem Schatten,  
Dem Ruhm, sich wenig um.

Kräftige Sprüche, wie folgende, prägen sich leicht dem Gedächtnisse ein, und verdienen ihm eingeprägt zu werden:

Treu der Vernunft, verdamme keinen Glauben!  
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott.

Eines von jenen erhellenden und einzig treffenden Gleichnissen, die eben so sehr zur Ueberredung beitragen, als sie durch ihre Schönheit entzücken, finden wir in dem Briefe an Rosalia, wo der Dichter zu zeigen sucht, der Wechsel und Gegensatz der Empfindungen sei nothwendig, um uns den Werth des Genußes kennen zu lehren:

Empfänge wohl des Hirten Glüte  
Die im bethauten Busch erwacht,  
Den Brautauzug der Morgenröthe,  
- War' ihre Mutter nicht — die Nacht?

Schade, daß das Wort 'Brautauzug' den Wohlklang ein wenig stört. Eben so gefällig ist die Vergleichung der Unschuld mit einer Quelle, in der sich Blumen spiegeln. Aber im edelsten Stil gedichtet und wahrhaft erhaben ist folgendes Bild in der Epistel an Gleim vom J. 1792., worin der Dichter sich gegen die Beschuldi-

gung rechtfertigt, als ob die Theilnahme an den Zeitbegebenheiten ihn der Freundschaft entzöge. Nachdem er die damaligen blutigen Auftritte in Frankreich betrauert hat, fügt er hinzu:

Nur wünschen darf ich doch,  
Nur hoffen, daß wohl noch  
Von jenem Opferherde,  
Vor dem die Menschheit bebt,  
Ein Phönix steigen werde,  
Der auf zur Sonne schwebt,  
Und in dem Strahlensflügel,  
Je mächtiger er steigt,  
Je goldner einen Spiegel  
Aus seiner Ferne zeigt.

Gern würde sich Rec. bei dergleichen Stellen dem Vergnügen überlassen, ihre Schönheiten näher zu entwickeln, wenn es der Raum zuließe. Die bisherigen Proben sind hinreichend, um eine Vorstellung von der Manier des Dichters zu geben, sonst ließe sich noch Manches auszeichnen; unter andern die minder glänzende, aber einfache und rührende Stelle über Franklin.

Die meisten in diesem Bande enthaltenen Stücke erscheinen, wie Hr. T. in der Vorrede erinnert, jetzt zum erstenmale; andre, schon ehemals einzeln gedruckte, völlig umgearbeitet. Der folgende Band wird noch Episteln und Gedichte im epistolarischen Tone enthalten. Ein dritter und vierter Band ist vermischten Gedichten, lyrischen Stücken und prosaischen Aufsätzen bestimmt. Bei dem unablässigen und angestregten Bestreben nach Correction, welches man den Gedichten für sich ansehen würde, wenn auch Hr. T. nicht selbst mit den bescheidensten Aeußerungen erklärte, daß er es sich zum Gesetz gemacht habe, kann es ihm nicht unangenehm sein, wenn man ihn für die Zukunft auf kleine Flecken des Ausdrucks aufmerksam macht. Die Mißhelligkeit der Metaphern, in die er besonders in Gefahr ist zu verfallen, haben wir schon oben erwähnt; z. B. S. 229. heißt es von Truppen, die für Geld vermietet werden, 'sie verkaufen sich dem Pfeil des Todes'. S. 234. wird die Zwietracht ein Ungeheuer genant, 'das dem Schleier der tiefsten Höll entkroch'. Es ist ein gezwungener und sogar undeutlicher Ausdruck, wenn S. 233. der Tiger der 'ihm verwandten Flecken' (statt andrer Tiger) schont. Die Pronomina werden zuweilen auf eine solche Art gebraucht, daß

Verworrenheit daraus entsteht; z. B. S. 227. in der dritten Zeile von unten steht 'es' fehlerhaft für 'ihn'. Ein offener Sprachfehler ist 'der sich zurecht gefundene Blick'; so auch 'hingeruht' als Participium einer überhaupt unrichtigen Zusammensetzung: 'Hin' deutet eine Bewegung an, die mit 'ruhen' im Widerspruche ist. 'Das Herz, dem ganz allein. (für: in völliger Einsamkeit) am wohlsten ist', S. 63., möchte auch wohl eine unerlaubte Ellipse sein. Zuweilen ist ein unedler Ausdruck durchgeschlüpft: S. 209. 'das Blut des Herzens heizen'; 'Fesseln, die ins Mark sägen', 'Geschlängel' für 'Irrgänge' kommt mehrmals vor, und wird durch schleppende Zusammensetzungen, 'Labyrinth-Geschlängel', 'Sorgen-Irrgeschlängel', noch unangenehmer. 'Gluh' für 'glühend' ist ein niedersächsischer Provincialismus. Auch in der Bildung neuer Wörter ist der Verf. nicht immer glücklich: er setzt z. B. 'der Glauber', für 'der Gläubige', oder 'der, welcher glaubt'; 'huldig' für 'hold' oder 'günstig'; 'Höhung' für 'Erhöhung'; 'Gerechtsamt', für 'durch einen falschen Schein gerechtfertigt', möchte eher gekten; aber 'eigenmündig' kann schwerlich bedeuten 'mit eignem Munde', da das einfache 'mündig' nicht mit 'mündlich' übereinstimmt, sondern 'majorenn' heißt. Dergleichen Irthümer, worin ein geübter und sorgfältiger Schriftsteller bei neologischen Versuchen doch zuweilen verfällt, können vielen unsrer jungen Dichterlinge, die sich ganz über das Studium der Sprache wegsetzen, zur Lehre dienen.

---

Scenen aus Roms goldnem Zeitalter, vom Verfasser des  
Otto von Schwarzenburg. Rötthen 1796.

Diese Sammlung enthält Virginia oder der Sturz der Tyrannen; Paetus und Arria; Massinissa und Sophonisba; eine Auswahl, die dem Titel wenigstens nicht entspricht. Kann man irgend ein Zeitalter Roms schicklicher Weise das goldne nennen, so hatte es entweder vor den Decemviren noch nicht angefangen, oder war durch ihre Usurpation sehr unterbrochen worden, und erstreckte sich gewiß nicht bis zum Kaiser Claudius. Die dritte Scene gehört den Römern nur in so fern an, als sie die Veranlassung dazu gaben. Gegen eine dialogisirte Einkleidung einzelner Züge der römischen Größe,

wie die vorliegende, möchten sich indessen wichtigere Einwendungen machen lassen, wonach aber freilich derjenige wenig fragt, der einmal zum Schreiben gerüstet ist. Die That wird nicht selten durch die Vorbereitung erstickt, wie es hier bei Virginiens Geschichte geschehen ist; ein einfaches, großes Wort in einer Flut von Worten verschwemmt, wie in Pactus und Arria. Die ungeschmückteste Erzählung rückt uns That und Wort weit näher, als eine dramatische Darstellung, die ihre Helden durch heutige Empfindsamkeit und Vernünftelei verfälscht. Was ist hier aus dem Pactus geworden! Er krümmt und wendet sich so lange vor dem Tode, daß Arria allein aus Ungeduld den Dolch hätte ergreifen können. Und doch wird er geschildert 'Undulnd alles Zwanges, ein Sohn edler Freiheit, ein geborner Feind aller Tyrannen'. Zwar ist er zugleich der Sekte und dem Charakter nach zu einem Epikuräer gemacht worden, allein der Verf. vergaß hiebei vermuthlich, wie ruhig der Stifter jener Sekte selbst dem Tode entgegen sah, und daß Cassius zu derselben gehörte. Diese Wendung reicht also keineswegs hin, um uns die Feigheit des Pactus erträglicher erscheinen zu lassen. Er spricht und handelt wie ein Glender, welcher die prächtige Schilderung nicht verdient, die ihm vorangeschickt wird. Die Schreibart verfällt überhaupt oft in das Gesuchte. Die Auseinandersetzung von Virginiens Betragen ist viel zu künstlich gerathen. Dieses in der Geschichte bloß leidende Opfer hätte der Verf. zu einer gewissen Thätigkeit erheben können, ohne so spißfindig dabei zu Werke zu gehn, wie S. 96.: 'Statt über dem ernstn Gedanken: frei und ehrenvoll zu leben! zu verweilen, und auf die Mittel der kühnsten Selbstvertheidigung im Zorn gegen die Tyrannen zu sinnen — lehnte sich die schwächere Weiblichkeit an die sichere und ruhigere Auskunf, und wollte lieber gewiß und edel fallen, als einem Bagstück, dessen Ausgang ungewiß war, und welches kaum so rühmlich schien, Lugend und Ehre anzuvertraun'. Im Ganzen genommen ist der Verf. in einer durchaus verwerflichen Gattung immer noch schätzbarer geblieben, als eine Menge seiner Nebenbuhler.

---



Der Melancholische, eine Geschichte in 3 Bänden. Frei nach dem Engl. von J. F. Jünger. Berl. u. Lpz. 1795 u. 96.

Es giebt gewisse charakteristisch englische Produkte, welche auch der sonst glücklichen Hand eines Verpflanzers widerstehen, und dahin scheint uns der Melancholische sowohl dem Herzen als dem Kopfe nach zu gehören. So wie dem Franzosen die naive und romantische Einfalt der Idyllenwelt, so schmeichelt dem Engländer oft jene übertriebene Zartheit des Gefühls, welche ihren Besitzer nach und nach aufreißt, und ihn endlich wie unsern Helden reis macht, bei irgend einer unerwarteten Berührung wie die Frucht vom Baume niederzufallen. In unsrer empfindsamen Periode hätten deutsche Leser eher Berührungspunkte mit ihm gefunden, ob er gleich dadurch auch wesentlich von dem Charakter derselben abweicht, daß bei seiner Empfindsamkeit wirklich keine Affektation stattfindet, und daß sie sich nicht an lächerlichen Gegenständen übt. Allein in einem völlig natürlichen Zustande können wir uns schwerlich anders in die Stimmung dieses Melancholischen versetzen, als daß wir sie wie eine psychologische Ausstellung betrachten. Immer ist sie kein erfreuliches Gemälde. Die Grundlage eines so reizbaren Gemüths kann keine andre als entschiedne Schwäche sein. Die Theilnahme wird daher durch eine Mißbilligung geschwächt, die obendrein den Leser mit dem Verfasser, der sie bei weitem nicht in dem Grade zu erkennen giebt, in Widerspruch bringt. Was uns an Sympathie abgeht, dafür finden wir schwerlich in den seichten und weitschweifigen Betrachtungen Ersatz, die einen großen Theil der drei Bände füllen. In so fern sie sich aus der Denkart des Melancholischen, aus seiner Mäßigung, seinem Wunsch Alles auszugleichen, ergeben, ständen sie freilich an ihrer Stelle, wenn sie nicht durch ihre Länge zu viel Ansprüche auf eine von seinem Charakter unabhängige Gültigkeit machten. Durch das ganze Buch geht eine Abhandlung über die Verfassung der mährischen Bruderschaft, deren Vortheile und Mängel ziemlich unparteiisch dargestellt werden. Nur wird bei dieser Gelegenheit religiöse Schwärmerei für unschädlich erklärt, und die Ansicht erhebt sich nie über den etwas trüben Gesichtskreis der ganz gewöhnlichen gedankenleeren Frömmigkeit. In einer sanften Seele, wie die unsers Helden, kann diese mit Toleranz und gesunder Ver-

nunft allenfalls bestehen: allein er hat Unrecht, ihren Einfluß im Allgemeinen, da auch die unedelsten Gemüther für denselben empfänglich sind, nach sich zu beurtheilen. Nicht, wie der Verf. sagt, zu tief, sondern zu oberflächlich dachte er, um richtig zu denken: der Verstand ist bei ihm bloß das unkräftige Werkzeug eines Gefühls, das zu ergründen strebt, und wir hätten ihm also gern seine philosophischen Selbstgespräche geschenkt. Was dann übrig geblieben wäre, hätte für sich anziehender werden können, als in jener Verbindung. Es fehlt nicht an lebendigen Szenen, und an solchen Situationen, welche die Seelenstimmung der Hauptperson von allen Seiten zeigen. Früh entgeht ihm ein Vermögen, worauf er sich Rechnung gemacht hatte; und dieser Verlust bringt ihn so sehr um alles Selbstvertrauen, daß er es nicht mehr wagt, die Augen zu seiner Geliebten aufzuschlagen. Er vermag sich selbst nicht von der äußern Schale zu unterscheiden, noch entschloßen durch die falsche Schamhaftigkeit seiner Natur zu greifen. Kaum hat er sich zum Glücke zwingen lassen, so kommt seine Geliebte in den Wellen um. Der Eindruck dieser Begebenheit bleibt viele Jahre hindurch ungeschwächt, bis ihn eine Freundin, von dem ganz weiblichen Verlangen, einen Kranken zu pflegen und zu heilen, hingerißen, nach manchen Begebenheiten, wobei seine muthlose Unthätigkeit sichtbar wird, wieder in wohlthätige Fesseln lockt. Doch solche Kranke sind unheilbar und bringen ihren Arzt durch trüglische Genesungszeichen zur Verzweiflung. Auch ohne die letzte Katastrophe würde der eigne Ausspruch des Melancholischen: 'ich bleibe ein Einsel', wahrscheinlich in Erfüllung gegangen sein. Was konnte er anders thun, da seine erste, für todt gehaltne, Geliebte plötzlich wieder erschien, als beiden die Hand reichen, und zwischen ihnen seine Seele mit einem Seufzer gen Himmel senden?

---

Chlorinde von Grosse. Aus den Papieren Don Juans  
von B. Berlin 1796.

Das Motto auf dem Titelblatte:

With every pleasing, every prudent part,  
Say, what can Cloë want? — She wants a heart.

ist sonderbar unglücklich gewählt. Nicht der Mangel eines Herzens entstellt Donna Chlorinde (Clorinda, wenn es ein spanischer Name sein soll), sondern das in Konvulsionen ausbrechende Uebermaß einer lange und heimlich genährten Empfindung. Wollte der Verf. aber auch diesen Zeilen einen ganz andern Sinn unterlegen, als sie beim Pope (*Moral Essays* Ep. II. B. 159.) haben, und want für 'bedürfen' nehmen, so würden sie selbst nach dieser gewaltsamen Umdeutung noch nicht auf die Heldin passen. Ihre Leidenschaft würde nicht weniger verderblich für sie sein, auch wenn sie eine unnatürliche Gegenliebe fände. Der Gegenstand derselben läßt sich aus den ersten Bogen errathen, wäre es auch nur aus dem Umstande, daß Don Joachim im dreizehnten Jahre verheiratet wird, welches selbst für den südlichen Schauplatz (denn auch hier befinden wir uns in Spanien, wo der Verf. nächst Italien und Portugal immer am liebsten sein Wesen treibt), zu früh scheint. Die völlige Entwicklung des Geheimnisses wird aber mit vieler Kunst bis zu der letzten Seite des Buchs und dem letzten Lebenshauche der Heldin aufgespart, die das entscheidende Wort, nicht ohne der Sprache einige Gewalt anzuthun, mit jenem zugleich von sich stößt. Dadurch gewinnt dieser Roman vor den übrigen des Verf. allerdings den Vorzug der Einheit des Ganzen. Die Bogenzahl wird mehr durch ausgesponnene Gefühle und detaillierte Schilderungen, als durch Abenteuer angefüllt. Beide tragen bei unserm Verf. einerlei Charakter an sich, der aus einem ziemlich glänzenden und losen Gemisch von gemeiner und überspannter Phantasie und der Gabe besteht, unermüdet das Gemeine zu benutzen, um dem Ueberspannten einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben. So verworren seine Darstellungen sind, und so unsinnig uns oft seine Begebenheiten dünken, so bleiben sie doch selten ganz ohne Wirkung. Wir entdecken einen Zug, der wirklich einem Menschen angehören kann; ja vielleicht mehrere neben einander gestellt, die durch eine gewisse seltsame und kühne Manier die Aehnlichkeit eines Porträtes zu gewinnen scheinen; von der andern Seite wird die Neugier unterhalten und die Trägheit erschüttert. Der Verf. kennt sein Publikum, das durch das Bunte ergötzt, und durch das Tolle zum Glauben gebracht wird. Um sich aber ferner gut mit ihm zu stehn, möge er sich nur vor der Einen Gattung, die es doch auch unter dem Wortschwall

leicht zu erkennen pflegt, vor dem Langweiligen, hüten. Er ist hier schon sehr weitläufig geworden, zuweilen auf eine ziemlich quälende Weise. Chlorindens innre und äußre Verzücungen nehmen bei der Gelegenheit, wo ihr Vater, durch eine Bosheit, deren Plan man nicht recht einseht, verwundet wird, einen ganzen Bogen ein. Die Triebfedern der Nebenpersonen, die fast keinen Einfluß auf den Hauptgang der Geschichte haben, wie es z. B. mit Donna Clara der Fall ist, werden mit unaufhörlichen Wiederholungen aus einander gesetzt. Dagegen werden andre Dinge, als der Zusammenhang von Claras Erscheinung im Gartenhause, ihre unerwartete Reise, und das letzte Einverständniß Chlorindens mit dem Bagen, gar nicht erklärt. Auch in den Situationen fallen Wiederholungen vor. Don Juan rettet einmal Chlorinden, ein andermal ihrem Vater das Leben; und drei oder viermal spielen ihre Lieblingsthiere bedeutende Rollen. Beschreibungen, wie folgende: 'Die Bäume beugten sich mit einer Art von Wollust und Eitelkeit über die himmelflaren Fluten'; 'Er zog mit aller erdenklichen Grazie den Degen'; 'Alles behte an ihr, und selbst die schönen Locken sträubten und verwirrten sich entseßlich'; 'Die zarten Glieder schlugen in nie gesehnen Krämpfen zusammen', sind ein Beweis, daß der Verf. sich auch in seiner Schreibart getreu bleibt. Ganz besonders ist uns noch das Unwahre der ersten Unterredung zwischen Don Juan und Chlorinden aufgefallen. Wie kann ein Schriftsteller, der so oft des Werts und Hof-Tons erwähnt, den Don Juan mit so unbeschreibnen Fragen auftreten, und ihn sich durch die Hoffnung entschuldigen lassen, etwas durch ihre Beantwortung zu erfahren? In einem andern Sinne sind die Ausrufungen 'Entseßlich! Unnatürlich!' auf der letzten Seite verfehlt. Wenn Chlorinde in diesem Augenblicke nicht Mitleid statt Abscheu und Mißbilligung einflöste, so müßte das von ihr gegebne Bild selbst völlig verfehlt sein, und das ist es nicht. Es sind Uebertreibungen genug darin: so bricht z. B. ihre unterdrückte Leidenschaft mehrmals in die Bewegung aus, ein Thier zu schlagen. Dennoch wird der Hauptgedanke, verzehrende Glut in einem unverdorbnen Gemüthe, mit einer Sanftmuth gepaart, woran Liebe und bittere Verzweiflung gleiche Theile haben, immer sichtbar festgehalten. Daß Don Joachim nicht thätig eingemischt wird, ist für den Eindruck des Ganzen vortheilhaft.

Arkadien, oder Gemälde nach der Natur, gesammelt auf einer Reise von Berlin nach Rom. Bayreuth 1796.

Die Absicht des Verf. ist, seine Leser auf einer arkadischen Brücke durch die Gefilde von Deutschland, der Schweiz und Italien zu führen. Wir brauchen ihm bei dieser neuen Gattung einer empfindsamen Reise nicht Schritt vor Schritt zu folgen: er nimmt abgerissene Scenen aus der Wirklichkeit, und sucht sie, bis jetzt, nur durch Gestalten aus einer erdichteten Schäferwelt zu beleben. Deutschland wird sich darüber zu beschweren haben, daß er es nur mit solchen, statt mit 'merkwürdigen Menschengruppen', wie er sie verspricht, zu bevölkern weiß; ja daß er sogar nur künstlich angelegte Plätze herauszuheben der Mühe werth fand: denn er führt uns immer nur in diesem oder jenem Park herum. Für dieses erste Heft klagt er sich auch selbst der Eintörmigkeit an, welcher er jedoch in der Folge eben so wenig entgehen wird, wenn er dieselbe Manier beibehält. Seine Idyllen sind mit der fleißigsten Wortmalerei überladen; nie legt er den Pinsel aus der Hand, schattiert jedes Blättchen, und färbt jeden Lichtstrahl. Die bunteste, ja die gelungenste Nachahmung des Leblosen reicht für sich nicht hin, wahre Mannichfaltigkeit hervorzubringen, und es bedarf einer weisen Sparsamkeit in diesem Stücke, um die Beschränktheit des Lons, worin der Verf. verfallen ist, vor dem Ermüdenden zu bewahren. Die 'Wahl des Gegenstandes, schöne landschaftliche Natur', ist daher gegen seine Meinung weniger lobenswürdig, als die Ausführung. Man kann ihm nicht absprechen, das zuweilen recht artig gethan zu haben, was er weniger hätte thun sollen, weil es höchstens auf der ersten Seite ergötzt, und bei der zweiten und dritten die Aufmerksamkeit unausbleiblich einschläfert, wie den blinden Seher S. 77. Er entschlummert zwischen seinen beiden Kindern, die ihm die Gegend vor seinen, schon seit Jahren verschlossenen Augen so anschaulich machen wollen, wie man sie durch ein Mikroskop sieht. Sie zeigen ihm sogar 'die kleine Ameise, die unter dem Gewebe breiter Blätterchen herwandelt, und die Spinne, die in der Luft klettert'. Die Raupe erscheint wie ein Ungeheuer, das die Gipfel eines Tannenwäldchens eindrückt. Sonst ist jene Dichtung ganz zweckmäßigersonnen, wie mehrere andre, worunter 'die kleine Flurkönigin' am

besten gelungen ist, ob sie gleich ein wenig ins Spielende fällt. Dagegen würden die eigentlich thierische Geduld des stummen Weibes und ihr unmenschlicher Gatte in der prosaischen Romanze von der Felsenhütte im Walde einen widrigen Eindruck machen, auch wenn sie uns nicht in Arkadien begegneten, und in einer angemesseneren Form behandelt wären. Da sich der Verf. eines leichten Silbenmaßes so gut zu bedienen weiß, wie in 'der Sanguenden' und dem 'lehrenden Faun' geschehen ist, so hätte er so oft wie möglich damit abwechseln, und wenigstens alles, was Lied war, dadurch absondern und heben sollen. Jetzt ist der ganze Gedanke zu diesen Darstellungen so schwankend ausgeführt, als er in seinem Ursprunge unreif gewesen zu sein scheint. Es ist zu wünschen, daß sich der Verf. für die Fortsetzung seiner Reise einen festern Plan entwerfen möge, sonst wird es ziemlich gleichgültig sein, welches Land er durchwandert.

---

Honorine von Ueserthe oder die Gefahr der Systeme. Eine Novelle von dem Abbé de la Tour. Aus dem französischen Manuscript übersetzt von L. F. Huber. Epz. 1796.

Für die Unterhaltung gehört dieser Roman in die bedeutende Klasse. Aus dem philosophischen Gesichtspunkte genommen, auf welchen der Titel hinweist, ist das Beispiel eben so unvollständig gegeben, als der Hauptgedanke unreif behandelt. Die Gefahr der Systeme hat ganz und gar keinen Einfluß auf das Schicksal dieser Menschen. Der oberflächliche und eigensinnige Mann, der sich hier aus Eitelkeit ein Geschäft daraus macht, das seinige zu verkündigen, würde mit jedem andern Systeme auf eben die Weise gehandelt haben; und wo er jugendliche Ueberzeugung anzufechten sich nicht scheut, da gelingt es ihm doch nicht, etwas zu verderben. Der Verf. scheint indessen das Gegentheil darthun zu wollen. Nehmen wir sein Werk als einzelne Charakterzeichnung, so wäre ihm das, was er nicht geleistet, eher als Verdienst anzurechnen. Die Freidenkerei des H. de la Touche ist ganz in seinem Wesen, aber sie ist an sich zu unbedeutend, um von bestimmtem Einflusse weder auf seine eigne Moralität, noch auf die Moralität Anderer zu sein, so

daß die gemeine Verwechslung religiöser und sittlicher Gesetzmäßigkeit, die der Erzähler sich überall zu Schulden kommen läßt, um so mehr auffällt. Honorine vermißt in einem Augenblicke von Schwermuth und Verzweiflung den Gott ihrer frühen Jahre: allein würde ihr voriger Glaube sie getröstet und eine Leidenschaft, wie die ihrige, besänftigt haben? In der Hälfte des Titels läge also das Verfehltste der Darstellung, die übrigens alle Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Gattung hat und den Leser anhaltend beschäftigt. Wir sehen hier Menschen mit Geist und Treue gezeichnet, wie sie aus den Verhältnissen und der Lebensweise des ehemaligen Paris hervorgiengen. Sie haben einen Anstrich von Unnatur, der sie leider nur um so wahrer macht. Honorine, in deren Charakter eine Stärke liegt, die ihn sehr hervorhebt, ob sie gleich eben so sehr zurückstößt als anzieht, scheint dem Fluche ihrer Geburt nicht entgangen zu sein, und von unwürdigen Aeltern allerlei geerbt zu haben. Ihr Bild ist ganz aus Einer Farbe; aber fröhlich kann uns diese Farbe nicht machen. Die Verschlagenheit des Kindes ist schmerzlich: es interessiert uns als ein Geschöpf, dessen Anlagen schon im ersten Reime verfälscht werden; denn die reinste Liebe kann einem so gefährlichen, so kühlen Scharffinne schwerlich die Wage halten, um ihre Unschuld zu retten. Die Art, wie sie die Verderbtheit der Kammerfrau zu ihren Zwecken benutzt, macht einen widrigen Eindruck, und ihre traurige Reise ist unstreitig um einige Jahre zu früh, selbst für diese Anlagen, angesetzt. Wir geben weiter keinen Auszug aus der Geschichte, um dem Leser nichts von dem Vergnügen zu rauben, das er hier finden kann. Die Revolution wird am Ende ziemlich mit Gewalt herbeigerufen, um dem Knoten eine Art von Auflösung zu verschaffen. Sie wird wohl noch oft in Romanen den Dienst eines Blizes leisten müssen, der aus blauem Himmel niederfällt. An verschiedenen Zügen ist der Verf. als Emigrierter kenntlich, und der Stil ist nicht frei von Gallicismen, so daß man dieß Werkchen für eine Uebersetzung halten muß, wenn gleich das Original noch nicht erschienen ist.

Friedrich Ernst Albrecht(s) Triumph der reinen Philosophie oder die wahre Politik der Weiber. In Briefen zweier Freundin(nen) nach dem Französischen. Lpz. 1796.

Dieser Triumph, den Hr. A., dem ersten Theile des Titels nach sich zueignet, ist vermuthlich nicht sowohl eine freie Bearbeitung 'nach' dem Französischen, als vielmehr ganz 'aus' dem Französischen übertragen. Der Stil hat alle Ungelenkigkeit einer wörtlichen Uebersetzung, und läßt selbst auf eine ungewöhnliche Steifheit im Original schließen. 'Die wahre Politik der Weiber' sollte dergleichen nun wohl nicht an sich haben. Hier sind zwei Freundinnen, wovon die eine einen angenehmen Leichtsinningen, die andre einen gefühlvollen Mann besiegt, den aber betrogne Liebe gegen ihr Geschlecht eingenommen hatte. Die Ehe der letzten ist so glücklich, daß sie Zeit behält, die Lehrerin der ersten zu machen, welcher die Flatterhaftigkeit ihres Gatten einige Prüfungen auferlegt. Doch ist er bei weitem kein eingewurzelter Bösewicht, und der Triumph über ihn nicht der schwerste. Die reine Philosophie hat übrigens mit dem Unterricht der Meisterin, welcher nur darauf abzielt, die Eitelkeit des Mannes für sich zu gewinnen, und aus der Ehe ein künstliches Verhältniß zu machen, wenig zu thun. Der Vortrag ist ein wenig pedantisch, und an einigen Stellen spricht sie von der Ehe, als wenn es eine rhetorische Kunst wäre. 'Auch gebe ich wohl zu bedenken, daß, wenn man seine Ausdrücke nett, leicht und deutlich vorträgt, das natürlich Einfache von der Kunst nicht unterdrückt sein darf, und man nicht zu wortreich sein muß.' In der ganzen Form der Briefe, sogar in den Freundschaftsversicherungen, herrscht eine gewisse Leere und Trockenheit, so daß das Individuelle nur eine Draperie einiger allgemeinen Betrachtungen abgiebt. Nicht selten übersetzt Hr. A. mit Gallicismen, wie z. B. 'sie ist mein Liebling bis zur Naserei.'

- 
- 1) Homers Iliade. Travestirt nach Blumauer. 1. Band. Weissenfels u. Lpz. 1796.
  - 2) Fürstbürger Phosphorus, oder die Allerweltspaffenharle-



finade. Eine komische Geschichte aus der Sphäre des Monchs. Aethiopel.

Zur Bequemlichkeit des Beurtheilers und Lesers hat der Verf. der saubern 'Travestur' (so nennt er selbst seine Dichtart) Nr. 1. eine Vorerinnerung vorangehen lassen, woaus man ihn zur Genüge kennen lernt. Der Beurtheiler erfährt sogleich, daß ihm hier nur das leichte, aber widrige Geschäft bevorsteht, zu verwerfen und etwanige Käufer zu warnen; und an den Leser, der sich nach diesen wenigen Blättern versucht fände, noch weiter zu lesen, möchte leicht jede Warnung verschwendet sein. Durch die Worte auf dem Titel 'nach Blumauer', widerfährt dem Verf. der travestierten Aeneide in der That eine wahre Beleidigung: so wenig ein geläuterter Geschmack die Ausschweifungen seines Witzes und seiner Laune anerkennen wird, so bleibt ihm doch das Verdienst des freimüthigen Eifers für Wahrheiten, die in dem Kreise, wo er schrieb, noch heftigen Widerspruch fanden, der kecken treffenden Satire, und eines geschickten Gebrauchs der Parodie, um auf Zeitumstände anzuspieren. Hier stellt sich nun der geistloseste und aberwitzigste Nachahmer in eine Linie mit seinem Vorbilde, das er nur durch Grobheit und Schmutz zu übertreffen sucht. Es ist schwer, Ausdrücke für den Ekel zu finden, womit ein unfreiwilliger Leser dieses Produkt durchläuft, in welchem Alles ohne Ausnahme platt und niedrig, Manches obendrein sinnlos und unanständig ist. Es besteht ganz aus Versen wie folgende:

Und überdies, wo sollte ich  
Zum Hören Zeit hernehmen,  
O! Klio denk', ich mußte mich  
Zum Versifier bequemen.  
Und das bringt wenig, weist du wohl,  
Dabei bin ich von Schulden voll,  
Als wie der Hund voll Flöhe.

Gleich in der nächsten Strophe nennt sich der Verf. einen 'armen Schlucker', und leider hat man Ursache, diese Nachrichten von seiner Person nicht für Ironie zu halten. Seine Gelehrsamkeit ist ungefähr von demselben Schlage, wie seine Poesie. Denn weil er glaubt, man könne 'durch die Lektüre einer guten und fließenden Travestur

einen reichhaltigen Schatz von alten griechischen und römischen Sitten erhalten', so hat er diese mit Notizen ausgestattet, die zuweilen so anschwellen, daß oben auf der Seite nur für zwei Zeilen Raum bleibt. Man erfährt darin nicht nur, wer Jupiter, Juno u. s. w. sind, sondern auch, daß Amerika durch den Columbus entdeckt worden, und 'warum die deutschen Musensöhne alle Handwerksgehilfen Gnoten nennen'. Er bittet nicht 'zu vergessen, daß seine Feder nur für Männer von ruhiger Gemüthsbestimmung und magerer Belesenheit geschnitten war'. Merkwürdig ist die bei schlechten Bücherschreibern so charakteristische, halb demüthige, halb trotzige Verbeugung gegen ihre Feinde, die Recensenten: 'Daraus will ich meinen Recensenten erkennen: — Lobt er mich zu sehr, (wie ich jedoch nicht hoffe) so werf ich ihn zur gellertischen Fabel vom Kriegsgott. Tadelst er mich über Gebühr, so ist er kein ehrlicher Mann. Hält er es aber mit dem Spruche *beati tennerant medium!* gut — ich lege mich ruhig schlafen'. Acht Bücher der Ilias sind erst in diesem Bande durch das Fegfeuer der Parodie gegangen: es wäre also noch Stoff zu zwei Bänden da. Möchten sie ungeschrieben, ungedruckt, oder wenigstens ungelesen bleiben!

Nr. 2. gehört ebenfalls in die burleske Gattung, ist aber in einem ganz andern Ton und Geist geschrieben. Der Verf. hat doch eine Absicht dabei gehabt, und zwar keine geringere als die, alle positiven Religionen ohne Ausnahme lächerlich zu machen. Was von dieser Absicht nach moralischen und politischen Verhältnissen zu halten sei, ist nicht die Sache des Geschmacks zu entscheiden; aus dem Ernst, womit der Verf. am Ende seinen Deismus predigt, muß man schließen, daß er selbst geglaubt hat, durch jene wegwerfende Kühnheit etwas Gutes zu leisten. Die Einkleidung ist folgende. Ein vollkommen weiser und tugendhafter Fürst im Monde, Namens Phosphorus, bekommt durch allzu angestregtes Arbeiten Anfälle von Hypochondrie. Man rath ihm, Narren zu seiner Gesellschaft kommen zu lassen, um sich durch Lachen zu heilen. Da es aber im Monde keine Narren giebt, so beschließt man Priester aller Religionen, als die ärgsten, von der Erde herauf kommen zu lassen. Man leiht ihnen dazu theils allerlei merkwürdige Thiere: den Pegasus, den Widder des Phryxus, den Esel Bileams u. s. w.; theils die Leiter, welche Jacob im Traume gesehen. Sie kommen an, Phos-

phorus bewirthe sie, legt ihnen Fragen über die Schöpfung, über die Mittel, sich der Gottheit gefällig zu machen, über den Zustand nach dem Tode vor, ergötzt sich an ihren widersinnigen und streitenden Antworten, und fühlt sich geheilt. Hierauf versammelt er sie noch einmal, trägt ihnen seine Weisheit vor, und rath jedem, unter den Flaschen, worin (nach der ariostischen Dichtung) der Verstand thörichter Erdbewohner im Monde verwahrt wird, die ihm zugehörige zu leeren. Dadurch werden sie dann von ihrem Wahne befreit, und weil sie nicht ohne Gefahr zur Erde würden zurückkehren können, lassen sie sich im Monde nieder. Rec. will nicht entscheiden, ob es die Schuld des Inhalts oder der Ausführung ist, daß man ungeachtet aller verzerrten Karikaturen, die vorkommen, sich kaum ein oder das andre Mal zum Lachen, ja nur zum Lächeln gereizt fühlt. Die Verirrungen des Aberglaubens sind vielleicht zu beklagenswürdig, der Betrug und die Laster, welche ihn erzeugen, zu gehässig, um zur komischen Unterhaltung dienen zu können. Was diese noch mehr vermindert, ist, daß das Gedicht für jeden, der nicht in den Religionsgebräuchen und Lehren der verschiedensten Völker sehr bewandert ist, eines Kommentars bedarf, welcher dann auch auf mehr als hundert Seiten geliefert wird, und vom Kunstrichter der Beurtheilung des Theologen und Geschichtsforschers überlassen werden muß. So viel kann auch jener wohl sagen, daß die heiligen Bücher der Christen darin auf eine unedle und gemeine Art angefeindet werden. Folgende Proben des Stils werden eben nicht sehr zur Lesung des Gedichtes einladen. Von der oben erwähnten Mondfahrt heißt es:

Die Thiere stiegen rasch empor  
Auf nie versuchten Bahnen;  
Das Geseleln erhob sein Ohr  
Und steng an zu hanen.  
Des freuten sich die Reiter sehr  
Und dachten, dieses Ungefähr  
Sei ein — glückahnend Omen.

An den ernsthaften Stellen sinkt der Ausdruck nicht selten zur mattesten Prosa hinab, z. B.

Gesetze, die der Nation  
Erwählte Weise schrieben,

Wird es als ein folgsamer Sohn  
Mit wahrer Achtung üben.  
Die Strafe scheut ein Bösewicht —  
Allein der Weise hält sie, nicht  
Aus Furcht — aus Ueberzeugung.

An dergleichen Versen ist außer dem letzten Kapitel vorzüglich das erste reich, wo eine Menge politische Gemeinplätze ausgekrant werden.

- 
- 1) Deutsche Schaubühne. 1794. Der Unabhängige, ein Lustspiel in 5 Aufz. Die glückliche Täuschung, ein Lustspiel in 1 Aufz. Mannheim.
  - 2) Unglück prüft Tugend, ein Schauspiel in 3 Aufz. von F. L. Schmidt. Leipz. u. Frankf. a. d. O. 1796.
  - 3) Vergehen und Größe, ein Schauspiel in 5 Akten von Burghardi, Stuttg. 1796.
  - 4) Alexina, oder ein Tag in der Türkei. (Ein) Schauspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen. Frei bearbeitet vom Hrn. Prof. Cowmeadow. 2. Auflage. Berlin 1796.
  - 5) Saffar, König in Rambaja. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Epz. 1795.

\* Das artige Titelblatt von Nr. 1. mit der Aufschrift 'Deutsche Schaubühne' und der Bignette, worunter das Motto *naturae aemulis* steht, scheint einen ironischen Sinn zu haben, da man hier keine Originale findet, sondern die Bearbeitung einer englischen Novelle und eine Uebersetzung aus dem Französischen, als vermöchte der Deutsche der Natur nur durch die dritte Hand nachzueifern. Die übrige Unbedeutendheit beider Stücke läßt uns indessen schließen, daß auch der Titel keinen weitem Sinn gehabt habe. Man wird sie lesen und sehen, oder nicht, und beides wird auf Eins hinauskommen. Die Uebersetzung ist ohne den mindesten Fleiß gearbeitet; allein wäre sie auch besser, so würde sie die abgenutzte Intrigue des

Originals um nichts unterhaltender, und die plötzliche Bekehrung des Ehemanns um nichts wahrscheinlicher machen.

Nr. 2. wird bei einer guten Vorstellung gewiß die Aufmerksamkeit beschäftigen. Es ist in einer ganz natürlichen Sprache geschrieben, die Verzerrung in Blunts Reden abgerechnet, und enthält, obgleich hier wiederum ein blinder Vater die Hauptrolle spielt, nichts was das Gefühl beleidigt, sondern im Gegentheil Manches, wodurch es angezogen werden kann.

Wenige Leser des Schauspiels Nr. 3. werden eines Winkes der Kritik bedürfen, um es unter den völlig ungenießbaren Haufen zu verweisen. Vergehn und Verbrechen ist genug darin; aber vergebens haben wir einen Funken von Größe gesucht.

Nr. 4. ist ein buntes Schauspiel, das sich als Operette besser ausnehmen würde. Die Tugend, an welche der türkische Bassa unaufhörlich gemahnt wird, müßte dann freilich vollends wegb bleiben. Die zweite Auflage scheint auf eine wohlfeile Art, bloß durch ein neues Titelblatt, bewerkstelligt worden zu sein.

Die Prätenstionen, welche der Verf. von Nr. 5. in der Vorrede, und die, welche er im Stücke selbst macht, bilden einen seltsamen Kontrast. 'Dieses Trauerspiel', sagt er, 'soll ein Spiegel sein, in welchem man die Sitten jener Zeiten erblickt, und konnte eben deswegen nicht so behandelt werden, wie ein Trauerspiel behandelt werden muß, in welchem Personen aus dem achtzehnten Jahrhundert auftreten'. Dem zu Folge hätte man eher eine zu knechtische Beobachtung des Kostums erwartet; aber es wird durchgehends in Empfindung und Ausdruck dagegen gesündigt. Diese Personen sind mit allen Sophistereien und Spitzfindigkeiten des Gefühls vertraut, und um dieß noch auffallender zu machen, hat der Verf. fleißig die Gegensätze und Unterscheidungen unterstrichen. Der Dialog ist ein beständiges Räsonnement. Die Spanierin und die indianische Prinzessin reden, ebenfalls ganz gegen die Absicht des Verfs., wie aus der Vorrede zu ersehn, Eine Sprache. Der erste Rath des indianischen Königs hält ihm ein Abstractum der Tugend vor, das dieser zu erreichen sich krümmt und windet. 'Saffar. — O hat wohl ein Erdensohn diesen gefährvollen Kampf mit Ruhm bestanden? nie! — nie! — Liebe ist Ehrgefühl, Empfindung ist Tugend! — Aschraf! du läßt mich gehen? siehst ruhig dem ehr-

losen Gaukelspiele zu, das ich beginnen werde? Ist die Freundschaft keine Stütze der Tugend mehr, so wirf die morschen Krüden weg, und laß dem empfänglichen Herzen seinen unbedachtamen Lauf! Aschraf (fällt nieder). Willst du die Stimme der Freundschaft hören? Saffar. Sie kriech' nie um mein Ohr (hebt ihn auf). Aschraf. So kriech' du nicht selbst um den Thron deiner Leidenschaften' u. s. w. Die indianische Prinzessin scheint in der römischen Geschichte sehr unterrichtet. Sie räsonniert über die Trodenheit der allzu erhabnen Tugend; daher trägt auch die Spanierin die Ehre sich aufzuopfern davon. Sie allein räumt die Bühne wirklich: vier Andre haben bloß den guten Willen sich zu ermorden. Einer derselben fühlt sein Herz etwas ängstlich schlagen, indem er zum Werke schreiten will, und ruft mit rollenden Augen: 'Oa Cato's Weib-gefang!'

- 
- 1) Wilhelm Wallace, oder der Held aus dem Hochlande. Ein histor. Roman, aus dem Engl. des Hrn. Gibbons, übersetzt von M. Friedrich Böschmann. 2 Theile. Leipzig 1796.
  - 2) Trümmer der Vergangenheit, aus ihren Ruinen ans Licht gebracht von Albrecht. Hamb. 1796.
  - 3) Scenen aus dem Ritterthume. Berlin 1796.

Die Novelle Nr. 1., die sich etwas zu anspruchsvoll einen Roman nennt, fügt nur eine Zahl zu der großen Menge hinzu, ohne sich dem Gedächtnisse besonders merkwürdig zu machen. Der Stil ist derjenige, den die Engländer meistens für dergleichen Erzählungen aus entfernten Zeiten gebrauchen, der geschmückte: doch sind sie zum Trost der Uebersetzer noch nicht auf den antiquarischen Einsall gekommen, die Sprache des Jahrhunderts nachzuahmen, in welches sie die Handlung verlegen. Die ganze Ausführung verräth ihre Armut durch die Menge der Episoden, die in einem so geringen Umfange zusammengedrängt sind, und das Interesse vom Helden abziehen, ohne etwas Interessantes an die Stelle zu setzen.

Nr. 2. entspricht seinem Titel: Trümmer aus Trümmern ans

Licht gebracht! Man darf sich daher über die Brocken nicht wundern, die zum Vorschein kommen, zumal da der Verf. dergleichen überhaupt in so vielfachen Gestalten zu Tage zu fördern beschäftigt ist. Zuerst giebt er uns hier ein Ding, dessen wahre Meinung sich nicht wohl errathen läßt. Am Strande der Ostsee liegt ein Mädchen und jammert, weil sie während eines Sturms ihren Geliebten in den Wellen untergegangen glaubt. Aus ihrer Beschreibung desselben sieht man, daß sie ein Recht zu jammern hat, denn 'wenn er sie sinken läßt, giebt er Entzücken'. Der Schutzgeist Teutoniens (der sich anfangs anmaßt, die Geschichte zu erzählen, worauf ihm aber der Verf. bald, ohne weiter davon Erwähnung zu thun, das Wort vor dem Munde wegnimmt) geht in der Gegend spazieren, und kommt ihr in so weit zu Hülfe, daß er den Verlorenen anzuspähen sucht. Er entdeckt ihn auch auf einer benachbarten Küste; aber leider neben einem andern Mädchen, das ihn gerettet hat. Er kann nicht verhindern, daß sich diese nicht in einen solchen Jüngling sogleich verlieben sollte. Sie erfährt zwar, daß es umsonst ist, und drückt ihren Schmerz folgendermaßen aus: 'Ich wage es nicht zu sagen: warum habe ich ihn nicht sterben lassen? aber ich wage es zu sagen: warum bin ich geboren!' Doch da die erste Geliebte herbeieilt, hat der Held schon den Schwur gethan, beiden aus Mitleid gegen die zweite auf ewig zu entsagen. Nach einigem Kampf, wobei eins der beiden Mädchen 'ihre schwache Seele gegen seiner starken mit einer Art von Verachtung betrachtet', finden sich auch alle drei aufs Beste in diese glückliche Auskunft. Der Schutzgeist sagt ihnen Wunderdinge von der deutschen Küste vor, wohin er sie zurückführen will. Sie schiffen sich ein, und damit ist Alles zu Ende, als hätte er sie ins Himmelreich entführt; wo man denn sehr zufrieden ist, sie verlassen zu dürfen. Wer an bekanntern Gegenständen Geschmac findet, kann im folgenden Stück die Schlacht bei Sempach lesen, die nun eben nicht aus Ruinen hervorgezogen zu werden brauchte. Die dritte Novelle ist wieder aus dem Geisterreiche oder der natürlichen Magie, und die vierte aus der mährischen Geschichte genommen. Die fünfte Trümmer (es sollte billig das fünfte Trumm heißen, denn Trümmer ist ein Pluralis), ein Drama in Jamben, ist ein Beweis mehr, daß diesem Schriftsteller Nichts zu schwer dünkt, und daß ihm Alles in gleichem Maße gelingt.

Der Vorrede nach tritt in Nr. 3. ein neuer Verfertiger solcher Scenen auf, die von Helm und Schild widerklingen, und steht sich nach Lob und Tadel um. Hier wäre also vielleicht ein Wort der Warnung nicht ganz verloren. Doch auch ohne eine solche Hoffnung darf Rec. nicht verhehlen, daß es mit der 'sanften Theilnahme', welche der 'junge Anfänger zu entlocken' wünscht, wenig zu sagen hat; 'eine zurückschreckende Empfindung' zu erregen, möchte ihm schon eher gelingen. Auch ist es kein 'thunlicher Fall, durch geringfügige', und wir dürfen hinzufügen 'ganz und gar ungetreue' 'Schattenriße der Vorzeit ritterliche Denk- und Handlungsweise zu entwerfen'. 'Die milderen Gefühle für den Werth des edleren reineren Sinns' werden nicht durch gedehnte, und im Munde der Sprechenden gegen alle sowohl allgemeine als lokale Natur und Wahrheit verstoßende Vernünfteleien 'kenntlich gemacht'; und 'die nächtliche Schwärze des Lasters' steht in Mord und Graus nur in sehr rohen Umrissen da. Die eingestreuten Liebchen reichen bei weitem nicht hin, diese Erzählungen vor andern ähnlichen auszuzeichnen: sie verrathen nur dadurch, daß sie so häufig aus dem rechten Tone fallen, von einer Seite mehr das Unvermögen des Verfassers.

---

Der Tempel der Freiheit. Eine tragische Scene unsers Zeitalters, von C. W. G. 2 Theile. Basel 1796.

Zueignung und Vorrede thun es schon hinlänglich kund, daß die allerschülerhaftesten Hände diesen Tempel aufgeführt haben. Jene ist 'an das beste Mädchen unter dem Monde, seine Charlotte', gerichtet. 'Ein Kuß von ihren unentweiheten rosign Lippen wäre eine zu kostbare Belohnung für seine geringe und unbedeutende Arbeit': dessen ungeachtet 'eilt er' vor den Augen des ganzen Publikums 'in ihre Arme, saugt Seligkeit von ihren Lippen, und versinkt zum Schluß in nennlose Wonne, als ihr ewig Liebender.' In der Vorrede äußert er die Hoffnung, daß irgend ein harter Vater nach Lesung dieser wahrhaften Geschichte, worin er nur Stand und Namen verändert habe (wie denn seinem Könige auch wirklich manches Bürgerliche anflebt), 'verzeihender und nachsichtsvoller seine Kinder behandeln werde.' Er muß dann wenigstens kein so brutales Un-



geheuer sein, dergleichen der Schreiber eins aufstellt, wenn er sich durch Worte rühren lassen kann. Denn 'schrecklicher und ärger noch als Beelzebub seine Untergebenen' pflegt jener seine Tochter zu 'mißhandeln', und 'weniger und geringer sind die Schmerzen, die der verstockte Bösewicht auf der Folterbank ausstehn muß, als das erbarmenswürdige Mädchen'. Es ist also nicht zu verwundern, wenn sie so weit gebracht wird, daß sie zuletzt gar Briefe an Gott schreibt: 'Lotte des Abends an Gott'. Vermuthlich hat der Verf. auch von solchen Briefen ein Muster geben wollen, so wie er Th. I. 'zum Gebrauch manches Liebenden, der nicht so geübt in der Feder ist', einen von Wilhelm an Lotten einrückt, durch den er ihr seine Seele verschreibt, 'auf goldgerandetem Papier aufs zierlichste geschrieben und sein Name darunter mit Blut schimmernd gezeichnet'. Dieß ist zugleich ein Beweis, daß der Verf. seine Arbeit noch lange nicht für so 'gering' und so jämmerlich hält, als sie ist. Der Vorfig des besten Mädchens unter dem Monde hat nicht einmal auf die Anständigkeit seines Tons Einfluß gehabt, wenn er, um nur einen Ausdruck unter der Menge aufzugreifen, von 'zärtlichen Damen' spricht, 'die in den sterblosen Armen eines Wollüftlings unbefriedigt die Nächte durchquälen.' Auch läßt er keine Gelegenheit vorbeizgehn, das Ansehn physischer Kraft an Freund und Feind geltend zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich die Politik in diesem Buche ebenfalls nur aberwitzig geberdet. Der Held flüchtet, und geräth durch eine Fallthür, nachdem er eben zuvor der ganzen Welt-Troß geboten, zitternd in den unterirdischen 'Tempel der Freiheit', unter eine Gesellschaft, die dem heimlichen Gericht oder auch einer Räuberbande gleicht, und urplötzlich alle Großen und Vornehmen mordet, wobei er denn mitergriffen und hingerichtet wird. Doppelt Schade um ihn, da er auch ein Poet war, und nur die Feder zu ergreifen brauchte, 'siehe da war es ein Gedicht voll hoher Empfindungen, voll zärtlicher Ausdrücke', wie diese:

Und von Gottes unsichtbarer Hülle  
 Raufchte Amen! Amen! drein;  
 Nachjauchz' ich es in der Freuden Fülle:  
 Amen! Lotte, du bist mein!

---

Oeuvres de Chamfort, recueillies et publiées par un de ses amis. Paris. L'an 3 de la Rép. 4 Tomes.

In der Erwartung, die man häufig und mit Zuversicht geäußert hat, als müßten die großen politischen Begebenheiten in Frankreich eine schnelle und durchgängige Umschaffung der französischen schönen Litteratur hervorbringen, liegt unstreitig viel Ueberspanntes. Zwar ist der seit jenen verfloßene Zeitraum bis jetzt noch viel zu kurz und zu unruhig gewesen, um sie durch die Erfahrung zu widerlegen: aber die Frage ist nicht von der Art, daß nur die Erfahrung zu ihrer Entscheidung berechtigen könnte. So sehr auch der Geschmack, als ein Theil des Nationalcharakters oder aufs genaueste damit zusammenhängend, den Einflüssen der politischen Verfassung unterworfen sein muß, so ist doch diese nicht die einzige moralische Ursache, welche den Charakter einer Nation bestimmt, und die physischen Ursachen bestehen unmittelbar unter allen Verfassungen. Hierzu kommt, daß jede bis auf einen gewissen Grad gebildete Sprache ihr Volk mehr beherrscht, als von ihm beherrscht wird, und daß vermitteltst einer solchen Sprache, die sich in einer schon festgesetzten Form forterbt, entfernte Menschengeschlechter ihren Nachkommen eine Erziehung geben, welche oft von diesen gar nicht wahrgenommen, oft geradezu geleugnet wird, und desto unfehlbarer wirkt. Da die französische Sprache durch die höchste Verfeinerung auf eine zierliche Einförmigkeit beschränkt und bis zur Schwächung abgeglättet und zugespitzt ist, so läßt sich bei ihr eben so wenig, als bei einer schon entwickelten Organisation, an eine wesentliche Umgestaltung denken, die keine Ausartung wäre. So lange aber die Sprache, vor der einen Seite das Medium der geistigen Empfänglichkeit

von der andern das Werkzeug des Dichtergeistes und Wises, feinere Ausbildungen abgerechnet, dieselbe bleibt: wie sollten im Reiche des Geschmacks höhere Forderungen als bisher gemacht, und wie befriedigt werden können? Wie Vieles wird noch geschehen müssen, wenn die französische Nation den so tief eingewurzelten, und auf gewisse Art gegründeten Glauben aufgeben soll, daß sie in jeder Gattung unübertreffliche Muster der Nachahmung besitze?

Es giebt indessen Arten der Bildung, die nur in besonderen Verhältnissen des geselligen Lebens gedeihen, und in Ansehung dieser kann man ohne Bedenken sagen, daß in Frankreich eine neue Epoche der Litteratur angefangen hat. Da das nächste Zeitalter geneigter sein wird, die Eigenthümlichkeiten der geendigten Epoche fremd und klein zu finden, als sie ausschweifend zu bewundern, so ist es verdienstlich, alle noch vorhandenen \*) Schriften, worin sie sich ausspricht, zu sammeln und auf die Nachwelt zu bringen. Sie können nicht nur wichtige Beiträge zur Sittengeschichte liefern, sondern auch durch \*\*)Vorzüge glänzen, die aus jener erklärt werden müssen, und die man, wo sie sich finden, genießen, aber nicht zurück wünschen darf, wo sie ausgestorben sind. Dahin gehört eine gefällige, witzige Frivolität, die nur aus dem Mittelpunkte geschmackvoller Leppigkeit hervorgehen kann. Sie war Chamforts Geiste nichts weniger als fremd; doch hätten wir aller Wahrscheinlichkeit nach in dem, was von ihm verloren gegangen ist, vorzüglich in seinen Erzählungen und in seinen Episteln der Ninon, noch mehr Anlaß gefunden, ihn mit Köpfen wie Hamilton und Boufflers zu vergleichen,

---

\*) Denkmäler derselben zu sammeln 1796. \*\*) ästhetische Vorzüge 1796.

als in dem Theile dieser Sammlung; worin er seine Kenntniß der Welt und der Menschen niedergelegt hat, und zwar zuweilen als witziger und satirischer, aber meistens als ernster Beobachter erscheint. Seine dichterischen Erzeugnisse zeichnen ihn am wenigsten aus. Sie tragen das allgemeine Nationalgepräge, und die Fesseln der conventionellen französischen \*) Kunstregeln haben seinem originalen Geiste wenig freie Bewegung gestattet. Als Kunstrichter ist Chamfort Akademist und gläubiger Verehrer des klassischen Zeitalters unter Ludwig dem vierzehnten. In seiner Philosophie, die er immer nur aphoristisch vorträgt, erkennt man den Zeitgenossen von Voltaire, Helvetius und den Encyclopädisten. Aber seine Ansichten der Gesellschaft und des Lebens überhaupt sind das reine Resultat seiner \*\*) Persönlichkeit und seiner Erfahrung. \*\*\*) Sie wurden erst nach seinem Tode in der Sammlung seiner Werke der Welt mitgetheilt, und möchten leicht den anziehendsten Theil seines ganzen †) schriftlichen Nachlasses ausmachen.

Ein Zug, der Chamfort von vielen witzigen Köpfen seiner Zeit unterscheidet, und den der Herausgeber in das volleste Licht zu stellen bemüht ist, um ihn dem jetzigen französischen Publikum zu empfehlen, ist die uneigennützigte Wärme, womit seine Denkart der neuen Ordnung der Dinge entgegen kam. Der ganze Ton seiner Bildung hätte ihn eher davon entfernen müssen, wenn diese Bildung nicht von einem sehr entschiedenen Charakter begleitet gewesen wäre, in welchem jede Ueberzeugung sich zur Triebfeder des Betragens

---

\*) Technik 1796.    \*\*) Individualität 1796.    \*\*\*) Sie werden hier der Welt zum ersten Male mitgetheilt 1796.    †) schriftstellerischen 1796.

und zur Neigung erhob. Er lebte in der großen Welt; die Art von Glück, welche er gemacht hatte, verdankte er ganz einem litterarischen Luxus, der nur in einer Verfassung der Gesellschaft stattfinden kann, wo die angesehenste Klasse das Vorrecht hat, sich nicht um das Nützliche bekümmern zu dürfen, und daher einen hohen und ausschließenden Werth auf bloß glänzende Vorzüge legt. Es war in einem Alter, wo man keine neuen Gewohnheiten mehr annimmt, wo die Wünsche und Bestrebungen der meisten Menschen sich auf ruhigen Besitz des Erworbenen beschränken, und wo ihnen alles unwillkommen ist, was diesen Besitz auch nur entfernter Weise zu stören droht. Dennoch hielt ihn weder Eitelkeit, noch Eigennutz; noch Citelkeit ab, seinen Uebersetzungen eifrig und öffentlich zu huldigen. Mehrere vorher berühmte Schriftsteller haben sich bloß aus Ehrgeiz auf die Seite der Revolution geworfen, um sich eine noch glänzendere Existenz zu verschaffen, da sie einsahen, daß ihre bisherige ein Ende nehmen müsse; Chamfort hingegen scheint dabei gar nichts für sich gesucht zu haben. Er fühlte bei seiner schwachen Gesundheit keinen Verus, sich in die Strudel der politischen Thätigkeit zu stürzen; aber er blieb unter jedem Wechsel der Begebenheiten seinen Grundsätzen treu, und alles, was er für die Revolution sprach oder schrieb, floss aus eignen wahren Gesinnungen. Den stärksten Beweis hievon gab er dadurch, daß er zuletzt selbst ein Opfer seiner Freimüthigkeit wurde.

\*) Ueber den damaligen Zustand der französischen Litte-

---

\*) Statt der folgenden 3 Sätze hat die A. Z. J. 1796. S. 243 f. Folgendes: Durch eine vorangeschickte, sehr zweckmäßige und gut geschriebene Notice sur la vie de Chamfort hat der Herausgeber, der sich

ratur giebt der Bericht, welchen der gelehrte und einsichtsvolle Herausgeber, Ginguené, von Chamforts schriftstellerischer Laufbahn erstattet, manche Aufschlüsse. Sonst aber

nur mit G. unterzeichnet (es ist Ginguené, Mitglied des Nationalinstituts), die Lücken ausgefüllt, welche die Betrachtung der Schriften G's in der Bekanntschaft mit seinem Geist und Charakter noch übrig läßt. Wir heben die bedeutendsten Züge aus, die unsere Leser theils mit seiner literarischen Laufbahn bekannt, theils durch die Theilnahme an dem Menschen auf den Schriftsteller begierig machen können.

Chamfort wurde in Auvergne im J. 1741. mit sehr geringen Ansprüchen an die bürgerliche Gesellschaft geboren, indem schon seine Geburt wider ihre Anordnungen verstieß. Er lernte seinen Vater niemals kennen; aber er bewies sich darum nicht weniger als einen zärtlichen Sohn gegen seine Mutter, und versäumte während einer leidenschaftlichen Jugend und bei eigner Noth niemals sie zu unterstützen. Seine gelehrte Erziehung erhielt er im Collège des Grassins.. Eine entschiedene Abneigung gegen den geistlichen Stand, ob er gleich schon Abbé hieß, entfernte ihn von diesem Aufenthalt. Er hatte nun mit Noth und Armut zu kämpfen, und nährte sich kümmerlich von einer dienstbaren Schriftstellerei. Seine erste nützliche Arbeit war seine Theilnahme am Vocabulaire français. Er fuhr dabei fort, sein poetisches Talent zu üben, and ein akademischer Preis, den er durch eine in die Sammlung eingerückte Epître d'un père à son fils, sur la naissance d'un petit fils gewann, war der erste Schritt zu seinem Glücke. Diese Auszeichnung, verbunden mit einem angenehmen Aeußern und aufgewecktem Wize, verschaffte ihm eine günstige Aufnahme in der parisischen Modewelt; allein die dadurch beförderte Unregelmäßigkeit seiner Lebensart gab seiner Gesundheit einen Stoß, wovon er sich nie wieder ganz erholte. Seine Noth wurde dadurch beträchtlich vermehrt, bis es ihm gelang, seinen Glücksstand fester zu gründen. Dennoch verlor er sein Ziel, sich durch litterarischen Ruf zu einer genügsamen Unabhängigkeit hinauf zu arbeiten, nicht aus den Augen, und schlug sogar sehr vortheilhafte Anträge aus, die ihn davon entfernt haben

haben die Schriften, wodurch Chamfort hauptsächlich seinen litterarischen Ruf erwarb, für uns gerade am wenigsten Bedeutung. Sie bestehen größtentheils in theatralischen Arbeiten und akademischen Preisschriften, welche ihm im Jahre 1781. eine Stelle in der französischen Akademie verschafften. Der darauf folgende Zeitraum bis in die ersten Jahre der Revolution war die glücklichste und glänzendste Periode seines Lebens. Der Graf von Vaudreuil, ein liebenswürdiger Hofmann, der damals in hoher Gunst stand, war Chamforts genauer Freund, und bewog ihn, eine Wohnung in seinem

---

würden. Die gebahnten Wege hiezu waren damals in Frankreich theatralische Arbeiten und Bewerbung um akademische Preise. Nach einigen mißlungenen Bemühungen gewann er deren zwei, von der französischen Akademie für seine Lobsschrift auf Molière, und von der marseillischen für die auf Lafontaine. Schon weit früher, im 23ten Jahre machte er seine erste Erscheinung auf dem Theater mit einem kleinen Lustspiele: *la jeune Indienne*. Sechs Jahre nachher gab er ein anderes Nachspiel, *le marchand de Smyrne*, und nach einem eben so langen Zwischenraume sein Trauerspiel *Mustapha et Zeangir*. Jene beiden waren mit Beifall aufgenommen worden, und hatten ihn eine Zeitlang ernährt: dieses verschaffte ihm eine Pension vom Hofe, wo es ausgezeichnetes Glück machte. Vorher hatte er immer nur dürftig von dem Ertrage seiner durch Kränklichkeit ununterbrochenen Arbeiten, von der Unterstützung reicher Freunde, und von einer kleinen Pension auf den *Mercur* gelebt, die ihm Chabannon großmüthig abtrat. Jetzt bot ihm auch der Prinz von Condé die Stelle eines *Secrétaire des commandements* in seinem Hause an, die Ch. einige Zeit verwaltete, aber bald aus Abneigung gegen den Zwang des Hoflebens aufgab; kurz darauf verließ er das Schloß des Prinzen gänzlich. Schwermuth über den Verlust einer Freundin, nebst andern Verdrießlichkeiten, entzogen ihn auf einige Jahre der litterarischen Welt. Doch war sein Ruf zu ausgemacht, als daß man ihn bei Erledigung einer Stelle in der *Académie Française* im J. 1781. hätte übergehen können.

Hause anzunehmen, wo er, frei von aller Abhängigkeit, bald das Schauspiel der großen Welt genoß, bald sich in einen ausgewählteren Birkel von Freunden zurückzog, bald ruhig seinen Lieblingsbeschäftigungen nachhieng. So wie die politische Gährung zunahm, mußten ihn freilich seine Meinungen und selbst seine Warnungen immer mehr von einem Adel entfernen, der den nahen Fall nicht vorausah; er trennte sich daher nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution von Baudreuil. In den ersten Jahren jenes Zeitraums bildete sich auch seine genaue Freundschaft mit Mirabeau, die bis zum Tode des letzten fortbauerte. Vielleicht führt den Biographen der Wunsch, \*) seinem Freunde politische Wichtigkeit beizulegen, zu weit, wenn er behauptet, Chamfort's Rath und Leitung habe auf Mirabeaus öffentliche Laufbahn den \*\*)entschiedensten Einfluß gehabt. \*\*\*)Zwar scheinen die seitdem herausgegebenen Briefe Mirabeau's an Chamfort die Behauptung des Biographen zu bestätigen. Mirabeau eröffnet sich seinem Freunde nicht nur mit großer Innigkeit und unbegrenztem Zutraun; in den stärksten Ausdrücken erkennt er dessen Ueberlegenheit und das Wohlthätige seiner Leitung an. Allein Mirabeaus †)kühner Geist hatte immer Mühe, von dem leidenschaftlichen Ungeflüm, wodurch er eben

\*) seinen Helben 1796.    \*\*) entscheidendsten 1796.

\*\*\*) 1796: Es ist wahr, gegen die Richtigkeit der eingerückten Stellen aus Briefen von Mirabeau an Ch. (der Herausgeber kündigt eine vollständige Sammlung derselben an, die auch jetzt zu Paris erschienen ist; in der *Décade phil.* 4. Ann. républ. Nr. 83. S. 289. steht eine sehr merkwürdige *Lettre inédite de M. à Ch.*, aus und zum Theil über England) ist weder aus äußern noch innern Gründen etwas einzuwenden: die ganze Eigenthümlichkeit seines großen Geistes ergießt sich darin in glühenden Worten.

†) Genie 1796.



so unwiderstehlich wirkte, nicht zu Verirrungen hingerißen zu werden. Er mußte daher einen großen Werth auf die Reife, auf die Gabe der kühleren Beobachtung legen, die Chamfort bloß durch Jahre und Erfahrung vor ihm voraus hatte. Auch gehörte er, wie man vorzüglich aus seinen Briefen sieht, zu den auf eine edle Art verschwenderischen Gemüthern, die Andern aus der Fülle ihrer Vorzüge erst leihen, was sie von ihnen zu empfangen scheinen. Mirabeaus ausgebreitete Aufmerksamkeit sogar auf sehr untergeordnete Menschen, um sie zu seinen Zwecken zu benutzen, kann wohl nicht hieher gezogen werden. Chamfort war zu tiefer Menschenkenner und fühlte sich zu sehr, um ein solches Verhältniß nicht zu merken und es sich gefallen zu lassen. Nur freie, auf Uebereinstimmung und Gleichheit gegründete Anhänglichkeit konnte ihn bewegen, so uneigennützig für Mirabeau zu arbeiten. Er hatte beträchtlichen Antheil an dessen früheren Werken, und vorzüglich an der Schrift über den Cincinnatus-Orden. \*) Noch in späterer Zeit dauerte diese gemeinschaftliche Wirk-

---

\*) 1796: Noch in späteren Zeiten dauerte dieser Verkehr fort. Eine ganz von Ch. verfertigte Rede über die Abschaffung der Akademien, welche Mirabeau durch den Tod verhindert worden ist zu halten, fand sich unter den Papieren des letztgenannten, und ist in diese Sammlung aufgenommen. Jener stand auch andern Rednern der constituierenden Versammlung mit seinem Geist und seiner Feder bei. Sonst waren seine letzten schriftstellerischen Arbeiten mehrere Artikel im Mercure, woran er seit dem J. 1790. Antheil nahm, und Tableaux de la révolution, eine Reihe von Beschreibungen der Hauptbegebenheiten, von großen Kupferstichen begleitet, die Cinguent nachher fortgesetzt. Noch kurz vor seinem Tode entwarf er mit einigen Freunden den Plan zu einer Zeitschrift, welche unter dem Titel la décade philosophique in der Folge vielen Beifall gefunden hat.

samkeit fort. Chamfort hatte eine Rede über die Abschaffung der Akademien ausgearbeitet, welche Mirabeau halten sollte, als ein plötzlicher Tod ihn hinwegraffte. Auch andern Rednern der constituierenden Versammlung stand Chamfort mit seinem Geiste und seiner Feder bei.

Die ihn betreffenden Folgen der Revolution, welche ihn bald aus gewohntem Ueberflusse in die eingeschränkste Lage versetzten, machten ihn in seinem Eifer für sie nicht irre. Man hat ihm im Journal de Paris nachgerühmt, er habe alle Mißbräuche der alten Regierung sogar an sich selbst leidenschaftlich verfolgt. 'Er eiferte gegen die Pensionen, bis er keine mehr hatte; gegen die Akademien, wovon die Einkünfte seine einzige Hülfquelle geworden waren, bis es keine mehr gab; gegen alles Weibbrauchstreuen und Liebedienern, bis niemand mehr sich um sein Wohlgefallen bewerben mochte; gegen den übermäßigen Reichthum, bis er keinen Freund mehr hatte, der reich genug gewesen wäre, um ihm seine Kutsche zu leihen und ihn zum Essen einzuladen; er eiferte endlich gegen die Trivolität, gegen die Schöngeisterei, gegen die Litteratur sogar, bis alle seine Bekannten, bloß mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, sich nicht mehr um seine Schriften, seine Schauspiele, seine Unterhaltung bekümmerten.' In den unglücklichen Zeiten, wo die anarchische Partei die Oberhand gewann und mehr und mehr ihre Schreckensregierung gründete, kehrte sich die kühne Offenherzigkeit seiner Reden, die vorher oft von Mund zu Mund gegangen und Sprichwörter geworden waren, gegen sie, und seine heißen Einfälle wurden ihm als Staatsverbrechen angerechnet. Den Wahlspruch: Brüderschaft oder der Tod! erklärte er: Sei mein Bruder, oder ich schlage dich todt! Auch nannte er es die Brüderschaft Kains und Abels,

und da man ihm vorwarf, er wiederhole dieß Wort zu häufig, erwiderte er: 'Sie haben Recht, ich hätte zuweilen zur Abwechslung sagen sollen: die Bruderschaft des Eteokles und Polyneices.' Die Tyrannei unter Robespierre hat sich zwar nicht lange genug einwurzeln können, um, trotz allen Spionen, das freie Reden in Paris selbst an öffentlichen Orten zu verhindern; aber Chamfort war ein zu ausgezeichneter Kopf, um unbemerkt zu bleiben. Die Stelle eines Bibliothekars an der National-Bibliothek, die er er noch von Roland hatte, mußte zum Vorwande seiner Verhaftung dienen. Man brachte ihn zugleich mit Barthelemy in das Gefängniß der Madelonnetten, ließ ihn zwar nach einigen Tagen wieder los, gab ihm aber einen Gendarmen zur Bewachung. Seine Kränklichkeit und das Bedürfniß beständiger Pflege machten ihm ein ungesundes Gefängniß unerträglich, und als ihm der Gendarme eine zweite Verhaftung ankündigte, beschloß er ihr durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Er entfernt sich unter dem Vorwande Vorbereitungen zu machen, verschließt sich in sein Cabinet, will sich vor die Stirne schießen, aber verlegt nur die Nase und das eine Auge: hierauf verwundet er sich an der Kehle, an der Stelle des Herzens, versucht sich die Adern zu öffnen, hat aber nicht Kräfte genug zu einem tödtlichen Streiche. Man läuft hinzu, sucht das Blut zu stillen, und bringt ihn auf sein Bett, wo sein Erstes ist, daß er eine Erklärung über seinen Entschluß zu sterben diktiert und unterzeichnet. Sein Freund Ginguéné, der herbeieilt, findet ihn zwar in einem fürchterlichen Zustande, aber in vollkommener Gemüthsruhe, und schon wieder gestimmt zu scherzen. 'Was ist zu thun?' sagt Chamfort zu ihm: 'da sehen Sie, was es heißt eine ungeschickte Hand haben. Nichts gelingt Einem, nicht einmal

sich selbst umzubringen.' Hierauf erzählt er ihm: 'comment il s'était perforé l'oeil et le bas du front au lieu de s'enfoncer le crâne; puis charcuté le col au lieu de se le couper; et balaféré la poitrine sans parvenir à se percer le coeur.' — 'Endlich,' fügt er hinzu, 'habe ich mich an Seneca erinnert; dem Seneca zu Ehren habe ich mir die Adern öffnen wollen. Aber er war reich, er hatte Alles nach Wunsch, ein warmes Bad, kurz jede Bequemlichkeit. Ich bin ein armer Teufel, habe nichts von dem allem; ich habe mir entsetzliche Schmerzen verursacht, und da bin ich doch noch. Aber die Kugel sitzt im Kopfe, das ist die Hauptsache. Ein wenig früher oder später macht nichts aus.' \*) — Bald darauf starb Chamfort an den Folgen seiner Wunden, und fand im Tode eine Zuflucht vor ferneren Verfolgungen, die ihn sonst ohne Zweifel getroffen hätten.

Chamfort gehörte vielleicht zu den Köpfen, die nicht so sehr

---

\*) 1796: Es ist merkwürdig, wie der Nationalcharakter Eigenschaften, die ihm fremd scheinen, ohne daß er sie doch im Grunde ausschließt, modificiert, und wie dieselbe Standhaftigkeit in Schmerzen und beim Anblick des Todes, die sich bei einem Römer in die Würde seines Volkes kleidete, hier die Farbe der französischen Flüchtigkeit trägt.

Ob Ch. gleich bis auf einen gewissen Grad geheilt ward, so starb er doch nicht lange nachher an den Folgen seiner Wunden. In der letzten Krankheit drang er mehrmals darauf, dem Herausgeber seine Papiere zu übergeben; dieser schob es immer auf, um, wie er sagt, 'die damit verknüpfte traurige Vorstellung zu entfernen': eine Schonung oder Weichlichkeit; die in Ansehung Ch's gewiß überflüssig war, und der Litteratur einen nicht geringen Verlust zugezogen hat. Sein Zimmer ward versiegelt, und als man es nachher öffnete, ward ein beträchtlicher Theil seiner Handschriften (un grand nombre d'ouvrages précieux), welcher vermuthlich entwandt war, vergebens gesucht.

durch ihre Talente, als durch ihre ganze Persönlichkeit Original sind, und die man daher mehr an dem, was sie sagen, als an dem, was sie schreiben, erkennt. Zu einer ausdauernden Anstrengung scheint er eben nicht gemacht gewesen zu sein. Bei seinen früheren Werken, wodurch er seinen Ruhm gründete, spornte ihn fast immer ein äußerer Antrieb; und was er nachher geleistet, wenigstens was noch vorhanden ist, scheint größtentheils die Frucht augenblicklicher Eingebungen gewesen zu sein. Hierzu kommt, daß er sich früher als die meisten Menschen von Täuschungen losmachte, und die Eitelkeit vieler Dinge einsah. Daher seine Gleichgültigkeit gegen Schriftstellerruhm. 'Ist es nicht lächerlich,' schreibt er einmal vom Lande, wo er sich hinbegeben hatte, um an den *Épîtres de Ninon* zu arbeiten, wegen deren man ihn drängte, 'daß man vernünftig zu leben unternimmt, um Thorheiten zu schreiben?' Der künstlerische Genius fühlt ein Bedürfniß der Kunst, und wenn Chamfort nicht bloß als wichtiger Kopf den dramatischen Dichter machte, so ließ er es schwerlich bei so einzelnen, obgleich gelungenen Versuchen bewenden. Daß er seine Lebensphilosophie nicht zum schriftstellerischen Geschäft machte, gereicht ihm eher zum Lobe; die liebste und gefühlteste Wahrheit theilt man nur mit solchen Menschen gern, von denen man sicher ist ganz verstanden zu werden und scheut sich am meisten, ein Gewerbe damit zu treiben.

\*) Unter den akademischen Schriften Chamforts verdienen seine Lobreden auf Lafontaine und Moliere ausgezeichnet zu werden. Diese bei den Franzosen so beliebte und so häu-

---

\*) 1796: Der erste Theil der Werke Ch's enthält die von Seiten des Stils am fleißigsten, mit der Sorgfalt eines Akademisten ausgebildeten, prosaischen Schriften. Die beiden oben erwähnten Gloges machen den Anfang.

fig bearbeitete Gattung (auch das jetzige National-Institut scheint die Sitte der Lobsschriften oder Lobreden aufrecht erhalten zu wollen), die unter uns fast gänzlich vernachlässigt worden ist, läßt sich von mehr als Einer Seite betrachten. Selbst ein allzu freigebiges Lob, einem Verstorbenen erteilt, wird nicht leicht unreiner Triebfedern verdächtig, und es ist erweckend für Andre, wenn das Andenken des Verdienstes feierlich geehrt wird. Mag es sein, daß eine Nation in dieser Gallerie verschönerter Bildnisse von Männern, welche ihr angehörten, vor allen Dingen sich selbst sucht; so ist doch viel dadurch gewonnen, daß ihre Eigenliebe sich an wahrhaft große Namen knüpft, und nicht bei einem verworrenen Vorurtheile von Würde und Ueberlegenheit stehen bleibt, das auch der roheste Barbar haben kann. Der stille Lebenslauf eines Denkers oder Künstlers bietet dem Biographen selten eine Reihe auffallender Begebenheiten dar; das ächteste Leben solcher Männer, hat man mit Recht gesagt, ist in ihren Werken aufbewahrt: aber eine ergründende, ins Einzelne gehende Prüfung und Würdigung findet gewöhnlich nur solche Leser, die das Fach, wozu die Werke gehören, vorzugsweise beschäftigt. Das Eloge, ein Gemisch aus freier Beurtheilung und biographischen Uebersichten, kann auch Andre, die mit einer Kunst oder Wissenschaft nicht vertraut sind, auf eine anziehende Art von ihrer Lage und Ihren Fortschritten unterrichten, und wenn von Erzeugnissen der schönen Litteratur die Rede ist, durch beredten Ausdruck des Gefühls ihre Empfänglichkeit anregen. Aus diesem Bestreben entsteht nun freilich für den Verfasser die Gefahr, an Gründlichkeit zu verlieren, \*) wenn er an Schönheit des Vortrags gewinnt,

---

\*) was er 1796.

und die noch schlimmere, übertriebene Lobsucht, ohne eindringende Schärfe des Urtheils, durch frostige Emphase des Tons zu verrathen. Gegen die gewöhnliche Meinung, die so Viele zu unbilligen Urtheilen verleitet, um die Stärke ihrer Kritik zu beweisen, ist es viel leichter, mit Verstand zu tadeln, als geistvoll zu loben. Jenes kann man thun, und doch bei der Außenseite, gleichsam bei dem technischen Gerüste eines Geisteswerkes, stehen bleiben; dieses setzt voraus, daß man wirklich in das Innere gedrungen, und zugleich Meister im Ausdruck sei, um die dem bloßen Begriffe entfliehende Eigenthümlichkeit \*) des geistigen Gepräges zu fassen.

Chamfort hat es in beiden Lobschriften in einem nicht gemeinen Grade geleistet; und doch möchte die Charakteristik Lafontaines in der französischen Poesie wohl eine der schwersten Aufgaben dieser Art sein, wenigstens ungleich schwieriger, als die des Moliere. Was der kraftvolle Komiker für seine Kunst gethan, ordnet sich leichter in große, in die Augen fallende Massen; man bewundert an ihm eben so sehr die Erfindung, als die Ausführung, und die Eigenschaften seines Stils gleichen den Zügen einer stark gezeichneten Physiognomie. Lafontaines bescheidene Originalität mußte mit großer Vorsicht vor Uebertreibung anschaulich gemacht werden. Er hat wenig erfunden, und die wunderbare Zartheit in der Behandlung eines scheinbar geringen Stoffes, die naive Liebenswürdigkeit, die Grazie des Unvorbereiteten (*la grâce de la soudaineté*, nach dem eignen Ausdrucke des Dichters), die kunstlose Kunst: alle diese feineren, sanft verschmolzenen Vorzüge entziehen sich einem nicht sehr gefühlvollen Kunstrichter

---

\*) ästhetischer Eindrücke zu fassen. 1796.

während der Untersuchung. Das Einfachste leidet am wenigsten handgreifliche Zergliederung. Eine der glücklichsten Zusammenstellungen in dem ganzen Aufsatze, unter vielen sinnreichen Gegensätzen, ist es, wenn gegen Voltaires Vorwurf, Lafontaine habe nicht zu schildern verstanden, die Zeilen, wo dieser Auroren darstellt, wie sie

La tête sur son bras, et son bras sur la nue,  
Laisse tomber des fleurs, et ne les répand pas,

zugleich als Widerlegung und als ein Bild der freundlichen und hingeebenen Muse des Fabeldichters angeführt werden.

Daß in Chamforts Lobsschrift auf Moliere dieser für den größten Komiker aller Zeiten und Völker ausgegeben wird, darf von einem Kunstrichter seiner Nation nicht befremden. Bei der unumschränkten Herrschaft der äußerlichen Anständigkeit über Natur und Genialität, die in der französischen Poetik hergebracht ist, muß man sich eher wundern, daß dem Aristophanes noch so leidlich Gerechtigkeit widerfährt. Die Schilderung von ihm neigt sich zwar ein wenig zur Karikatur, ist aber gar nicht verfehlt. Ein Irrthum, wie der, daß die alte Komödie zu Athen nicht unter obrigkeitlichem Schutze gestanden habe, mochte in Frankreich, selbst vor einer Akademie, wohl ohne Rüge durchschlüpfen. An der neueren Komödie der Griechen und Römer tadelt es Chamfort, daß darin durch den Gang der Handlung keine bestimmte Moral gleichsam ausgesprochen wird. *On ne voit point qu'une grande idée philosophique, une vérité mâle, utile à la société, ait présidé à l'ordonnance de leurs plans.* Als ob nicht eben dadurch die fröhliche Unbefangenheit, der köstliche Muthwille der komischen Darstellung verloren gienge, und als ob sie nicht schon moralisch genug wirkte, wenn sie eine schöne Freiheit des Gemüthes in uns nährt! Wenn



man, wie Chamfort, die ausdrückliche Moral zu einem Gesichtspunkte der Beurtheilung Molières macht, so möchte sein Verdienst doch ebenfalls in einem zweideutigen Lichte erscheinen, und die poetische Gerechtigkeit manchmal sehr vermist werden. Was Rousseau in dem Briefe an d'Alembert selbst gegen seine gesittetsten Stücke, hauptsächlich gegen den *Misanthropen*, in dieser Hinsicht gesagt hat, und worauf Chamfort anspielt, möchte sich dann schwerlich widerlegen lassen. Rousseau betrachtet, ohne allen Begriff von schöner Kunst, die Personen des Theaters als wirkliche Menschen, und findet dann ihre Zusammenstellung in Molières Komödien eben so unsittlich, als die menschliche Gesellschaft in der Wirklichkeit, deren Bild sie ist. Er hat darin gegen jeden Theoristen Recht, der den unbedingten Werth der Form in Kunstwerken nicht zu behaupten, und ihr den Stoff nicht ganz zu unterwerfen weiß. Daß die moralische Nutzenanwendung nicht jener angehöre, ist daraus klar, daß wahre Begebenheiten, ohne alle Zubereitung durch darstellende Kunst, sie in sich enthalten können; sie ist im Drama bloßer Stoff, und zwar eine solche Armseligkeit, daß die schlechteste Subelei ein Meisterwerk darin übertreffen kann. Chamfort nimmt diese Forderung sogar in seinen Begriff der Komödie auf, der aber weit mehr eine Beschreibung von Zufälligkeiten ist, als er ihr Wesen erklärend bestimmt.

Eine dritte Lobsschrift ist \*) Chamforts Rede bei seiner Aufnahme in die Französische Akademie. Sie ist, um bei den veränderten Zeiten kein Aergerniß zu geben, mit einigen Auslassungen abgedruckt. Eine ziemlich unnütze Vorsicht: denn

---

\*) der Discours de réception de Ch. à l'Académie française. Sie ist .... 1796.

wenn die Nachwelt einmal weiß, daß Chamfort Akademiker gewesen, so kann es ihr auch kein Geheimniß bleiben, daß er bei seiner Aufnahme dem Kardinal Richelieu und Ludwig dem vierzehnten den herkömmlichen Weihrauch gestreut. Ohne den Zwang der Sitte hätte Chamfort wohl schwerlich seinen Vorgänger zum Gegenstande einer Lobrede gewählt: aber diese Lobrede ist darum nicht weniger gelungen. Die Nothwendigkeit, in seinem eignen Geiste Hülfquellen gegen die Magerkeit des Stoffes zu suchen, hat den Redner auf eine ungewöhnliche Höhe gehoben. La Curne de Sainte-Palaye war weder Dichter, noch Philosoph, noch Geschichtschreiber in dem Sinne, worin das Wort eigentlich historische Kunst in sich faßt. Er war ein antiquarischer Gelehrter: man hat von ihm in der Handschrift ein Wörterbuch der ältern französischen Sprache, und vierzig Folioebände Materialien zu einem noch viel weitläufigeren der französischen Alterthümer. Sein einziges bis dahin erschienenenes Werk waren die Abhandlungen über das Ritterthum. Hier weiß Chamfort mit einer geschickten Wendung in ein fremdes Gebiet zu streifen: man glaubt, er rede von dem Buche über das Ritterthum. und er redet doch eigentlich sehr geistvoll und beredt, mitunter auch philosophisch ergründend, von dem Ritterthume selbst, von seinem Werth und seinen Mängeln. Vortrefflich und sehr gefällig vorgetragen sind die Bemerkungen über dessen Einfluß auf die Wiederbelebung der Poesie. Hierauf kehrt er zum Sainte-Palaye zurück, und entwirft ein liebenswürdiges Bild von seinem Charakter und einem hervorstechenden Zuge, seiner innigen, frühen und bis in das höchste Alter ununterbrochenen Freundschaft für einen Zwillingssbruder. Diese seltene Bruderliebe ist in hohem Grade wahr und rührend dargestellt, und selbst das, was auf den Arg-

wohn der Eingeschränktheit und bloß instinktartigen Ange-  
wöhnung führen könnte, hat die Kunst des Redners, und  
noch mehr sein Gefühl, ehrwürdig zu machen gewußt.

\*) Der nächste Aufsatz, welcher dazu bestimmt war, im  
Jahre 1791. von Mirabeau als ein Bericht über die Akade-  
mien vor der Nationalversammlung vorgelesen zu werden,  
macht einen schneidenden Abstich gegen den vorhergehenden.  
Nach einer scharfen Prüfung der angeblichen Verdienste der  
französischen Akademie trägt der Redner auf ihre Ab-  
schaffung an. Zuerst wird das, was einzelne Mitglieder für  
sich geleistet, von den Werken des Kollegiums gesondert,  
womit man es häufig zu verwechseln pflegte. Dann werden  
die Geschäfte der Akademie einzeln durchgegangen, das Wör-  
terbuch der französischen Sprache, die versprochene und nicht  
gelieferte Grammatik und Rhetorik, die Reden bei der Auf-  
nahme, die Komplimente, welche die Akademie Personen des  
Hofes machen mußte, die Austheilung von Preisen der Poe-  
sie, der Beredsamkeit u. s. w., auch eines Preises der Zu-  
gend, womit Leute aus der bedürftigen Klasse für edle Hand-  
lungen belohnt wurden. Alles wird in seiner Zwecklosigkeit  
und Armut gezeigt, und diese lag auch in Ansehung der  
meisten Produkte ziemlich offen am Tage. Um den Preis  
der Tugend zu verwerfen, mußte sich der Redner zu reinen  
Begriffen von Sittlichkeit erheben, aber sie als Wahrheiten  
des Gefühls aussprechen: er that dieß mit edler Wärme, mit  
hinreißendem Nachdrucke, ganz Mirabeaus würdig gethan.  
Die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres glaubte er  
noch kürzer abfertigen zu können; die Académie des Sciences

---

\*) Das nächste Stück Des académies. Ouvrage que Mirabeau  
devait lire à l'Assemblée nationale sous le nom de rapport sur les  
académies en 1791. macht .... 1796.

wird gar nicht erwähnt; und der Schluß von der Unnützlichkeit der französischen Akademie auf \*) alle gelehrten Körperschaften ist ein wenig übereilt. Für Sprachkunde und Alterthumskunde, für die Naturwissenschaften und die Anwendungen der Mathematik darauf, \*\*) scheinen gelehrte Gesellschaften, gehörig eingerichtet, sehr nützlich wirken zu können. Diese Fächer erfordern theils mühsame, sehr ins Einzelne gehende Forschungen, theils Erfahrungen und Versuche, und den damit verknüpften Aufwand, Reisen, örtliche Besichtigungen, u. s. w. Für alles dieß wird der vereinzelte Gelehrte durch den Absatz von Druckschriften, die nur wenige wissenschaftliche Leser finden, nicht gehörig entschädigt; ja er kann dergleichen Arbeiten gar nicht unternehmen, wenn ihm nicht auf andere Weise eine sorgenfreie Muße gesichert ist \*\*\*). Der Zunftgeist, der sich bei einer solchen Auctorität über die schöne Litteratur unfehlbar einschleicht und die freie Selbstthätigkeit des Geistes hemmt, ist dort nicht zu fürchten. Sollte

---

\*) alle litterarische Collegien 1796.

\*\*) scheint eine gelehrte Gesellschaft mit großem Vortheil arbeiten zu können; und der Zunftgeist .... 1796.

\*\*\*). Die wirklich nützlichen Akademien zugleich mit der unnützen, ja schädlichen französischen aufzuheben, war allerdings eine verkehrte Maßregel. Doch wäre sie allenfalls gerechtfertigt, wenn man ihre Einkünfte zur Stiftung von Universitäten auf den Fuß der besten im protestantischen Europa verwendet hätte. Die Akademien sind sehr zeitig wieder hergestellt worden, weil sie zum Glanze der Hauptstadt und zur Repräsentation gehörten. Für den öffentlichen Unterricht hingegen ist, aus Mangel an Einsicht, meistens auch an gutem Willen bei den Gewalthabern, nie etwas Umfassendes und Durchgreifendes geschehen. Die französische Nation ist deswegen zu beklagen: sie gleicht hierin einem Menschen, der zwar einen reich und geschmackvoll gestickten Rock, dabei aber kein Hemd auf dem Leibe hätte. Anm. 3. n. Abdruck 1828.

diese Gefahr bei dem jetzigen National-Institut vermieden sein, das in der That eine Akademie, und, wo möglich, eine Alles umfassende ist? \*) Wenigstens hat der Dichter Desforgues gewiß Unrecht, wenn er in seinem Straßgedichte über den ausgelassenen Preis der Poesie diese Vernachlässigung für sehr schädlich hält \*\*). Musikalische Wettkämpfe (im

---

\*) Ich habe französische Naturforscher, die nicht zu der herrschenden Schule gehörten, Klage führen hören, sie hätten durch wiederholtes Andringen und öffentliche Aufforderungen niemals erlangen können, daß die Académie des Sciences von ihren Entdeckungen die mindeste Kenntniß genommen, und etwa eine Kommission zu deren Prüfung ernannt hätte. Ein Mitglied dieser Akademie erklärte mir einmal so zuversichtlich, eine noch schwebende Streitfrage sei durch den Ausspruch seines Kollegiums ein für allemal abgethan, daß ich mich veranlaßt fand, ihm zu erwidern, die Akademie könne keine Wahrheitspatente ertheilen. Anm. 3. n. Abdruck 1828.

\*\*) Die französische Akademie hätte immerhin aufgehoben bleiben mögen: während die physisch-mathematische und die historisch-philosophische Abtheilung des Instituts in Europa die verdiente Achtung genießen, ist jene in Paris selbst die Zielscheibe des öffentlichen Spottes, und dieß hat sie durch ihre nach der Hofgunst eingerichteten Wahlen, ihr hohles Komplimentierwesen und andre Lächerlichkeiten reichlich verdient. Sie ist das wahre Uhus-Nest aller altfränkischen Meinungen in der Litteratur. Ursprüngliches hat sie seitdem eben so wenig geleistet als vorher. Es versteht sich, daß man die Arbeiten einzelner Mitglieder von denen der Körperschaft unterscheiden muß. Der einzige Raynouard hat mehr für die Geschichte der Sprache und die Alterthümer der einheimischen Litteratur gethan, als die ganze Akademie seit ihrer Stiftung. Daß das bisherige Wörterbuch unzulänglich sei, wurde vorlängst eingestanden, und die Akademie hat sich anheischig gemacht, ein neues zu liefern. Aber die Arbeit ist unglaublich langsam vorgerückt. Sollte dieß Wörterbuch jemals an das Licht treten, so wird es vermuthlich nicht viel besser ausfallen, als das alte, weil es nach demselben fehlerhaften Plane entworfen ist. Ich habe hierüber mehrmals mit dem

griechischen Sinne des Wortes) können nur vor einem versammelten Volke schicklich gehalten werden, weil der allgemeine Beifall die Beglaubigung eines Künstlers ist, der für

---

vormaligen Secretär der Akademie, Suard, gesprochen. Ich behauptete, man müsse in zwei Hauptstücken von dem alten Muster abweichen: man müsse für die Bedeutungen der Wörter, und ihren Gebrauch in der Verbindung, Stellen aus den besten Schriftstellern anführen, und man dürfe die Etymologie nicht ganz ausschließen. Meine Gründe fanden bei ihm keinen Eingang. Er sagte: 'Wir sind Bierzig an der Zahl, wir verstehen alle unsre Muttersprache vollkommen; wenn wir bezeugen, dieses oder jenes sei gut Französisch und jenes nicht, so muß man uns aufs Wort glauben; wir brauchen uns auf keine höhere Auctorität zu berufen.' — Es ist gleichwohl klar: wenn in ein Muster-Wörterbuch nur die gangbaren abgenutzten Redensarten aufgenommen werden, so muß dieses immer mehr zur Einsörmigkeit und zur zahmen Beschränktheit führen. Die genialischen Redner und Dichter haben kühne Zusammenstellungen gewagt, und dadurch die Wörter gewissermaßen neu geschaffen, und der Armut der Sprache abgeholfen. Aber dieß will man eben nicht. — Was die Etymologie betrifft, so gehört die hypothetische und bis zu den entferntesten Graden der Verwandtschaft aufsteigende freilich nicht in ein Lexikon, dessen Hauptzweck ist, den gegenwärtigen Sprachgebrauch aufzustellen. Es giebt aber eine ganz grammatische und historische Etymologie, welche oft die Definition des Wortes in sich faßt, und allein über die Stufenfolge der Bedeutungen Aufschluß geben kann. Weil es den Akademikern an dieser Einsicht mangelte, haben sie oft unglaubliche Fehlgriffe gethan. So haben sie zum Beispiel das ganze System der Negationen, ein so wichtiges Stück der Grammatik, nicht verstanden. Es besteht darin, daß eine kleine Bejahung gesetzt, und durch die verneinende Partikel weggenommen wird. Je kleiner die Bejahung war, desto stärker fällt nun die Verneinung aus. In dem Dictionnaire de l'Académie wird *Rien* erklärt durch: néant, nulle chose. Hinterdrein kommt heraus, es bedeute auch Etwas. Das wäre in der That ein wunderliches Wort. Etwas ist die eigne Bedeutung, die andre bekommt es nur

die gebildete menschliche Natur überhaupt arbeitet. Sie setzen daher hohe Bildung und Selbständigkeit des öffentlichen Geschmacks voraus. Die Sitzungen des National-Instituts sind noch lange keine olympischen Spiele.

Außer ein Paar kleineren Aufsätzen enthält der erste Band noch eine Dissertation sur l'imitation de la nature,

---

durch die hinzugefügte oder hinzugedachte Verneinung. Es ist abgeleitet von *res*, und um dieses zu errathen, brauchte man eben kein *Oedipus* zu sein; denn im Provenzalischen sind die lateinischen Formen *res*, *re*, *rem*, noch ganz beibehalten. Die Akademiker scheinen sich aber an den Ausspruch *Molieres* gehalten zu haben:

Et rien, comme tu le sais bien,  
Veut dire rien, ou peu de chose.

Bei *JAMAIS* ist die erste angegebene Bedeutung 'niemals', dann 'irgend einmal', und endlich 'immerfort, allezeit'. Man sieht, das Wort wächst gewaltig, ungefähr wie in den Puppenspielen ein kleines Figürchen plötzlich oben einen langen Leib herausstößt, und in Kurzem ein Riese wird. *Jamais*, von *iam magis*, bedeutet zuvörderst eine Fortdauer. Solcher Proben ließen sich viele anführen. Wenn einmal das neue Dictionnaire erscheint, dann wird man sehen, ob es jetzt mit der Sprachkunde der Akademiker besser steht als ehemals. Auf jeden Fall, und diese Bemerkung ist schon in Frankreich selbst gemacht worden, muß die Langsamkeit der Ausarbeitung der Vollkommenheit Abbruch thun. Die französische Sprache, die man wohl für völlig festgesetzt ausgegeben hat, entwickelt sich, wie jede lebende Sprache, nach den Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Wenn man Gedanken hat, die man zuvor noch nicht gehabt hatte, so müssen auch die Mittel des Ausdrucks herbeigeschafft werden. Angenommen nun, daß in dem Dictionnaire die letzten Buchstaben des Alphabets auf der Höhe des Zeitalters stehen, so werden A und B, vor dreißig Jahren ausgearbeitet, schon ins alte Register zurückgetreten sein. Die französische Akademie gleicht jenem Barbier, der so langsam rasierte, daß der Bart an der einen Seite wieder wuchs, während er mit der andern beschäftigt war. Anm. 3. n. A. 1828.

relativement aux caractères dans les ouvrages dramatiques. Sie erscheint hier zum erstenmale gedruckt, und hätte für Chamforts Ruhm, wenigstens im Auslande, immerhin unbekannt bleiben mögen. Dieses ästhetische Geschwätz ohne Grundsätze, ja ohne Bestimmtheit der Begriffe, mag unter seinen Landsleuten immerhin für *de la métaphysique appliquée aux beaux arts* gelten, wir Deutschen können nichts weiter daraus lernen, als daß die Theorie der schönen Künste, und namentlich der Poesie, in Frankreich noch in der unmündigsten Kindheit ist. Wie sollte es anders sein, wenn sie dabei von der ihrigen ausgehen? Die völlig schiefen Ansichten des griechischen und englischen Theaters sind deswegen selbst von einem so guten Kopfe, als Chamfort war, sehr begreiflich. Es wird auf Idealität in der Darstellung der tragischen Charaktere gedrungen, aber aus schwachen Gründen und mit so kahlen Angaben der Verhältnisse zwischen gemeiner und schöner Natur, zwischen dieser und dem Ideal, daß die Forderungen des Kunstrichters durch die *êtres gigantesques, boursoufflés et chimériques* der französischen Tragödie, wie sie Rousseau ohne Umschweife nennt, vollkommen befriedigt werden. Daß sich Manier in der Kunst niemals zum wahrhaft Idealischen erheben kann, und daß das vermeinte Idealishe in den Darstellungen französischer Dichter im höchsten Grade maniert ist, scheint der Verfasser nicht einmal von Ferne zu ahnden. \*)

---

\*) In der A. L. Z. 1796. folgt: Das Urtheil unsrer Nation über Werke, die nach dieser leichten Theorie gemacht sind, hat sich schon lange so entschieden kund gethan, daß wir der Mühe überhoben sein können, von Mustapha et Zeangir, womit der zweite Band anhebt, etwas anderes zu sagen, als daß es eine französische Tragödie ist. Der Stoff derselben aus der türkischen Geschichte ist



Chamfort's weitläufige Auszüge aus den *Mémoires* und der *Vie privée du Maréchal de Richelieu* können der Lesung dieser widerwärtigen Bücher überheben, und sind besser dazu

auch vor Zeiten für unsre Bühne bearbeitet. Daß Ch. vom Hofe einen Gehalt dafür bekam, läßt sich, ohne viel auf die tragische Nührung zu rechnen, aus ein Paar geschickt eingeflochtenen Stellen, welche für den König und seine Familie sehr schmeichelhaft sein mußten, ohne den Dichter zu erniedrigen, ganz befriedigend erklären. Das kleine Lustspiel in Versen: *la jeune Indienne*, ist auf die Geschichte von Inkle und Yariko gegründet; doch ist der Ausgang, wie sich versteht, glücklich, und der Charakter des Helden sehr gemildert, aber wegen seiner Schwäche gleichgültig. Die Zusammenstellung der Schlichtheit eines Quakers mit der Naivetät eines Naturkinds könnte Reiz genug haben, wenn sie gehörig durchgeführt wäre. *Le marchand de Smyrne*, comédie en un acte et en prose, ist eine artige Kleinigkeit. Die Geschichte ist eigentlich rührend, aber auf eine leichte und sogar fröhliche Art, und die offenerzige Gefühllosigkeit eines Sklavenhändlers bringt sehr lustige Einfälle zum Vorschein. Das Uebrige des zweiten Theils füllen vermischte Gedichte an, wozu im dritten Theil noch ein Nachtrag gegeben wird. Was einige ernsthafte Stücke betrifft, so bezieht sich Rec. auf das oben Gesagte. Das stärkste darunter ist wohl *l'homme de lettres*, discours philosophique en vers, und wir würden in Verlegenheit sein, anzugeben, warum es den akademischen Preis verfehlt, da die weit weniger vorzügliche *Eptre d'un père à son fils* u. s. w. ihn gewonnen hat. Beide können indeffen nicht als wahre Gedichte, sondern nur als rhetorische Uebungen in Versen betrachtet werden. Von den scherzhaften Stücken, Episteln, kleinen Erzählungen, Epigrammen u. s. w., sind manche unbedeutend, in andern erkennt man Ch.'s Geist, doch auf eine weniger glänzende Art, als in seiner Prose. Eins aus seinen letzten Lebensjahren, *les sêtes Espagnoles*, ist reich an drolligen Zügen und nicht ohne originelle Laune.

Die Anzeigen der *Mémoires* und der *Vie privée du Maréchal de Richelieu*, im 2ten Th. sind Auszüge, die im J. 1790: im *Mercure de France* gestanden haben. Sie können der Lesung der Bücher selbst überheben,

gemacht, den wahren Gesichtspunkt für ihren Gegenstand anzugeben, als der fremde Geist, welchen der Herausgeber der erstgenannten, Soularie, ihnen untergeschoben hatte. Dennoch scheint Chamfort die tiefe Verworfenheit Richelieus, dieses Helden in jeder Gattung von Infamie, nicht völlig abgesondert von dem Glanze, den ihr die Sage und die Macht der Meinung verlieh, beurtheilt zu haben. Er spricht noch von der *singularité de son caractère et de sa destinée*, da ihn doch von keiner Seite etwas anderes merkwürdig macht, als die unermüdlche Unverschämtheit, womit er die Verborbenheit seines Zeitalters benutzte, von der er ein Denkmal geworden ist. Sogar 'sein wirkliches Talent, Weiber zu verführen' gründete sich mehr auf die verächtliche Schwäche der Ueberwundenen, als auf die Unwiderstehlichkeit des Siegers, und am meisten auf den bis zur Raserei gehenden Gang seiner Landsmänninnen, sich dem Gözen der Mode an den Kopf zu werfen. Und wie leicht war diese Eigenschaft für den zu gewinnen, den Geburt und Zufall begünstigten! Daß er neben jener Unverschämtheit wahre Vorzüge besaßen, wird man deswegen noch nicht glauben, weil ihn Voltaire 'in allen Tönen besungen hat'. Es scheint sogar zweideutig, ob Richelieu in der 'Kunst, das Laster zu schmücken, seine Nebenbuhler übertroffen.' Wir werden weder Witz noch Fröhlichkeit bei ihm gewahr, wie bei seinem Vorbilde Hamilton, noch irgend eine Spur von wahrer Anmuth des Geistes. Seine Laster stehn in ihrer nackten Häßlichkeit da, und es giebt nicht leicht einen Menschen, von welchem es so offenbar wäre, daß sich die Menschlichkeit niemals in ihm geregt hat. Was ihm Chamfort als etwas Bemerkenswerthes und Eigenthümliches anrechnet, die dreiste Freimüthigkeit, sich der Nachwelt zu bekennen, ist nur ein Zug, der

seine gänzliche Schamlosigkeit vollendet. Indessen ist hier keiner ausgelassen, der Micheliu in das gehörige Licht stellt, und jeder wird von Bemerkungen über den Geist einer Regierung begleitet, unter welcher so etwas an einem Manne von hoher Geburt gut geheissen, ja bewundernd angestaunt ward. \*)

Der vierte Theil von Chamforts Werken enthält lustige Anekdoten, scherzhafte Einfälle, aber auch viele Bemerkungen, Erfahrungen und Lehren, die einer sehr ernstn Prüfung werth sind, und nicht wenige, worin die Tiefe des Gedankens sich unter einer leichtsinnigen Art ihn vorzutragen an-

---

\*) In der A. Z. J. 1796. folgt: Die ebenfalls aus dem französischen Merkur genommenen Anzeigen der Memoiren des Duclos und seiner Reise durch Italien, sind weniger ausführlich. Jenes Werk läßt auch keinen eigentlich Auszug zu, und die Lesung desselben muß Niemanden erspart werden. Ch. spricht davon mit der achtungsvollsten und gerechtesten Würdigung des Verfs. Es folgen hierauf Lettres diverses, eine nicht zahlreiche und sehr fragmentarische Sammlung. Einige dieser zusammengelesenen Briefe haben bloß ein biographisches Interesse; der zweite enthält ein feines Spiel des Witzes; mehrere betreffen die Revolution, unter andern der 13te, der kurz nach dem 10. Aug. 1792. geschrieben ist. Ein charakteristisch französisches Produkt sind die Petits dialogues philosophiques. Viele darunter könnte man dialogifizierte Epigramme nennen, und zum Theil sind die Einfälle von der Art, daß es schwer sein würde, sie in irgend einer andern Form festzuhalten; in der That passen auch nur die flüchtigsten Wendungen für einen so leichten, lustigen Gehalt. Daß diese Gespräche, die zum Theil mit ein Paar Zeilen geendigt sind, fast nie ein Wort zu viel enthalten, ist nicht ihr geringstes Verdienst. Hier sind ein paar der kürzesten zur Probe: 'A. Ich thäte ihm gern etwas zu Weide. B. Er hat Ihnen ja nie etwas zu Leide gethan. A. Einer muß wohl anfangen.' 'Auf einen Menschen ohne Charakter. Dor. Er liebt Hrn. von B. . . . ungesmein. Phil. Woher weiß er das? Wer hat es ihm gesagt?'

ziehend verbirgt. Alle erscheinen jetzt zum erstenmale. Der Herausgeber erklärt in einem eignen Vorberichte die Entstehung dieser Sammlung und sein Verfahren bei der Auswahl und Anordnung. Chamfort hatte die Gewohnheit, täglich Aphorismen, worin er die Resultate seines Nachdenkens zusammenfaßte, Anekdoten- und Charakterzüge, die man ihm erzählte oder die er selbst erlebte, witzige Reden von ihm selbst oder von Andern, auf Zettel zu schreiben, und sie durch einander geworfen in Mappen aufzubewahren, deren er eine beträchtliche Menge auf solche Weise angefüllt hatte. Wie von seinen übrigen Papieren, so wurde auch von diesen ein großer Theil nach seinem Tode entwandt. \*)

\*) Statt der folgenden vier Zeilen hat die A. L. Z. a. a. D. Folgendes: Unter dem Rest derselben fand der Herausgeber einen Zettel mit folgenden Rubriken: Erzeugnisse der vervollkommenen Verfeinerung. 1. Th. Maximen und Gedanken. 2. Th. Charaktere. 3. Th. Anekdoten. Wahrscheinlich waren dieß die ersten Linien des Entwurfs zu einem Werke, das Ch. aus diesen Materialien zu machen gedachte. Der Herausgeber folgte also seinem Winke, verwarf mit sorgfältiger Auswahl mehr als die Hälfte, und ordnete die übrigen in zwei Hauptklassen, indem er die nur in geringer Anzahl vorhandenen Charaktere mit den Anekdoten verband. Diese ließ er ohne weitere Eintheilung, wodurch sie nichts gewinnen, wohl aber den Reiz der Abwechslung und der Kontraste verlieren konnten. Die Maximen und Gedanken vertheilte er, um die Uebersicht zu erleichtern, in verschiedene Kapitel. — Die beiden ersten enthalten allgemeine Maximen; das dritte handelt von der Gesellschaft, von den Großen, den Reichen, den Weltleuten; das vierte vom Geschmack am eingezognen Leben und von der Würde des Charakters; das fünfte nehmen wiederum moralische Gedanken ein; das sechste Betrachtungen über die Frauen, die Liebe, die Ehe und die Galanterie; das siebente ist überschrieben: Des savants et des gens de lettres (eine Unterscheidung, die sich nicht ins Deutsche übertragen läßt. Das Wort 'schöner Geist', auch wenn der Mißbrauch keine

Bei der Anordnung ist der Herausgeber den vorgefundenen Rubriken gefolgt: sie ist aber dennoch ziemlich willkürlich. Sonst ist dieses bei weitem der wichtigste und anziehendste Theil von Chamforts Nachlaß.

Ein System der Moral und Lebensphilosophie würde sich schwerlich aus diesen aphoristischen Bruchstücken zusammenbauen lassen, und vielleicht haben die einzelnen Behauptungen dabei gewonnen, daß Chamfort sie unbefangen in ihrer ganzen Stärke hinstellte, ohne sich darum zu kümmern, ob sie gegen seine zu andrer Zeit gefällten Urtheile über verwandte Gegenstände anstießen. Ein sehr allgemeiner Satz, in welchen unzählige Erfahrungen zusammengedrängt werden, ist immer in einem gewissen Sinne unwahr: der verständige Leser weiß doch schon, wie er ihn zu nehmen hat, und dem Leser ohne Urtheil kann man durch noch so viele schwächende Nebenbestimmungen die richtige Anwendung nicht beibringen. Chamfort war sehr weit von dem Irrthume entfernt, die

---

Nebenbedeutungen daran geknüpft hätte, drückt nur eine Neigung und eine Fähigkeit, aber keinen Stand, keine ausschließende Beschäftigung aus. Die gens de lettres bildeten in Frankreich eine eigne Klasse, zu welcher Ch. selbst gehörte, ohne eigentlich ein Gelehrter zu sein. Da bei uns diese Lebensart gar nicht stattfindet, so würden uns manche Sätze, besonders solche, die sich auf das ebenfalls bei uns unbekannte Verhältniß der gens de lettres zu den Großen beziehen, ganz unverständlich werden, sobald wir die obige Bemerkung vergäßen). Das achte Kap. Ueber Sklaverei und Freiheit, über Frankreich vor und nach der Revolution. Man sieht leicht, wie willkürlich und unvollkommen diese Eintheilung ist. Mit der Auswahl hat man Ursache zufrieden zu sein, wenn der Herausgeber nicht etwa zu Vieles verworfen hat. Trivialitäten und Wiederholungen desselben Gedankens mit etwas veränderter Wendung haben sich verhältnißmäßig nur selten eingeschlichen.

große Welt, die zum Glück der Ausdehnung nach nur die kleine Welt ist, für das Menschengeschlecht überhaupt zu halten, obgleich viele seiner Sätze, zu wörtlich ausgelegt, veranlassen könnten zu glauben, er sei hierin gewissen, bei allem Scharfsinn höchst einseitigen Beobachtern ähnlich gewesen. So sagt er im sechsten Kapitel den Frauen im Allgemeinen viel Uebles nach, aber er meint offenbar nur die französischen Frauen, nur die von hohem Stande. Mehrere unter den Anekdoten, welche diese Seite der Sittenverderbnis in ein nur allzu grelles Licht stellen, könnten ihn gegen den Vorwurf der Uebertreibung rechtfertigen, wenn diese Anekdoten nicht für den im Weltlaufe Unerfahrenen wiederum etwas Unglaubliches hätten. Chamfort gehört nicht zu den einsiedlerischen Sittenlehrern, die eine Verkehrtheit schelten, welche sie nicht selbst beobachtet haben, und denen in ihrer Ferne nichts deutlich vorschwebt, als der Widerspruch zwischen dem was ist und dem was sein sollte. Seine Schilderungen der Gesellschaft sind nicht bloß dem Gegenstande, sondern auch der Person des Urhebers nach, ein Erzeugniß der vervollkommenen Verfeinerung, und er greift diese mit ihren eignen Waffen an. Auf der andern Seite gleicht er keineswegs jenen philosophierenden Weltmännern, die ihren äußern Erfahrungen eine falsche Allgemeinheit geben, weil sie dieselben in ihrem Herzen bestätigt finden, und die ärgste Ausartung gewissermaßen in Schutz nehmen, indem sie behaupten, was gewöhnlich geschieht, könne gar nicht anders sein. Vor dem entschiednen Unglauben La Rochefoucaults an alle uneigennütigen Triebfedern, an Liebe und Tugend, bewahrte ihn sein Gefühl, ob er es gleich in dem Talent, geheime Schwächen auszuspähen, mit ihm aufnehmen kann. Er wechselt niemals die aus fehlerhaften Einrichtungen der Ge-

gesellschaft entstandene Mißbildung mit der menschlichen Natur: er vertheidigt diese, indem er jener den Krieg macht.

\*) Alles dieß muß dem Verfasser als sein eignes Ver-

\*) Statt des folgenden Schlusses giebt die A. L. Z. 1796: So sagt er z. B. 'Wäre die Gesellschaft nicht ein künstliches Nachwerk, so würde die Aeußerung jedes einfachen und wahren Gefühls nicht die große Wirkung thun, die sie thut. Sie würde gefallen ohne in Erstaunen zu setzen. Aber sie setzt in Erstaunen und gefällt. Unsrer Verwunderung ist eine Satire auf die Gesellschaft, unser Wohlgefallen huldigt der Natur.' Dieser Absatz und der vorhergehende enthalten den Keim der Erklärung des Naiven, welche Schiller (Horen 1795. 11. St.) mit philosophischer Tiefe so meisterhaft entwickelt hat. Auch wenn Ch. harte Wahrheiten vorbringt, so thut er es meistens mit einer gutgelaunten Misanthropie, die nur selten in wahren Mißmuth und Unwillen übergeht. Meistens gebraucht er die mit Recht von ihm gepriesne Waffe des Scherzes mit großem Glück. So erklärt er Celebrität als 'den Vorzug, denen bekannt zu sein, die einen nicht kennen;' und auf Paris wendet er die Beschreibung der heiligen Theresie von der Hölle an: 'Der Ort wo es stinkt und wo man nicht liebt.' Wie fein ist Folgendes bemerkt: 'Es scheint, daß nach der in der Welt gültigen Denkart und den Gesetzen der Schickslichkeit ein Priester, ein Pfarrer ein wenig glauben muß um nicht ein Heuchler zu sein, aber seiner Sache nicht gewiß sein darf, um nicht unduldsam zu werden. Der Weihbischof darf bei einem Spott gegen die Religion lächeln, der Bischof laut lachen, der Cardinal sein Wort dazu geben.' Nur der Papst ist in dieser Stufenleiter vergessen, und wenn man sich erinnert, was sich manche Päpste in Ansehung der Religion erlaubt haben, so muß man zugestehn, daß es nicht nöthig gewesen wäre, sie da abzubrechen. Gern würde Rec. eine sehr artige Satire auf das Bestreben, allen Genuß und alle Beschäftigungen des Lebens in einen engen Raum zusammen zu drängen, hersetzen, wenn sie nicht zu lang wäre. Er widersteht dieser Versuchung ebenfalls bei vielen andern Stellen, und giebt nur noch einige ganz kurze Sätze zur Probe. 'In den schönen Künsten und selbst in vielen andern Dingen weiß man nur das recht, was man nicht gelernt hat.' 'Wenig

dienst angerechnet werden. Chamfort hatte es gewiß nicht aus den Lehren der Encyclopädisten geschöpft; noch weniger

Philosophie führt zur Verachtung der Gelehrsamkeit, viel Philosophie macht geneigt, sie hochzuschätzen.' Ein Spruch, der besonders in Deutschland beherzigt zu werden verdient! — 'Ich möchte gern auf die Metaphysiker anwenden was Scaliger von den Biscavernen sagte: Man behauptet, daß sie einander verstehen; ich laße es mir nicht weiß machen.' — 'Die meisten Adlichen erinnern an ihre Vorfahren, wie ein italiänischer Cicerone an Cicero.' — Die politischen Betrachtungen im achten Kap. sind wohl zum Theil schon vor der Revolution niedergeschrieben. Hätte Ch. seine Schriften selbst herausgegeben, so könnte man argwöhnen, er habe Stellen, welche den Schein einer früheren Entstehung auffallend an sich tragen, z. B. die Weisagung über Amerika, absichtlich eingemischt, damit man auch die übrigen für gleichalt mit jenen halten möchte: viele französische Schriftsteller haben ja den Ehrgeiz gehabt, der Revolution mit ihren Einsichten vorangeeilt zu sein. Von den Anekdoten hätte manche eben so gut eine Stelle in der ersten Abtheilung finden können, bei denen das, was sie zu Anekdoten qualificiert, bloß eine Wendung zu sein scheint, um irgend einen Einfall nicht geradezu vorzutragen; z. B. 'Un homme d'esprit me disait un jour, que le gouvernement de France était une monarchie absolue, temperée par des chansons.' (Wir behalten hier das Französische bei, weil wir chansons, in dem Sinne wie sie hier gebraucht sind, weder dem Worte noch der Sache nach haben). Andre werden bloß mit den Worten eingeführt: 'M.... disait'; und dieser M. könnte leicht Ch. selbst sein; wenigstens stimmen die jenem zugeschriebnen Sprüche ganz mit der Denkart des letzten überein, und der Herausgeber schreibt ihm auch einen darunter in seiner Biographie zu. Es ist folgender: 'Dans le monde, disait M...., vous avez trois sortes d'amis: vos amis, qui vous aiment, vos amis, qui ne se soucient pas de vous, et vos amis qui vous haïssent.' Auch die seine Rechtfertignng seiner Gesinnungen über die Liebe stimmt mit dem sechsten Kap. der Maximen sehr überein: 'M... me disait: c'est faute de pouvoir placer un sentiment vrai, que j'ai pris le parti de traiter l'amour comme tout le monde. Cette ressource a été mon pis-aller, comme un homme qui, voulant aller



aus dem Beispiele der damaligen großen Welt: vielmehr hatte seine Denkart sich hinter dem Rücken beider gebildet.

au spectacle, et n'ayant pas trouvé de place à Iphigénie, s'en va aux variétés amusantes.' Die meisten von den Anekdoten kommen freilich nur insofern auf Ch.'s Rechnung, als er sie gesammelt und der Vergessenheit entzogen hat. Sie betreffen zum Theil bekannte Personen der gelehrten oder politischen Welt; einige gehen bis in die Zeit Ludwigs des XIV. zurück. Bei andern sind die Namen der Personen, die auch außer einem gewissen Zirkel doch unbekannt sein würden, nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet: Da sich für die Authenticität dieser Geschichtchen so wenig Gewähr leisten läßt, so hat man sie nur darnach zu beurtheilen, ob sie als bloß erfundene Einfälle gefallen können. Man wird indessen nicht Lust haben, ihre Wahrheit zu bezweifeln, wenn sie den Charakteren so angemessen sind, wie folgende von Rousseau: 'Als Rousseau bei der Vorstellung seines Devin du village zu Fontainebleau war, redete ihn ein Hofmann an, und sagte verbindlich: Erlauben Sie, daß ich Ihnen mein Kompliment machen darf? — O ja, antwortete Rousseau, wenn es gut ist. Der Hofmann gieng fort; man sagte zu Rousseau: woran denken Sie? welche Antwort haben Sie da eben gegeben? — Eine recht gute, erwiderte Rousseau. Kennen Sie etwas schlechteres als ein ungeschicktes Kompliment? Oder von Lafontaine: 'Als er das Loos der Verdammten, im höllischen Feuer, beklagen hörte, sagte er: Ich schmeichle mir, daß sie sich daran gewöhnen, und daß sie da am Ende wie die Fische im Wasser sind.' Folgender Zug ist wenigstens artig erfunden: 'Ein sehr armer Autor, der ein Buch gegen die Regierung geschrieben hatte, sagte: morbleu, la Bastille n'arrive point; et voilà qu'il faut tout-a-l'heure payer mon terme.' S. 278. steht ein sehr treffendes Wort von D'Alembert. Er besuchte Voltaire mit einem berühmten Professor der Rechte aus Genf; dieser bewunderte nachher Voltaires Universalität gegen ihn, und sagte: 'nur im Staatsrecht habe ich ihn ein wenig schwach gefunden.' 'Und ich', erwiderte D'Alembert, 'nur in der Geometrie'. Von Voltaire selbst kommen mehrere Einfälle vor, unter andern folgender: Als Voltaire das Ansehen der Religion täglich fallen sah, sagte er einmal! 'Das ist doch ärgerlich, denn

worüber werden wir uns nun lustig machen?' 'O trösten sie sich', antwortete ihm Hr. Sabatier de Cabre, 'die Gelegenheiten werden Ihnen eben so wenig fehlen, als die Mittel.' 'Ah Monsieur! erwiderte Voltaire mit einem schmerzlichen Ausdruck, 'hors de l'église point de salut.' Wir haben manche von diesen Anekdoten ganz, oder wenigstens die Worte, worin die pointe liegt, französisch angeführt, weil sie in der That fast alle in der Uebersetzung sehr verlieren. Viele lassen sich durchaus nicht übertragen, nicht etwa bloß Wortspiele wie dieses: M. de Chaulnes avait fait peindre sa femme en Hébé; il ne savait comment se faire peindre pour faire pendant. Mlle. Quinault, à qui il disait son embarras, lui dit: faites vous peindre en hébété; sondern auch witzige Unterscheidungen der Begriffe, für die sich in andern Sprachen keine völlig gleichgeltende finden lassen, z. B. Mad. de Crequi me disait du Baron de Breteuil: 'ce n'est morbieu pas une bête que le Baron: c'est un sot.' Wir erinnern dieß hier, weil schon zwei Uebersetzungen der Werke Ch.'s ins Deutsche angekündigt worden sind: und doch ist dieß Unternehmen von der einen Seite mißlich, von der andern ziemlich überflüssig. Der Inhalt der Sammlung ist theils so beschaffen, daß er nur diejenigen interessieren kann, die mit der französischen Litteratur bekannt sind und also das Original lieber lesen werden; theils setzt ihr feiner und flüchtiger Geist bei dem Leser, welcher ihn fassen will, Bildung durch französische Lektüre voraus. Ueberdieß ist das Original in deutschen Buchhandlungen zu haben, und nach dem Verhältnisse unserer Bücherpreise gar nicht theuer.

---

Therese, oder die unglückliche Tochter des Grafen von L\*\*. Eine Geschichte unsers Jahrhunderts. 2 Thele. Leipzig und Magdeburg 1796.

Es bedarf keiner Umschweife, um vorliegendes Produkt für eine der ärgsten Mißgeburten zu erklären, deren es im herabgewürdigten Fache der Romane so unzählige giebt. Der Gang der Geschichte, die Charaktere, das Kostum (diese schändlichen Begebenheiten sind nur um einige Jahrzehende von uns gerückt), die Sprache, eins ist des andern vollkommen werth, und alles was sittlich daran sein soll, ist selbst ein grober Verstoß wider die Sittlichkeit. Was der

Verf. als Schwärmerei bestreitet, ist nichts als eine zügellose Sinnlichkeit, welcher in einem Mädchen mit dem 'Hypergefühl' Theresens seine Beschreibungen, seine Anrühmungen der Schönheit ihrer Verführer, eher Nahrung geben können; und diejenige, die ihn ohne Widerwillen läse, müßte schon viel von dem Zunder in sich tragen, wovon es S. 5. heißt: 'und dieß Gefühl war es, daß sie zu einem Verbrechen herabsinken konnte' (eine Wortfügung, die unter den Druckfehlern nicht angezeigt ist). Therese will mit einem Mann unter ihrem Stande eben so voreilig entfliehen, als sie sich ihm an den Kopf geworfen hat. Sie geräth durch eine längst zuvor angelegte Intrigue in die Hände einer Räuberbande; glaubt im Himmel zu sein, da sie in einem 'düstern Kellerloche,' das aber mit den schönsten seidnen Teppichen behangen, und dessen Boden mit schimmerndem Marmor belegt war, erwacht; hält den wunderschönen Räuberhauptmann für den verklärten Geist ihres abhanden gekommenen Geliebten; ergiebt sich ihm mit Freuden, und läßt ihn sich auch gefallen, nachdem die Täuschung nicht länger Stich halten kann, und mit einer irdischeren vertauscht werden muß. Ein andrer Bösewicht, dem sie bei Auflösung jener Räuberbande zufällt, erzählt ihr ähnliche Märchen, und trägt denselben Sieg über sie davon, bis er, ihrer müde, sie auf der offenen Landstraße aussetzt, wo sie zum Glück wieder unter ehrliche Leute kommt, und zuletzt doch würdig gefunden wird, ihren ersten Geliebten für große Thaten zu belohnen. Sie war ja das erste Mädchen gewesen, 'für das er diese Allgewalt empfand.' Es ist fast unnöthig zu erwähnen, was für aberwitzige und pöbelhafte Auftritte den übrigen Raum ausfüllen helfen. Einmal befindet man sich auf einem Kirchhofe, wo ein Leichnam gestohlen werden soll. Da heißt es in der Angabe des Schauplazes: 'Eine schauervolle Stille; nur dann und wann unterbrochen von grausendem Gulengeschrei, wozu der Sterbegefang eines im nahen Walde versteckten Uhus fürchterlich accompagnirte.' Therese ermordet selbst einen jungen Bauern, weil man ihr vorgespiegelt hat, sie räche dadurch ihren Vater. 'Meine Freude ist schon unbegrenztbar', sagt sie zu den Räubern, 'wie groß muß die eurige sein, da ihr das Mordgewehr zur Rache täglich schwingen könnt?....'

Ovids Heilmittel der Liebe in der Versart des Originals...  
von Fr. Karl von Strombeck. Braunschw. 1796.

Eine weit reifere und besser gerathene Arbeit als die Uebersetzung der Kunst zu lieben von eben dem Verfasser. Es war bisher von diesem Gedichte, außer einer vor mehr als 300 Jahren erschienenen prosaischen Uebersetzung von einem gewissen Herzlieb, gar keine in unsrer Sprache vorhanden: und doch ist es unter den erotischen Werken Ovids dasjenige, was Leser aller Art mit dem wenigsten Anstoße genießen können. Nur wenige Stellen bedurften nach unsren Sitten mehr verschleiert zu werden, und diese Sorge hat der Uebersetzer nicht vergessen. Uebrigens ist er dem Wortsinne meistens so treu geblieben, als es die metrischen Fesseln erlaubten. Nur selten ist es ihm begegnet unrichtig auszulegen; wenn er z. B. B. 20.

*Invidiam caedis, pacis amator, habes,*

so übersetzt:

Dir ist das Morden verhaßt, Frieden und Ruhe dir lieb.

da es doch heißt, 'die gehäßige Beschuldigung, die Schuld des Mordes fällt auf dich, ob du gleich ein Freund des Friedens bist.' Der Gegensatz zu dieser Redensart findet sich B. 37. *sine crimine mortis*. Auch B. 380. kann schwerlich so ausgelegt werden, wie hier geschieht:

Wie's der Holden gefällt, tönet ihr scherzendes Lieb.

Das ganze Distichon lautet so:

*Blanda pharetratos elegia cautet amores;*

*Et levis arbitrio ludat amica suo.*

Heinsius fand den Pentameter verdächtig, und nahm von der Verschiedenheit der Lesarten Anlaß zu einer Conjectur her; Burmann vertheidigt ihn, ohne zu erklären, ob er *amica* unabhängig von *elegia*, oder als Apposition von dieser versteht. Jenes würde gar nicht in den Zusammenhang paßen; hingegen die Elegie 'eine gefällige Gefährtin' zu nennen, ist eine dem Dichter gar nicht fremde Personifikation. Die ganze Anmuth und Leichtigkeit des Originals wird hier niemand erwarten, der die mannichfaltigen Vortheile der

alten Sprachen, und das Mißliche poetischer Uebersetzungen überhaupt kennt. Aber auch einem Kenner werden sich Zeilen, wie folgende, empfehlen, B. 75...78.:

Sieh, ich flehe zu dir: Hilff Lorbeerbekränzter Apollo,  
Der du die heilende Kunst, der du die Lieder erfandst!  
Deinen Beistand verleihe dem Dichter, verleihe ihn dem Arzte;  
Beide verehren in dir ihren beschützenden Gott.

Durch Ueberladung entfernt sich der Uebersetzer nirgends von seinem Original, doch neigt sich sein Ausdruck zuweilen zu sehr zum Prosaischen, z. B. B. 311.:

Neulich wurd' ich von einem gewissen Mädchen gefeselt,  
Aber die Schöne war eben nicht paßlich für mich.

An andern Stellen ist er nicht frei von Steifheit. Die grammatische Richtigkeit hat Rec. überall beobachtet gefunden (etwas, das sich von selbst verstehen sollte, aber leider bei vielen poetischen Versuchen in unsrer Sprache vermißt wird), nur 'das Blas' als Substantiv statt 'die Bläße' ist ihm aufgefallen. Der Versbau ist fleißig ausgearbeitet, und der schwierigste Theil desselben, der Pentameter, im Ganzen gut gelungen. Nur muß der Verfasser es sich nicht zum besondern Verdienste anrechnen, daß er ihn ohne Ausnahme mit zwei Anapästsen schließt: dieß gehört noch nicht zur metrischen Schönheit, sondern bloß zur Richtigkeit; es würde ohne das ein hinkender Vers ohne Namen, aber gewiß kein Pentameter sein. Die beiden Elegien von Klopstock, worin jene Regel nicht immer beobachtet ist, schreiben sich aus einer sehr frühen Zeit her, wo sich seine metrischen Grundsätze noch nicht ausgebildet hatten. Erst seit Kurzem ist das elegische Silbenmaß mit Glück unter uns bearbeitet worden. Gegen die Hexameter in dieser Uebersetzung ist mehr einzuwenden. Die weiblichen Abschnitte sind zu häufig, ja nicht wenige Verse haben gar keinen Abschnitt; z. B. B. 313.:

Selber wollt' ich mich kranken Podalirius heilen.

Unabgetheilte Trochäen in der dritten und vierten Region nehmen sich immer übel aus; z. B. B. 69.:

Männer, bekämpft unter | meiner | Führung die Sorgen der Liebe.  
Daktyle, wie 'Angriffe', 'Krankheit nichts', sind entweder geradezu

gegen die Regeln unsrer Prosodie, oder doch sehr kakophonisch; auch Zusammenziehungen, wie 'beraubst, sehntst', sollte man sich nie erlauben. Die dem Text beigelegten zahlreichen Noten sind für Leser, welche die alten Sprachen nicht kennen, sehr zweckmäßig eingerichtet. Nur wenige kleine Unrichtigkeiten möchten mit unterlaufen; so heißt S. 106. der homerische Bettler fälschlich 'Iron' statt 'Irus.' Am Ende ist eine gleichfalls metrisch übersezte Elegie des Tibull, vermuthlich als Probe, angehängt. Merkwürdig ist die Zusammenstellung, welche der Verf. in der Vorrede zwischen dem Verbot seiner ovidischen Kunst zu lieben in Wien und dem Befehl des Erzherzog Albrecht des Dritten von Oesterreich, die *libros amorum* ins Deutsche zu übersezen, macht. Das Außere des Buchs ist sehr einladend; es ist mit großen ungerischen Lettern auf saubres Papier gedruckt: nur die nicht immer abgesezten Verse, die Noten und die vielen Worte mit aus einander gerückten Buchstaben vermindern die typographische Schönheit. Die Idee zu dem Titelkupfer ist gut gewählt: ein Jüngling weihet dem Amor Lethaeus das Bild seiner vergeßenen Geliebten.

---

Neuer Altar der Grazien in Erzählungen von J. C. Siede, Verfasser der ländlichen Gemälde u. s. w. 1. Band. Berlin 1796.

Man kann diesen Erzählungen eben nicht Schuld geben, daß sie, wie sich der Verf. dessen für vorhergegangne Sammlungen, wovon sie eigentlich eine Fortsetzung, und, einem zweiten Titel zufolge, ein viertes Opfer auf einem ältern Altar der Grazien ausmachen, selbst anklagt, eine seiner Göttinnen, die Schamhaftigkeit, beleidigen. Dagegen möchte in der letzten derselben die unglückliche Fürstin, welche sich in einen schönen Müllerknecht verliebt, bei dem selbst der Neidstaub; der auf seinem Gesicht lag, dazu beitrug, ihn nur noch schöner zu machen ('das blühende Roth wurde dadurch so sanft durchschimmernd'), den beiden andern Grazien der Sittlichkeit und der Anmuth, allenfalls ein Erröthen ablocken. Wenn der Verf. aber auch das Vorurtheil abgelegt hat, durch Verletzung der Ehrbarkeit seinen Stil beleben zu wollen, so mögen in Ansehung des

nämlichen Zwecks noch manche andre bei ihm zurückgeblieben sein. Er wiederholt sich fleißig, um desto sicherer einzuschärfen, läßt sich die größte Umständlichkeit nicht verdrießen, und entdeckt uns die Gefinnungen seiner Personen, indem er sie durchgehends auf folgende Manier vergegenwärtigt: 'Wenn sie nur wüßte, wie sie ihm das so unter der Hand beibringen ließe; wie? wenn sie es dem hübschen glatten Wäschmädchen sagte: hübsche Mädchen sind doch gern etwas neidisch auf einander.' Dieß ist ein Anschlag jener Fürstin; überhaupt versteht der Verf. sich schlecht auf das fürstliche Kostum. In der ersten Geschichte ist das bürgerliche Wesen des fürstlichen Paares bis zur völligen Unwahrscheinlichkeit getrieben, so wie die weinende Geduld der Gattin, trotz seiner Protestation, die uns als ein sehr eingeschränktes Geschöpf zeigt. Im Ganzen scheint ihm unser beliebter Romanendichter Lafontaine zum Vorbilde gedient zu haben: aber die Darstellung ist freilich viel kleinlicher, und eben dadurch das Dargestellte auch weit unschmackhafter, als das Nachlässigste, was Lafontaine geschrieben hat. Das Buch fängt gleich mit dem lächerlich emphatischen Ausdrucke eines schiefen Gedankens an: 'Ihr Auge, ach wenn sie es öffnet, so führt sie schweigend den Beweis der Gottheit! So sprach Prinz Carl.'

---

Schwesterliebe und Befehring... von Albrecht. 1. Theil.  
Leipzig 1796.

Die umgearbeitete Ausgabe eines ältern Romans von diesem schreibseligen Autor, den man an Unermüdlichkeit und Dreistigkeit mit der homerischen Fliege vergleichen möchte. Er hat sich von der günstigen Aufnahme des Werkes durch den Absatz und das Urtheil seiner Freunde überzeugt. Ohne Zweifel wird es daher dem Verf. in diesem neuen Gewande ebenfalls die Liebe seiner Leser, welche, wie er erklärt, sein heißester Wunsch ist, gewinnen; wenigstens solcher Leser, die mit ihm gleiche Begriffe 'von unbefangnem Gange, natürlichen Verwickelungen und Festigkeit der Charaktere', deren er sich in der Vorrede rühmt, überhaupt von einem Roman, haben.

---

- 1) Die Spanier in Peru oder Kollas Tod. Ein romant. Trauersp., vom Präsidenten von Kogebue. 2pz. 1796.
- 2) Die Verläumder. Ein Schausp. von dems. 2pz. 1796.

Nr. 1. ist eine Fortsetzung der Sonnenjungfrau, der sie jedoch vorgezogen zu werden verdient, wäre es auch nur deswegen, weil die ermüdenden langen Reden darin vermieden, und alle gespannten Situationen möglichst abgekürzt worden sind. Ueberdies sehen wir auch in Kora lieber die zärtliche Mutter, als die naive schwangere Sonnenjungfrau, ob sich gleich der Verf. auch hier nicht von dem Wege entfernt, durch die nackte sinnliche Natur Nührung zu erwecken. Es gehört nämlich gar wenig Aufwand von Gefühl und Kunst dazu, um uns durch die Verzweiflung einer Mutter zu erschüttern, die ihren Säugling nicht mehr an der Stelle findet, wo sie ihn hingelegt, und nun den Wald nach ihm durchirrt; oder um uns für das Kind beben zu lassen, über welches feindliche Schwerter gezückt sind. Dabei bleibt ihm kaum das Verdienst, dergleichen Auftritte nicht bis zum Empörenden getrieben zu haben. Pizarros Wildheit hätte nur angedeutet, nicht ausgemalt werden sollen. Die Handlung, welche dem Kolla das Leben kostet, die Rettung des Kindes, ist gut herbeigeführt; aber da, wo seine Leidenschaft für Kora sich in Worten äußert, möchte sie doch für den peruanischen Helden einen zu empfindsamen Anstrich haben. König Atalibas Betrachtungen sind auch zu friedlich gerathen. Durfte er von Siegen, die alles retten sollten, was dem Menschen theuer ist, sagen: 'Ach, ich verkaufe alle meine Siege für ein frohes Erntefest'? Es ist überhaupt ein Fehler des Verf.s auf Kosten der individuellen Schickslichkeit nach allgemeinen Sentenzen zu haschen, so wie auch die Raschheit des Dialogs durch Witzmacherei zu befördern, wovon die erste Scene dieses Stücks unter andern einen Beweis giebt.

In Nr. 2. werden der boschafte und der leichtsinnige Verleumder neben einander gestellt. Jener unterscheidet sich zu wenig von jedem Niederträchtigen, der kein Mittel scheut, Menschen, welche ihm im Wege stehen, wegzuräumen, und überhaupt seine Absichten durchzusetzen, und bei dem daher die Verleumdung nur etwas Untergeordnetes, keine vorwaltende Neigung ist. Er ist keiner von de-



nen, die bloß zur Lust durch eine böse Zunge Verwirrung stiften, und sich an einer schädlichen Wirksamkeit dieser Art ergötzen. Er will seinem Freunde schaden, darum verleumdet er ihn; er will die Eheleute zu seinem Vortheil entzweien, darum bringt er ihnen Verdacht bei. Der leichtsinnige Verleumder ist richtiger geschildert, doch ein allzuflacher Charakter, um sehr zu unterhalten. Ein humoristischer Engländer nach dem hergebrachten Zuschnitt, der die Leute um Erlaubniß bittet, wenn er mehr als drei Worte reden will, und selbst viel von seiner nationalen Laune spricht, entlarvt den Boshaften und bekehrt den Leichtsinrigen. Zu dem ersten giebt ihm ein Empfehlungsschreiben von William Pitt, das er dem Minister im entscheidenden Augenblicke überreicht, die Macht, und zu dem andern berechtigt ihn, wie sich versteht, sein edler Donquixotismus. Der Verleumdete wird jacobinischer Gesinnungen beschuldigt, und seine Gattin gegen ihn eines Einverständnisses mit dem Fürsten angeklagt. Es ist freilich nicht sehr wahrscheinlich, daß der zärtliche Gemann sich sogleich vom Verdacht übermeistern läßt, da er bis dahin ganz Liebe und Vertrauen war (wenn es nicht etwa durch die Erfahrung zu entschuldigen ist, daß die größte Verleumdung nur zu oft auf die reblichsten Männer wirkt), und die nächtlichen Besuche seiner wohlthätigen Frau, die jenen Argwohn unterstützen sollen, sind etwas gezwungen eingeleitet. Warum aber das Stück mit einer Scene anheben muß, in der die Frau ihre längst gewünschte Schwangerschaft zuerst ihrer Schwiegerin, dann dem Manne ankündigt, läßt sich nicht anders, als aus dem Gange des Verf.s erklären, alle natürlichen Dinge dem Publikum recht nahe zu rücken; denn diese Eröffnung hat nachher weiter keinen Einfluß auf seinen Argwohn: sie macht uns die Lage der Frau nur auf eine unangenehme Art peinlicher. Auch hätte immer Jennys Erinnerung, 'Siehst du darum so hohläugig aus, arme Seele? Ha! ha! ha! Und mein Bruder weiß noch nichts davon?' und Emiliens Antwort 'Ich fürchtete bis jetzt auch durch vergebliche Hoffnungen zu täuschen', erspart werden können. Vom Dialog gilt durchgängig, was bei dem vorhergehenden Stücke bemerkt worden ist. - Er fällt meistens Schlag auf Schlag, allein die erste Rede ist nicht selten nach der zweiten sichtbar eingerichtet. Jedes neue Produkt dieses Schriftstellers (sie folgen so schnell auf einander, daß es zuweilen nicht leicht ist, mit Gewißheit das

neueste zu nennen) muß den Beurtheiler überzeugen, daß es vergeblich sein würde, bei seinen beständigen Versündigungen an ächter Sittlichkeit und Schönheit zergliedernd zu verweilen. Im Schlechten und Guten, und in seiner eifertigen Fruchtbarkeit bleibt er sich ungefähr immer gleich, und wenn auch einmal eins seiner Werke das andre übertrifft, so macht er doch im Ganzen keine Fortschritte zur Vollkommenheit. Allein fürs Erste wird er wohl der Liebling unsrer gewöhnlichen Schauspieler und des großen Haufens ihrer Zuschauer bleiben, weil sich weder die Darstellungsgabe der ersten, noch die Empfänglichkeit der andern zu Kunstwerken in einem höhern Geschmack erheben kann. Hr. von R. hätte also in der Vorrede zum Kolla lieber nicht gegen die in der A. Lit. Zeitung gefällten Urtheile über seine früheren Arbeiten auf diesen Beifall trogen sollen, der noch vielerlei Plathheiten außer den feinigern in Schutz nimmt.

- 
- 1) P. Ovids Naso's Lieder der Liebe, übers. mit Anmerk. von J. G. Karl Schlüter. Lpz. 1796.
  - 2) P. Ovids Naso Ibis, übers. mit Anmerkungen von dems. Leipzig 1796.

Mit einer wirklich heroischen Zuversicht tritt der Verf. dieser Uebersetzungen in der Vorrede zu Nr. 1. vor das Publikum, das er vertraulich duzt, und 'macht die sicherste Rechnung auf den Dank aller derer, die an den schönen Wissenschaften Behagen finden.' Da es von den *libris amorum* noch keine deutsche Uebersetzung gab, außer einer ungedruckten in Prosa aus dem 14ten Jahrhundert, so 'brach er die Bahn, und glaubt es so gemacht zu haben, daß kein fernerer Versuch weiter nöthig sein wird.' Rec. kann dieser Meinung unmöglich beistimmen, und ob der Verf. gleich auf Ehre versichert, 'er habe als ein rechtschaffener Mann gearbeitet, und nicht gesubelt', so muß jener doch gestehn, daß er seinen Begriff von Sudelei nicht so sehr zu verstärken weiß, daß er nicht immer noch auf vorliegende Arbeiten paßte. Von der Schönheit und dem Geiste des Originals ist keine Spur übrig geblieben; der platteste, weit-schweifigste Ausdruck, der sich nur durch Härten oder gar Unrichtigkeiten der Sprache von bloßer Prosa unterscheidet, ist an die Stelle

der gefälligsten Leichtigkeit getreten, und der Versbau ist eine ununterbrochene Folge von Uebellauten, wenn man anders an diese abgesetzten Zeilen den Namen der Verse verschwenden darf. Es ist schon gegen alle rhythmische Schicklichkeit, alle Gedichte im elegischen Silbenmaße ganz hexametrisch zu übersetzen (freilich geht man dadurch dem größten Theil der Schwierigkeiten aus dem Wege, denn es ist im Deutschen weit schwerer Pentameter als Hexameter zu machen); aber was für Hexameter finden wir hier! Man höre:

So viel war Calydon und ganz Aetolien nicht werth,  
Aber eine Desjanira allein war so viel werth.

Der erste Vers ist ein siebenfüßiger Jamb, der zweite fängt mit vier Trochäen an und endigt mit drei Jamben. Wie mag wohl folgende Zeile scandirt werden sollen?

Troja's Unglück, und dem langsamen Gewebe, das nächtlich —

Der Anfang des Ibis lautet folgendermaßen: 'Schon sind mir zweimal zehen' (ein starker Rechnungsfehler! bis quinque macht nur zehn. Es kann kein Druckfehler sein, weil bei der Skansion, die Ausdehnung des 'zehen' in zwei Silben zu Hülfe genommen ist.) 'Lustra verfloßen', und bis jetzt waren alle Gedichte meiner Muse noch friedlich: und kein Buchstabe unter so vielen tausenden, die ich Raso schrieb, kann zänkisch genennet werden; es haben keinem, als mir nur, meine Schriften Schaden verursacht.' Wer wird, wenn nur die Absätze der Zeilen wegb bleiben, sich einfallen lassen, daß dergleichen für Poesie ausgegeben werden könne? S. 95. wird *Hei mihi* (Am. II. El. 19. V. 34.) durch 'Postausend' übersetzt. In eben diesem Geschmache sind die Anmerkungen, durch die der Verf. (so anmaßend ist die Unwissenheit!) für die Auslegung der übersetzten Gedichte etwas sehr Nützliches geleistet zu haben sich einbildet. S. 4. 'Vulkan, der Mann der Venus, war eigentlich nicht rechter Vater des Cupido; denn Venus war eine Himmel- und Erd-Göttin'. An der gemeinsten Unanständigkeit findet der Verf. ein solches Gefallen, daß er sie oft ganz unnöthiger Weise herbeizieht; und wirklich sind einige Stellen in seinen saubern Anmerkungen von der Art, daß es eher Sache der Polizei als der Kritik ist, solche Schriftstellerei zu untersagen. In der Uebersetzung der Gedichte selbst ist das, was bei Ovid reizend und verführerisch ist, bis zum Scheuß-

lichen widrig geworden: der Sittenlehrer, den Hr. Schl. mit einem lächerlichen Trumpf zurückweisen will, darf es daher wohl unter seiner Würde finden, vor etwas zu warnen, das sich selbst brandmarkt. Er droht mit einer Uebersetzung mehrerer Werke Ovids, den er nicht einmal zu verstehen im Stande ist, wie sich leicht an einer Menge Beispielen zeigen ließe, wenn es der Mühe verlohnte.

Egonen und Schnacken, beobachtet auf einer Reise.

Leipzig 1796.

Ein Produkt, das auf Laune Anspruch macht, und dessen Absicht dahin geht, den durchgängigen Egoismus des Menschengeschlechts zu erweisen. Egonen sind diejenigen, deren Ich sich recht entschieden vernehmen läßt, und die Schnacken der nachschwazende Haufe. Es wird häufig auf die Zeitbegebenheiten angespielt, und sie werden aus dem Triebe jedes Einzelnen erklärt, sein Ego obenauf zu bringen. Der Adel hält dafür, sein Stand müsse herrschen; der Kaufmann, sein Geld; der Gelehrte, seine Geistesvorzüge. Diese Verblendungen des Ego werden ganz artig dramatisirt. Ueberhaupt ist der Verf. als Erzähler dieses oder jenes drolligen Ereignisses glücklicher, als wenn er gradezu den Philosophen macht. Die Vorliebe, welche sich hie und da für die neuesten Umwälzungen findet, vergleicht er auf eine mehr populäre als feine Art mit 'dem Kegel, den die Jungen empfinden würden, wenn man ihnen kund thäte, daß in einem gewissen Lande die Knaben ihre Präceptors fortgejagt hätten, und dann gleich zu Männern angewachsen wären, die eben das gälten wie andre Männer, so daß ihnen niemand mehr zu befehlen hätte, noch Lectiones aufgeben dürfte' u. s. w. Er kommt oft auf diesen Gegenstand zurück, und führt zuletzt, um die Deutschen vor französischer Verführung zu warnen, noch eine Predigt an, die der Fuchs den Gänsen hält: eine für unsre Nation in der That nicht schmeichelhafte Anwendung! Seine Meinung geht darauf hinaus, daß nöthige Veränderungen in Geduld und Frieden vorgenommen werden sollen, weil doch Alles dem Mißbrauch unterworfen ist, und der letzte Schaden ärger werden kann wie der erste. S. 410. trägt er eine Prophezeiung vor, worin er die Hoffnung äußert, 'daß die

Welt auf eine Weile so gesund werden wird, als es ein Mensch nach einer starken Purganz oder heilsamen Blutreinigung ist; doch bricht er gleich darauf plötzlich ab, vermuthlich mit dem Vorbehalt seines an andern Stellen vorgetragnen Satzes, daß Alles nur eine Weile daure. 'Denn das Schlimme', läßt er den Jupiter ganz zu Ende des Buches sagen, 'wächst immer von Zeit zu Zeit so, daß man das Gute nicht mehr davor bemerkt. Dieß wird euch denn wieder zur Empörung Lust machen, und darunter wird das Schicksal, welches neben mir regiert, allemal gewisse Einflüsse haben; es werden Belohnungen und Strafen einzelner Personen damit verknüpft sein' u. s. w. Diese ganze Ansicht hat das Verdienst der Mäßigung, allein, wie schon aus dem Auszuge erhellet, nicht das eines strengen Zusammenhangs. Wenn man den Egoismus einmal zum einzigen Maßstabe nimmt, so wird es auch dem leichten Denker leicht, ihn allen menschlichen Handlungen anzulegen, und durch Wahrheiten einer einseitigen Erfahrung zu bestätigen. Manche Erwähnungen und Seitenblicke auf die Spöttereien oder Auslegungen der recensirenden Egonen und Schnaäen, führen auf die Vermuthung, daß dem Verf. sein eignes Ego nicht minder am Herzen liege, als es bei andern so unbedingt voraussetzt.

---

Barthel Most, oder Leben und Abenteuer eines Pädagogen neuerer Zeit. Magdeburg 1796.

Man erwartet hier dem Titel zufolge einen Pädagogen nach neuester Sitte; allein das ekelhafte Individuum, welches wir dargestellt finden, erzog die Jugend nicht durch Vernunft und Spiel, sondern mit dem Stock. Als Liebhaberei ist das Unternehmen unbegreiflich, sich mit einer so schmutzigen Schilderung zu befassen, und solche Hefen der Menschenkenntniß vor dem Publikum auszugießen. Der moralische Zweck kann sich nur auf die roheste Klasse desselben beziehen, und davon hätten billig alle Theile benachrichtigt werden sollen, da es einem gesitteten Menschen nicht anzumuthen ist, dieses Buch in die Hand zu nehmen. Das Bewußtsein seines Talents muß jedoch den Verf. getrieben haben, denn in der That ist ihm sein Held vortrefflich gelungen. Er ist eine Art von Kaliban,

in dem aber immer nur die verächtlichste Thierheit zum Vorschein kommt, und der uns doch einen ganzen starken Band hindurch vorgehalten wird. Kaum blickt irgend ein Schimmer einer guten menschlichen Neigung hervor, und nur die Vorstellung der Möglichkeit einer solchen Existenz kann zuletzt, da dieses Geschöpf in Leiden vergeht, menschliche Theilnahme erwecken. Mit Brantwein wird das Ungethüm groß gezogen, Brantwein bleibt bis an das Ende seines Lebens sein einziger Trost. Sein Vater schlägt ihm die Glieder zu nichte; er verliert ein Auge bei einer unglücklichen Liebesexpedition; alle Welt tritt ihn so zu sagen mit Füßen. Mit der größten Treue und Lebendigkeit wird dieß alles so anschaulich gemacht, daß sich pöbelhafte Gemüther sogar daran ergötzen mögen. Die Schreibart ist frei von Uebertreibung und der Sache vollkommen angemessen: ein guter Stil für Memoiren, der wohl werth wäre, zum Vortrage besserer Dinge gebraucht zu werden.

---

Kleine Anekdoten-Bibliothek... 1 Bdchn. Mit dem Bildn.  
Till Eulenspiegels. Hamburg 1796.

Eine Sammlung, deren Urheber sich eben so wenig den Wig als die Neuheit bei seiner Auswahl zum Gesetz gemacht hat. Sogar die drei Bückligen von Damaskus kommen hier vor, und viele andere Geschichtchen, die zum hundertsten Male ausgeschrieben worden sind, und wenn sie gleich die Ehrbarkeit nicht beleidigen, doch keinen einigermaßen gebildeten Menschen sehr ergötzen können.

---

Maria Theresia bei ihrem Abschiede von Frankreich, Kantate  
von Fr. W. Gotter. Leipzig 1796.

Diese wenigen Blätter sind, vielleicht eben deswegen, weil sie so einzeln erschienen, nicht so sehr in Umlauf gekommen, als es auf der einen Seite ihr poetischer Gehalt und der Name des Dichters, der immer eine vollendete Ausführung verspricht, auf der andern das durch den Augenblick erhöhte Interesse des Gegenstandes erwarten ließ. Der Gang dieser Kantate ist einfach und zusammenhän-

gend; ein bei dieser Gattung seltenes Verdienst. Die Prinzessin erinnert sich bei ihrem Abschiede vom Vaterlande ihres ehemaligen Glücks und der plötzlich darauf gefolgten Leiden, und endigt mit einem Zurufe der Warnung. An den Grenzen Deutschlands begrüßt sie ein froher Chor mit Verheißung einer glücklicheren Zukunft. Aber durch so viele Unglücksfälle muthlos gemacht, weiß sie sich nicht sogleich zu fassen, noch das ihr dargebotne schönere Loos mit Zuversicht zu ergreifen. Traurige Bilder herrschen noch immer ihre Phantasie. Einige Stimmen stellen ihr die Schicksale der Andern auf eine Art vor, die etwas Tröstendes hineinlegt: durch ihre tugendhafte Standhaftigkeit, so singen sie, stieg jene großen Unglücklichen noch im Tode. Der Chor schließt mit einem Hinblick auf die ewige Gerechtigkeit, welche den scheinbaren Triumph des Verbrechens und die Unterdrückung der Unschuld wieder auszugleichen weiß. Der Ausdruck ist durchhin edel, rein und kräftig. Wie musterhaft ist z. B. folgendes Bild ausgeführt:

Noch schwindelt mir — noch gleich' ich einem Kranken,  
 Der, zitternd, seines Kerkers Schranken,  
 Nach jahrelangem Gram, durchbricht.  
 Der Boden unter ihm — scheint ihm zu fliehn! Ihn blendet  
 Der Sonne lang' entbehrtes Licht.  
 Wohin er seine Schritte wendet,  
 Schreckt ihn ein täuschendes Gesicht.  
 Des Freundes Stimme selbst erkennt der Arme nicht.  
 Sie ruft: ich bins, den dir dein Schutzgeist sendet!  
 Er weicht betäubt und Scheu zurück. —

Sowohl die Recitative als die Arien und Chöre sind vortrefflich versificiert. Daß in einem für die Musik bestimmten Gedichte ein so harter Vers wie 'Rest des Herrscherstamms der Franken' durchschlüpfen konnte, bemerken wir bloß als ein Beispiel, wie schwer dergleichen in unsrer Sprache zu vermeiden ist. Uebrigens kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, der Dichter möchte bei einem Gegenstande, der ein rein menschliches Interesse einzuschließen fähig war, alles umgangen haben, was parteiische Leidenschaften wecken könnte. Wer mit Wohlgefallen darauf zurücksteht, daß er 'einst den Göttern gleich geachtet ward' (welches billiger Weise keinem Menschen widerfahren sollte, am wenigsten jemanden, der sich noch gar kein Verdienst um seine Mitbürger gemacht), der schwächt nothwen-

dig die Theilnahme an seinem Loos; und Unschuld, Jugend, Liebenswürdigkeit und Unglück sind unstreitig gültigere Ansprüche an diese, als der zufällige Umstand der Geburt, worauf in dem begrüßenden Chöre gleich zuvörderst und wiederholt gedrungen wird.

---

- 1) Die Brautschau oder der Ruß des Schreckens auf der Burg Nothweiler. Ein Märlein aus den Vogessischen Gebirgen. Von C. F. W. Magdeburg 1796.
- 2) Bilder der Vorwelt. Leipzig 1796.
- 3) Die Affenburg. Historisch-romantisches Gemälde. Dramatisirt. Braunschweig 1796.

Der Titel, den Nr. 1. führt, ist ein zu abschreckendes Aushängeschild für den Inhalt. Musäus, den der Verf. zum Vorbilde erwählte, würde sich wahrscheinlich mit der ersten Hälfte desselben begnügt haben; und freilich ist sein Ton hier durchgehends in eben dem Maße überladen worden. Indessen wohnt doch dieser Nachahmung Manches von seiner wahren 'Kraft und Weise' bei, wodurch der Verf. eigne Anlagen verräth. Der feigherzige und delikate Held, der keine Sommersprosse an seiner Braut dulden will, ist recht gut ausgeführt.

Nr. 2. ist nach dem gewöhnlichen Recept der Rittergeschichten verfertigt, und zeichnet sich nur durch seine Harmlosigkeit und eine etwas menschlichere Sprache aus, als die Vorzeit sonst bei uns zu führen pflegt.

Von Nr. 3. ist vollends gar nichts zu sagen, als daß es unbegreiflich ist, wie man ein so unschmackhaftes Werk nicht wenigstens in Einem Bande endigt. Ungeachtet es nicht auf dem Titel angezeigt ist, so muß doch noch ein zweiter nachfolgen, um den Knoten zu lösen, den man also lieber unaufgelöst beruhen lassen wird.

---



Ovids zehnte Periode, Ariadne an Theseus... als Probestück einer neuen Ausgabe aller Heroiden desselben, von Ch. F. Becher. Görlitz 1796.

Der Widerspruch, worin der Titel obiger Schrift mit einer Stelle der Vorrede steht, wo es heißt: 'Man würde mir sehr unrecht thun, wenn man diese Probeschrift als Maßstab zu der Bearbeitung und Herausgabe aller Heroiden des Ovids (Ovid) in lateinischer Sprache ansehen, und mich hiernach beurtheilen wölte', macht es unmöglich, sie anders als für sich und nach ihrem eignen Werthe zu betrachten, da der Verf. nicht deutlich genug bestimmt, in wie fern sich die angekündigte Bearbeitung von der jetzigen unterscheiden soll. Diese ist ein erster Versuch, der von gründlichen philologischen Kenntnissen und von Belesenheit im Fache der schönen Litteratur zeugt, aber doch eigentlich für keine Klasse von Lesern ganz zweckmäßig eingerichtet ist. Für gelehrte Kenner des Alterthums scheint Hr. B. seine Arbeit selbst nicht bestimmt zu haben; für Schüler, die noch so weitläufige Erläuterungen nöthig hätten, möchte zu viel Kritik des Textes, und vorzüglich eine viel zu ausführliche Zergliederung der poetischen Schönheiten und Mängel eingemischt sein. Die unaufhörlichen ästhetischen Fingerzeige bei jedem Schritt (ob diese Methode gleich berühmte Beispiele für sich hat) sind gewiß eher geschickt, leichte Kunstschwäger als gefühlvolle Kenner zu bilden. Wo es an Empfänglichkeit fehlt, wird man sie dadurch nimmermehr hervorrufen; und den Schüler, der selbst fein empfindet, läßt man nicht zu dem reinen Eindruck des Gedichts kommen, wenn eine fremde Auctorität ihm beständig darenin redet. Ehe man Dichter genießen, und noch mehr, ehe man sie beurtheilen kann, muß man sie vollständig verstehen: so lange dieß noch umständliche Arbeit und Vorbereitung erfordert, ist es zu voreilig, auf jenes zu dringen. Eine theoretische Frage, wie die über den Werth der Heroide überhaupt, ist wolends für Schüler viel zu verwickelt, und liegt ganz außer ihrem Gesichtskreise. Sie ist auch hier keineswegs befriedigend beantwortet worden; und wie sollten die gangbaren ästhetischen Regeln hiezu hinreichen, da wir gar noch nicht einmal eine feste Theorie der einfachen Dichtarten haben, und die Heroide aus der elegischen, epischen und dramatischen zusammengesetzt ist? G-

was Schiefes liegt in der ganzen Erfindung, auf die Ovid eben nicht stolz zu sein brauchte, wenn sie auch wirklich ihm und nicht dem Propertius, oder etwa gar einem Alexandriner zugeschrieben werden muß. (Sein eignes Zeugniß ist nicht von großem Gewicht, da wir die Stücke jenes ältern Elegikers dagegen haben.) Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, warum die Heroide immer etwas Rhetorisches, das mit dem Aechtpoetischen im Widerspruche steht, an sich haben muß. Gegen den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit wird sie auch S. 37. nicht hinreichend gerechtfertigt. Den Gebrauch der Schrift kann man dem Heldenalter leicht zugestehen, aber es entspringen oft andre sehr handgreifliche Widersprüche aus der besondern Lage der Heldinnen. Die zehnte Heroide ist in dieser Hinsicht vorzüglich tadelhaft. Wenn es V. 3. heißt:

*Quae legis, ex illo, Theseu, tibi litore mitto:*

so drängen sich natürlicher Weise die Fragen auf: mit welcher Gelegenheit dachte Ariadne den Brief von der wüsten Insel abzuschicken? hatte ihr Theseus mit Fleiß das Geräth zum Schreiben zurückgelassen, damit sie ihre Vorwürfe gegen ihn aufzeichnen könnte? u. s. w. Was folgender Satz bedeuten soll: 'Pope verhält sich, nach meinem Gefühle, zum Ovid eben so, wie die Lage der Heloise zu der Be-lenope,' kann sich Rec. nicht erklären; auch weiß er nicht, warum Hr. Becher eine gute poetische Uebersetzung des Ovid ins Deutsche für unmöglich hält, da in diesem Fache schon weit schwerere Aufgaben gelöst sind. Die burmannische Recension des Textes ist bei diesem Abdrucke zum Grunde gelegt, aber hie und da ist der Herausgeber, nicht immer mit gleich guten Gründen, davon abgewichen. V. 6. setzt er *pro facinus* statt *per*. Dieses hat die besten Handschriften für sich: der Haupteinwurf dagegen, daß es nämlich mit *Malo* im 5. Verse tautologisch zu sein scheint, ist übergegangen. Die heusingersche Conjectur V. 31. *ut vidi*, statt *aut*, ist unnöthig und prosaisch. Die Versetzung V. 144.;

*Non tamen est, cur tu sis mihi causa necis,*

statt *cur sis tu*, die Hr. B., wie er sagt, einigen bewährten Ausgaben zufolge in den Text aufnimmt, um den gleichlautenden Schluß der beiden Hemistichien wegzubringen, möchte ebenfalls den

Nachdruck schwächen. Und welch eine unnütze Sorgfalt! Gleich B. 142., auch B. 96. 124. 130. u. f. w. stehen ähnliche *ὁμοιοτέλευτα*. Hrñ. Vs. Schreibart ist noch viel zu wortreich. Wir finden Redensarten, wie: 'die Verbindung des Zusammenhangs;' 'Wiederholungen erregen oft nichts als Tautologien.' Auch Sprachfehler haben sich eingeschlichen: 'des Ovids'; 'mit Gewißheit annehmen, ob'; 'exclamatorisch genommen'; 'ein Concetti' u. f. w.

### Samma, ein Trauerspiel. Glogau 1796.

Man ist ungewiß, ob dieß eine undeutsche Uebersetzung oder ein undeutsches Original ist, und eben so sehr, ob es Druckfehler oder Verstöße des Verf.s gegen Grammatik oder Menschenverstand sind, was man hier in jeder Zeile liest. S. 86. 'Wann, weh meinem Schwur, ich die Schuldigkeit eines blutigen Amtes einzig wegen ihm, aufgeschoben, so sieht er, daß die Niederträchtigkeit das grausame Vergnügen hat, mich verzweifeln zu machen, und meine Wünsche zu verrathen.' S. 91. 'Das Feuer, so meine Liebe gegen dich hatte, erstirke in deinem Blut.' S. 90. 'Das Anschauen an diesen Degen verdopple deinen Zorn: Er war an die Seite deines Vaters gezückt.' S. 72. 'Liebste Samma, hab Mitleiden wegen den Qualen, die ich empfinde, meine Liebe hat nicht, als die Natur sehr erwürgt.' Ebendasselbst: 'Ermahn' dich!' S. 69. 'Ich habe die überwundene und erniedrigte Perganer ihr Gesicht von mir wenden sehen.' S. 32. 'Pentroso wird mit seiner Samma kommen, vielleicht sich von Hymnen verbinden lassen?' Wir haben in den ausgezogenen Stellen Orthographie und Interpunktion genau kopiert. Das, worüber man hingegen keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, ist die unheilbare Beschaffenheit dieses Produktes, das auch bei der reinsten Diction in der Handlung, den Charakteren und Leidenschaften völlig unzusammenhängend und wahnwitzig sein würde.

was Schiefes liegt in der ganzen Erfindung, auf die Ovid eben nicht stolz zu sein brauchte, wenn sie auch wirklich ihm und nicht dem Propertius, oder etwa gar einem Alexandriner zugeschrieben werden muß. (Sein eignes Zeugniß ist nicht von großem Gewicht, da wir die Stücke jenes ältern Elegikers dagegen haben.) Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, warum die Heroide immer etwas Rhetorisches, das mit dem Aechtpoetischen im Widerspruche steht, an sich haben muß. Gegen den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit wird sie auch S. 37. nicht hinreichend gerechtfertigt. Den Gebrauch der Schrift kann man dem Heldenalter leicht zugestehen, aber es entspringen oft andre sehr handgreifliche Widersprüche aus der besondern Lage der Heldinnen. Die zehnte Heroide ist in dieser Hinsicht vorzüglich tadelhaft. Wenn es V. 3. heißt:

*Quae legis, ex illo, Theseu, tibi litore mitto:*

so drängen sich natürlicher Weise die Fragen auf: mit welcher Gelegenheit dachte Ariadne den Brief von der wüsten Insel abzuschicken? hatte ihr Theseus mit Fleiß das Geräth zum Schreiben zurückgelassen, damit sie ihre Vorwürfe gegen ihn aufzeichnen könnte? u. s. w. Was folgender Satz bedeuten soll: 'Pope verhält sich, nach meinem Gefühle, zum Ovid eben so, wie die Lage der Heloise zu der Be-lenope,' kann sich Rec. nicht erklären; auch weiß er nicht, warum Hr. Becher eine gute poetische Uebersetzung des Ovid ins Deutsche für unmöglich hält, da in diesem Fache schon weit schwerere Aufgaben gelöst sind. Die burmannische Recension des Textes ist bei diesem Abdrucke zum Grunde gelegt, aber hie und da ist der Herausgeber, nicht immer mit gleich guten Gründen, davon abgewichen. V. 6. setzt er *pro facinus* statt *per*. Dieses hat die besten Handschriften für sich: der Haupteinwurf dagegen, daß es nämlich mit *Male* im 5. Verse tautologisch zu sein scheint, ist übergegangen. Die heusingersche Conjectur V. 31. *ut vidi*, statt *aut*; ist unnöthig und prosaisch. Die Versetzung V. 144.;

*Non tamen est, cur tu sis mihi causa necis,*

statt *cur sis tu*, die Hr. B., wie er sagt, einigen bewährten Ausgaben zufolge in den Text aufnimmt, um den gleichlautenden Schluß der beiden Hemistichien wegzubringen, möchte ebenfalls den

Nachdruck schwächen. Und welch eine unnütze Sorgfalt! Gleich B. 142., auch B. 96. 124. 130. u. s. w. stehen ähnliche *ὁμοιοτέλευτα*. Grn. Vs. Schreibart ist noch viel zu wortreich. Wir finden Redensarten, wie: 'die Verbindung des Zusammenhangs'; 'Wiederholungen erregen oft nichts als Tautologieen.' Auch Sprachfehler haben sich eingeschlichen: 'des Ovids'; 'mit Gewißheit annehmen, ob'; 'exclamatorisch genommen'; 'ein Concetti' u. s. w.

---

### Samma, ein Trauerspiel. Glogau 1796.

Man ist ungewiß, ob dieß eine undeutsche Uebersetzung oder ein undeutsches Original ist, und eben so sehr, ob es Druckfehler oder Verstöße des Verf.s gegen Grammatik oder Menschenverstand sind, was man hier in jeder Zeile liest. S. 86. 'Wann, weh meinem Schwur, ich die Schuldigkeit eines blutigen Amtes einzig wegen ihm, aufgeschoben, so sieht er, daß die Niederträchtigkeit das grausame Vergnügen hat, mich verzweifeln zu machen, und meine Wünsche zu verrathen.' S. 91. 'Das Feuer, so meine Liebe gegen dich hatte, erstirbt in deinem Blut.' S. 90. 'Das Anschauen an diesen Degen verdoppelt deinen Zorn: Er war an die Seite deines Vaters geküßt.' S. 72. 'Liebste Samma, hab Mitleiden wegen den Qualen, die ich empfinde, meine Liebe hat nicht, als die Natur sehr erwürgt.' Ebendasselbst: 'Ermahn' dich!' S. 69. 'Ich habe die überwundene und erniedrigte Berganer ihr Gesicht von mir wenden sehen.' S. 32. 'Pentroso wird mit seiner Samma kommen, vielleicht sich von Hymnen verbinden lassen?' Wir haben in den ausgezogenen Stellen Orthographie und Interpunktion genau kopiert. Das, worüber man hingegen keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, ist die unheilbare Beschaffenheit dieses Produktes, das auch bei der reinsten Diction in der Handlung, den Charakteren und Leidenschaften völlig unzusammenhängend und wahnwitzig sein würde.

---

Lettere inedite del Sig. Abate Pietro Metastasio... à Rinato  
Pindario... Nizza 1796.

Diese kleine Sammlung liefert einen ziemlich unbedeutenden Nachtrag zu dem litterarischen Briefwechsel des Metastasio. Der Eifer des Rinato Pindario (unter diesem schäferlich akademischen Namen verbirgt sich, oder vielmehr verbirgt sich nicht, Hr. Gattinara, Professor der italiänischen Sprache am Carolinum in Braunschweig; man erkennt ihn daran, daß er sich in den Notizen als den Verf. des heroischen Gedichts della Pace angiebt) der Welt alles mitzutheilen, was er von der Hand jenes berühmten Dichters besitzt, muß in der That sehr groß gewesen sein, sonst würde ihn die Eigenliebe bewogen haben, Manches davon zu unterdrücken. Dahin rechnen wir besonders die Protestation Metastasio's gegen alle Neujahrswünsche, womit sein Korrespondent sich nicht enthalten konnte, ihn immer wieder zu begrüßen. Gleich der erste Brief fängt folgendermaßen an: 'Et é possibile, Gentiliss. Sig., che la formalità delle Buone Feste, flagello de' poveri Segertarj, non sia detestata da voi? Forte regolandovi colla cronologia, m'avete creduto tenace de' rancidi costumi: ma in questo v'ingannate, perchè rispetto all' abolizione delle incommode superfluità io son ancor giovanissimo.' Der Herausgeber scheint mit einer fast diplomatischen Genauigkeit verfahren zu sein, denn in der Vorrede meldet er, daß Metastasio's Briefe alle ganz von eigener Hand und auf Papier mit einem goldnen Schnitt geschrieben seien, und S. 45. daß statt des vollständigen Namens die Anfangsbuchstaben P. M. in einem schön verschlungenen Zuge sich unter dem Briefe finden. Daß alles was aus Metastasio's Feder floß, auch das Hingeworfenste, nicht anders als zierlich und gefällig sein konnte, ist kaum nöthig zu erinnern, und diese Sammlung beweist es von Neuem. Sonst sind diese Briefe meistens kurz, und durch den Inhalt nicht sehr anziehend. Hr. Gattinara hatte Metastasio durch eine Empfehlung des Cardinalsiminali kennen gelernt, gab ihm nachher öfter Nachrichten von seiner

äußern Lage und Gesundheit, überschickte ihm seine poetischen Produktionen, und wünschte ihm Glück zum neuen Jahre. Auf das erste antwortete Metastasio mit Theilnahme, auf das zweite mit Artigkeiten, und auf das dritte mit zurückweisendem Verdruß. Dazwischen kommen Klagen über seine Hypochondrie und in den spätern Briefen über die Nothwendigkeit vor, auf Befehl seiner hohen Gebieterin immer noch neue Opern zu dichten. Er spricht in der That von der Poesie wie ein Geschäftsmann von unangenehmen Akten. 'Il commercio di quella cicale delle Muse,' sagt er 'invece di sollevarmi, mi annoja al presente, e m'inspira malinconia.' Die Lebhaftigkeit, womit er S. 42. seinem Korrespondenten abräth, sein Gedicht der Kaiserin überreichen zu lassen, ist wirklich drollig. Er versichert, daß die Fürsten die größte Abneigung gegen alle Poesie hegen; besonders habe sich bei Gelegenheit mehrerer königlichen Vermählungen eine solche inondazione canora von ganz Italien aus nach Wien ergossen, daß man daselbst gar nichts mehr von Versen wissen wolle. Was ihn, den Metastasio, betreffe, so habe er in den 43 Jahren seines Dienstes niemals den Fürsten auch nur eine Zeile überreicht, die er nicht auf höchsten Befehl versfertigt hatte. Hr. Gattinara ließ sich indessen nicht abhalten, sein Gedicht della Pace nach Wien und an andre Höfe zu schicken; zur Rechtfertigung dieses Schrittes hat er in die Noten einen darauf empfangenen Brief von Friedrich dem zweiten eingerückt. Dieser Brief ist charakteristisch und ohne Zweifel von dem großen Könige selbst diktiert; allein er leidet eine weit weniger schmeichelhafte Auslegung als die, welche Hr. Gattinara angenommen zu haben scheint, und er könnte zum Muster dienen, wie man für das Geschenk eines Gedichtes dankt, das man nicht gelesen hat, und auch nicht zu lesen gesonnen ist. Die Noten enthalten übrigens den sonst wenig bekannten Lebenslauf des Rinato Pindario, dieses unter unsern nordischen Himmel verpflanzten arkadischen Schäfers, indem er darin die Gedichte, welche er dem Metastasio überschickt hatte, bei jedem Briefe angiebt.

Der Verbannte. Ein Roman aus dem Engl. der Charl. Smith. 2 Theile. Hamburg 1795.

Es würde unstreitig der Uebersetzung einen beträchtlichen Vorzug vor der Urschrift gegeben haben, wenn der Verdeutschter fleißiger Abkürzungen vorgenommen hätte; es wäre Gerechtigkeit gegen die, wie es scheint, bedauernswerthe Verfasserin gewesen, den Geist der Unmuths, der sie besetzte, und der ihr in der Meinung des unbefangenen Lesers schaden muß, in ihrem Werke so viel als möglich auszulöschen. Die Schreibart ist gut, die Darstellung lebendig, ohne sich irgend einer Ueberladung schuldig zu machen; die Begebenheiten sind anziehend ohne Abenteuerlichkeit; aber die Weiterschweifigkeit drängt sich doch dem Leser sehr überlästigt auf. Auch ohne weitere Vorerinnerung würde man manche Charaktere für Porträte, und viele Aeußerungen, vorzüglich die Briefe des Mrs. Denzil, für ganz individuell halten müssen. Diese Herzenserleichterungen können nicht anders als nachtheilig für ein Kunstwerk ausfallen, wo sie meistens ein Gemisch von Wahrem und Erdichtetem hervorbringen, das sich nicht recht in einander fügen will. Es ist ein Zeichen von der Geschicklichkeit der Verfasserin, daß sie ohne sich über ihre Stimmung erheben zu können, doch noch so allgemein interessant zu bleiben und ein treues Gemälde der Zeit und der Sitten zu entwerfen wußte. Ihr politischen Gesichtspunkte, die in der Geschichte eines französischen Ausgewanderten, nebst einer Episode von einer schönen Polin, natürlicher Weise häufig vorkommen müssen, sind die einer loyalen Engländerin; eine bedingte Liebe zur Freiheit mit einem unbedingten Abscheu gegen französische Ausweisungen gepaart. Sie nimmt nicht ohne Einschränkung an den Grundsätzen des Verbannten Theil, der in ihre Familie geheiratet haben soll, und dessen sonst übertriebne Weichherzigkeit sich so leicht über die Hinrichtung eines republikanisch gesinnten Bruders tröstet, ungeachtet seine eigne Rettung den Anlaß dazu gab. Nur den heiligen Widerwillen gegen die Philosophen hat sie von ihm angenommen.



‘Zum Unglück’, heißt es von einem Landsmanne des Verbannten, ‘war er nur zu bekannt mit den verderblichen Erfindern der fälschlich sogenannten, seit zwanzig Jahren Mode gewordenen Philosophie: und wenn ich ihn an die Vorschriften erinnerte, die allein ich, und, wie ich hoffte, mit Glück, ihm einflöste, so antwortete er mir mit einer Stelle aus Rousseau oder einem deutschen Schriftsteller, den er bewundert.’ Vielleicht ist indessen diese Betrachtung nur als etwas Charakteristisches einem ausgewanderten katholischen Geistlichen in den Mund gelegt.

---

Amaliens Feierstunden von Marianne Ehrmann. 1. Bdchn.  
Hamburg 1796.

Ein gesunder bestimmter Sinn belebt die Gedanken der Verf., die hier theils in ganz kurzen, theils in ausgeführtern Sätzen vorgetragen werden. Sie sind geschickt Nachdenken zu erregen, wo sich nur die mindeste Empfänglichkeit in einem weiblichen Kopfe findet, und streben den offenbaren sowohl als den verborgnen Klippen entgegen, an denen Liebeswürdigkeit, Verdienst und Glückseligkeit so oft untergehen. Die Verf. sucht auf ihr Geschlecht nicht bloß in Beziehung auf weibliche Anlagen zu wirken, und scheint selbst von einem lebhaften und ächten Gefühl allgemeiner Menschenwürde durchdrungen zu sein. Die Grundlinien ihres Unterrichts können kaum neu sein; aber ihre einzelnen Ansichten sind es mehrentheils, und sie deutet mit Nachdruck auf vernachlässigte Seiten hin. So fängt sie damit an und schließt damit, auf beständige, zweckmäßige, wohl eingetheilte Beschäftigung zu dringen. Sie sagt sehr wahr ‘Wer Wollust, Verzärtelung; üble Laune, Lüßernheit, kurz wer das Bild einer lebendigen Todten sehen will, der beobachte eine habituelle Müßiggängerin.’ S. 304. sucht sie der Meinung entgegen zu arbeiten, welche die Weiber fast allein auf mechanische Thätigkeit verweist: ‘Ist der Geist eines Weibes einmal beschäftigt, dann erst vermag sie mit voller Kraft die Folgen einer schlechten Wirthschaft

zu überdenken' u. s. w. Ferner: 'Es giebt zwar Weiber, die man im gewöhnlichen Sinne gute Hauswirthinnen nennt, wenn ihr Geist auch noch so unfähig ist, sich zweckmäßig zu beschäftigen, weil sie ihn nicht dazu anhielten. Aber wer kann, wer wird es leugnen, daß eben diese Weiber nicht planlos, gefühllos und mechanisch handeln? — Kann der Gatte, können die Untergebenen an ihrer Seite so glücklich sein als er es sein würde, wenn ihr Geist in Allem den Ton angäbe?' Nur wird mit dem bei dieser und andern Gelegenheiten oft vorkommenden Ausdrücke 'die Denkerin' die zartere Geistesbeschäftigung des Weibes zu pedantisch bezeichnet; und die Verfn. ist von ähnlichen Geschmacklosigkeiten bei weitem nicht frei. Dahin rechnen wir auch ihre etwas trockne und barbarische Verachtung der Schönheit. 'Wenn die Mädchen begreifen könnten, wie viel Reize ein gebildetes Frauenzimmer für einen denkenden Mann hat, sie würden mit Vorbedacht ihr Gesicht zerfragen, bloß um mit Geistesvorzügen eine weit rühmlichere Eroberung zu machen.' S. 71. nennt sie die Schönheit einen alltäglichen Vorzug von weniger Bedeutung, der auch dem Pöbel gefällt. 'Und kann das, was dem Pöbel gefällt, für den Denker auch Werth haben!' Kann eine Denkerin einen so falschen Schluß machen? — In das Kapitel von der Selbsttäuschung werden zu sehr alle Triebfedern, alle Anlagen im Menschen, die irgend Verblendung hervorbringen können, hineingezogen, so daß man sich demselben zufolge eben so gut der Menschheit als der Selbsttäuschung entledigen könnte. Die Denkerin ist hier nur Moralistin. S. 171 u. f. ist dagegen eine sehr zu beherzigende Stelle von 'selbstgenügsamer Hauschlamperei' nachzulesen. Die Schreibart überhaupt ist weder rein noch richtig, aber an Kraft und Fülle mangelt es ihr nicht.

---

Die Schwanenritter, von der Frau von Genlis. Aus dem Französischen übers. 4 Theile. Hamburg 1796.

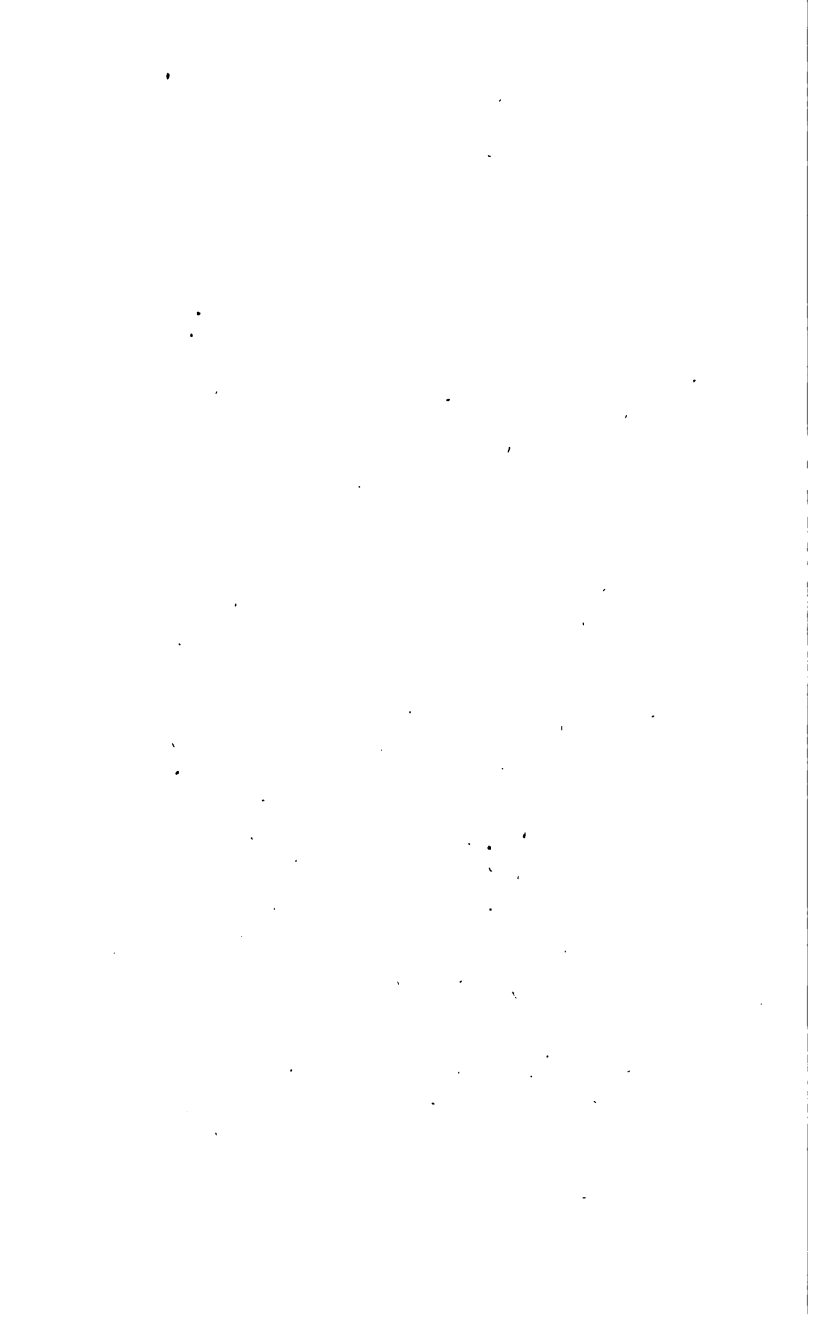
Eine gewissenhafte Uebersetzung eines weitschweifigen historisch-moralischen Ritterromans. Die Wortfülle desselben, die oft ganze

Seiten an Gehalt leer läßt, wird in der Verdeutschung noch auf-  
 allender. Man darf indessen den, welcher sie übernommen, nicht  
 darum tadeln, daß er sie nicht in einer Abkürzung lieferte, da der  
 Verleger seine Arbeit nur als eine stärkere Auflage zugleich mit dem  
 Original veranstaltet hat. Auch wäre es freilich leicht gewesen, ei-  
 nige Erzählungen, die gar nicht zu sehr als Episode erscheinen, wie  
 z. B. die Idylle von Jor im ersten Theil oder die Geschichte der  
 Ariane im letzten, wegzulassen. Allein dadurch würde dem Uebel  
 noch nicht abgeholfen, und kein wahres, fortreisendes Leben an die  
 Stelle gesetzt worden sein. Man hat dagegen Gelegenheit, die Ge-  
 dulb des Uebersetzers zu bewundern, der in diesen langen vier Bän-  
 den sich nur selten Nachlässigkeiten, wie folgende, zu Schulden  
 kommen ließ: 'Werfe (wirf) deine Augen auf mein (meinen, in dies-  
 ser Bedeutung) Schild.' Von Armosiede: 'Kurz, (enfin) coquett,  
 ehrgeizig' u. s. f.; eine Stellung der Worte, wobei man das 'kurz'  
 als eine Eigenschaft mitzählen könnte. — 'Aber sie erhielt die pein-  
 lichste Erniedrigung', statt sie 'erfuhr'. Es war nicht anders zu ver-  
 muthen, als daß die Romanze von Robin Grey, aus der Franzö-  
 sierung der Frau von Genlis hier wieder ins Deutsche übertragen,  
 vollends alle ursprüngliche Naivetät einbüßen würde; solcher Reime  
 wie 'geschheitert' und 'geschleudert' nicht zu gedenken. Die schwächste  
 Seite aber ist die Vorrede. Daß die Erfindung, mit deren Neuheit  
 sich die Verf. tröstet, in Schutz genommen wird, ist sehr begreif-  
 lich. Doch hätte man sie lieber auf sich selber beruhen lassen, als  
 eine Allegorie, die, wo möglich, noch barbarischer wie das Gespenst  
 ist, zu Hülfe rufen, und eine Periode wie folgende hinsetzen sollen:  
 'Und in der That ist wohl gerade die Entwicklung der Art, wie dies-  
 ses in einer edlern Seele wirkt, wie es hier sich mit allen Empfin-  
 dungen und Gedanken verwebt, mit jeder leisen Regung zusammen-  
 fällt, und doch am Ende seinen Gegenstand am Besten führt, da es  
 ihn, nachdem er ausgebüßt hat, für sein Vergehn, ausgeföhnt mit  
 der Gerechtigkeit, in dem Selbstgefühl wieder emporhebt, da hin-  
 gegen der Schuldige, der sich dieser Strafe entzieht, in einer ge-  
 wissen Erstarrung hinbrütet, die ihn abstumpft, wie für die Schläge  
 des Gewissens, so auch für jedes süße Gefühl, oder auch von Ver-  
 brechen zu Verbrechen fortschreitet, bis er endlich aufhört, noch auf  
 der Stufe der Menschheit zu stehen, da er das verliert, wovon unsre

ganze Würde abhängt, ein sich auf das Sittengesetz beziehender Wille, in der ganzen Anlage dieses Romans, einer der am meisterhaftesten ausgeführten Züge.' Etwas verständlicher ist ein andrer Fehler des Buchs als eine Vollkommenheit herausgehoben, nämlich die Mühe, welche die Verf. sich gab, einzelne Züge aus jenen Zeiten zu benutzen, um ihrer Dichtung einen Anstrich historischer Wahrheit zu geben (wobei der Geist jener Zeiten doch so gänzlich verloren gegangen ist) und diese mit Anspielungen auf die Gegenwart zu verbinden. 'Auf eine doppelte Art belehren' nennt der Vordrucker also das, was auf eine doppelte Art irre leiten kann.

---

**Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen  
Literatur-Zeitung. 1797.**



**Musen-Almanach fürs Jahr 1796. und f. J. 1797.**

Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg 1796.  
1797. 2 Bdchn.

Die zufällige Verspätung der Anzeige des vorjährigen voßischen Musen-Almanachs bis zur Erscheinung des neuen gewährt dem Beurtheiler den Vortheil der Vergleichen und des Ueberblicks. Die geistige Fruchtbarkeit ist wenigstens eben so sehr als die physische mancherlei Einflüssen unterworfen: die Aernte eines Jahres ist weniger ergiebig als die eines andern, und der Herausgeber kann nicht dafür angesprochen werden, wenn dieß im Kreise seiner litterarischen Verbindungen der Fall ist, wofür nur seine Bemühungen, der Geist der Sammlung, und die Sorgfalt, womit alles Unwürdige ausgeschlossen wird, sich immer gleich bleiben. Von der voßischen Blumenlese sind die Freunde der deutschen Poesie schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gewöhnt, dieß mit Zuversicht zu erwarten, und ihre Erwartungen befriedigt zu finden. Sie bedurfte daher der gefälligeren Gestalt nicht, worin sie sich jetzt zum ersten Male mit lateinischen Lettern, etwas größerm Format und einem faubern Umschlage darstellt; aber sie hatte dieselbe schon längst

verdient. Wir freuen uns auch dieser äußern Verjüngung, und betrachten sie gern als ein günstiges Zeichen, daß der vortreffliche Herausgeber noch lange und mit dem besten Erfolge fortfahren werde, für die Fortschritte der edelsten Musenkunst in unsrer Sprache zu wirken, und die Empfänglichkeit dafür zu nähren und zu erhöhen.

Bei einer allgemeinen Zusammenstellung der vorliegenden Almanache fällt es zuerst in die Augen, daß Hr. Voß beide sehr reichlich mit eignen Gedichten ausgestattet hat. Die Zahl der lyrischen Stücke ist im vorjährigen noch größer (sie beläuft sich auf 21, diesmal auf 15); dagegen enthält der neue drei Ibsyllen des Theokrit, als Proben der zu hoffenden vollständigen Uebertragung; auch die Nachbildungen kleinerer griechischer Stücke sowohl in diesem als in jenem sind von der Hand eines so geübten Dolmetschers der Alten sehr willkommen. Zwei Gedichte von Goethe zieren vorzugsweise den Alm. von 1796.; sonst sind die bekannten Dichter, die Beiträge geliefert haben, in beiden meistens dieselben: Gleim, von Halem, von Nicolay, Overbeck, Pfefel, von Salis, K. Schmidt, F. L. Graf zu Stolberg. Unter den Ungenannten zieht besonders ein mit B. unterzeichneter die Aufmerksamkeit an sich, der den Alm. v. 1796. mit einer Menge artiger Sachen, unter andern einer Romanze von beträchtlicher Länge beschenkt hat; seiner diesjährigen Beiträge sind weit weniger und sie weichen jenen auch an Bedeutung. Dagegen tritt jetzt ein Ausländer, Baggesen der Däne, als Mitwerber um den Kranz der deutschen lyrischen Muse auf, und seine Lieder verdienen nicht bloß der Seltenheit wegen, einen Fremden unsrer Sprache in so hohem Grade mächtig zu sehn, daß man bei ihnen verweile. Wir wollen ohne längere Vorrede zu Betrachtung des Ein-



zeln übergehn, und von den empfangenen Eindrücken so ausführlich Rechenschaft zu geben suchen, als die Einrichtung dieser Blätter es gestattet.

Den Alm. von 1796. eröffnet ein philosophischer Gesang von Voß, 'der Geist Gottes', mit Nachdruck und Würde. Die große und vorzüglich in unserm Zeitalter zu oft vergessene Wahrheit, daß sich das Göttliche im Menschen niemals durch eine brausende und zerstörende Wirkksamkeit ankündigt, daß es vielmehr seine Einflüsse still und mild, wie durch einen geheimen Zauber verbreitet, und anfangs von der Menge mißkannt, sich endlich in stiegender Verklärung darstellt, ist der Inhalt dieses ernstern, männlichen Liedes. Für etwas so Unsinnliches konnte nicht leicht ein schöneres Bild erfonnen werden, als die Geschichte des Propheten, dem Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber im sanften stillen Säusen erschien. Sie ist nicht bloß am Ende als erklärendes Gleichniß herbeigerufen, sondern vom Anfang an in die Darstellung des Gedankens verwebt, doch ohne daß der Dichter es bis zur eigentlichen Allegorie getrieben hätte, welche dem Embleme nur ein scheinbares, dem verschleierten Sinne ein mittelbares Leben läßt, und für die lyrische Begeisterung zu kalt ist. Bild und Gedanke behaupten hier noch in der innigsten Verschmelzung ihre gegenseitigen Rechte: der Gedanke eignet sich jenes als seinen Körper an, und wird dagegen die Seele des Bildes. Daß dieses seinem Ursprunge und Gegenstande nach einen Schimmer von Heiligkeit um sich hat, macht die Wahl noch glücklicher: denn nun durfte der Ehrfurcht gebietende Ton des Sehers angestimmt werden. Das Gedicht könnte vollendet heißen, wenn es hier und da leichtere Wendungen des Ausdrucks, überhaupt mehr Klarheit im Vortrage hätte, und

wenn nicht die häufig, allem Ansehen nach absichtlich, eingemischten Spondeen den harmonischen Fluß des Silbemaßes, der schönen italiänischen Stanze, die ganz vorzüglich reine Jamben zu fordern scheint, unterbräche. Auch einige Reime von allzufühlbarem Gewicht (z. B. Erkaltung, Entfaltung, Mißgestaltung) tragen vielleicht dazu bei, die einschmeichelnde Rundung vermissen zu lassen, die bei einem so kleinen Ganzen doppelt nöthig ist.

Auch von diesem, bloß technische Aeußerlichkeiten betreffenden, Ladel ist ein andres Lied von Voss im Alm. v. 96. frei, das vor allen seinen übrigen leicht den Preis davon tragen möchte. 'Friedensreigen' heißt dieser Hymnus oder Chorgesang, würdig, daß die veredelte Menschheit eines freien Volkes ihre Triumphe am schönsten aller Feste damit feire. Wir werden freudig überrascht und entzückt durch die Harmonie beinaß unvereinbarer Eigenschaften: wir sehen hier trunkne Laumel der Begeisterung neben der wolkenlosen Heiterkeit eines besonnenen, in sich gesammelten Geistes; das Augenblickliche erregter Gefühle, und die Selbständigkeit einer überschwänglichen, ewig gültigen Idee; die Wahrheit des Individuellen und das überlegne Ansehen des Allgemeinen; Hoheit in schlichter Einfalt; ein leichtes lebendiges Volkslied und ein Kunstwerk im größten Stil. Der Staat, von dem das hier Gerühmte in seiner ganzen Stärke gälte:

Du Vaterland der Gemeine,  
Die für All' und für Einen wirbt,  
Wo für Aller Wohl auch der Eine,  
Mit Entschlossenheit lebt und stirbt!

ist schwerlich vorhanden; eine selbstische Politik nennt ihn ein Hirngespinnst, was auch die Geschichte Großes und Herrliches in diesem Fache aufzuweisen haben mag; aber vermöge

einer unabweislichen Forderung der Vernunft soll die Gemeinschaft der Menschen unaufhörlich vervollkommenet werden: und dieß ist es, was dem aufgestellten Ideale Bestand und Realität giebt. Dem Dichter wurde das Vorrecht zu Theil, die Aufgaben unsers Daseins durch seine holden Täuschungen zu lösen, und was seinem Wesen nach zu hoch über der irdischen Atmosphäre schwebt, im Bilde auf den festen Boden der Erde herabzulocken. Das einzig schöne Lied, von dem wir reden, erfüllt einen so würdigen Beruf in seltnem Grade; es nimmt alle Seiten unsrer Natur gleich unwiderstehlich in Anspruch. Die Vorstellung von muthig besetzten Schwierigkeiten regt das sinnliche Leben auf; der Phantasie wird der Pomp eines großen Volksfestes vorgeführt; das Herz erweitert sich im frohen Mitgefühl verbrüderter Tausende; und die Vernunft selbst darf die richtende Wage aus der Hand legen und die Erscheinung ihrer vollbrachten Entwürfe mit unbedingtem Beifall begrüßen.

Die ganz eigne rhythmische Kunst, die bei diesem Gedichte aufgewandt ist, würde eine umständliche Zergliederung verdienen. Wir wissen uns nicht zu erinnern, daß in unsrer Sprache je ein so reicher Wechsel melodischer Wendungen und Schwünge, nach dem Vorbilde der alten Lyrik erfunden und geordnet, durch den Reiz des Reimes gehoben worden wäre. Der Anapäst ist der herrschende Fuß. Gereimte anapästische Verse sind bei uns zwar nicht selten: entweder ungemischt, bloß mit einem jambischen Vorschlage, oder willkürlich mit Jamben abwechselnd. Hier ist dagegen beides anders; die Stellen, wo der Jambus eintritt, sind bestimmt, und jeder Vers hebt mit einem Anapäst an. Dieß hat große Schwierigkeiten, weil nach dem Bau unsrer Sprache selten zwei Kürzen von einer Länge hergehen. Es ist aber auch sehr

wichtig, damit der Anapäst seine ganze Kraft als *pes acer et animosus* beweiſe. In der Mitte des Verſes laufen die Füße in einander, man kann beliebig nach Daktylen oder Anapäſten eintheilen: hat aber das Ohr erſt einmal durch die doppelte Anaſtruſe den Eindruk des anapäſtiſchen Aufſprungs empfangen, ſo wird es auch das folgende mit eben dieſem Fuße meſſen. Der nachher meiſtens am Ende des Verſes eintretende Jambus mäſſigt den Ungeſtüm des Anapäſtes zum feſten Gange; auch der viermal eingemiſchte dritte Bāon (— — —) hat bei ſeiner Flüchtigkeit etwas gefällig Mildern- des. Die ganze Strophe, die ſich ungeachtet ihres Umfan- ges gleich beim erſten Hören dem Sinne einprägt, ſchließt ſich auf die beſriedigendſte Art, ſowohl durch den Rhythmus als durch den dreifachen männlichen Reim. Sie bedurfte einen Komponiſten, der die muſikaliſche Rhythmiſk der poeti- ſchen unterzuordnen verſtand, und ſich begnügte, die vorge- zeichnete Weiſe durch angemefſene Modulationen auszuführen; und ſie hat ihn ſchon an Zelter in Berlin gefunden. (S. zwölf Lieder von Zelter. Berlin.)

Ueber Poſens übrige Lieder müſſen wir uns kürzer faſſen und können es auch. Sie zerfallen in zwei Hauptar- ten: ſolche, wo das Gemüth des Sängers in philoſophiſchen oder religiöſen Betrachtungen, oder auch im Gange der Weltbegebenheiten einen allgemeineren Anlaß für ſeine Re- gungen fand, und ſolche, die dem geſelligen Vergnügen ihr Daſein verdanken, und es wiederum begünſtigen ſollen. In einigen iſt beides mit einander verbunden, z. B. 'Aufmun- terung' und 'das Gaſtmal' im Alm. v. 1796. Außer dieſen und den ſchon beurtheilten gehören noch folgende 'die erneute Menſchheit, Entſchloſenheit, Bitte, die Milderng, Gebet', im dießjähri- gen Alm. aber nur drei Stücke, 'die Duldsam-

keit,' 'die Bewegung' und 'die Kirche' in die erste Klasse. Die überall hervorleuchtenden Gefinnungen des Verf. sind ächt weltbürgerlich, frei und herzlich, männlich und doch sanft; jeder wird ihnen mit Theilnahme entgegenkommen, wenn auch die Form, worin sie sich darstellen, seinen Kunstsinne nicht befriedigen, wenn er zuweilen Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie des Tons vermißt, wenn im Ausdrucke ihm nicht wenigstens als steif und fremd, manches sogar als peinlich auffallen sollte. Einige Lieder der zweiten Art besingen einen feineren Naturgenuß; viele haben dagegen ein materielles Gewicht, und es wird darin fleißig geessen und getrunken. Es ist gut, daß für die Haushaltung gesorgt werde: nur die Mäusen müssen es nicht thun. Sie hören auf, Göttingen zu sein, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr von der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in dem 'Agneswerder' geschilderte, mochte recht artig sein, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst, als durch Sprache und Versifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von Außen gegeben ist, und die Bilder bloß, an einen gleichgültigen historischen Faden gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbesondere zum lyrischen Ganzen? Der Verf. scheint hier und in ähnlichen Fällen, wo er sich mit einer gewissen Nachlässigkeit hingehen läßt (denn einem Geiste, wie der seinige ist, kann es nicht begegnen, wenn er ganz sein will, was er zu sein vermag), den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermesslichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern steht man in der 'Rosenfeier' eine Sitte

ernuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bedürfniß seinen Lebensgenuß erfindsam zu schmücken wußte: Alm. von 1796. S. 68.

In ambrosischem Rosenkranze  
Trank Anakreon singend aus.  
Rosen kränzten den Held zum Tanze;  
Rosen flocht er nach Kampf und Strauß.  
Ros', auch Götteraltären  
Ros', auch heiligen Chören  
Gabst du Kränz' um den Opferschmaus:

und man läßt sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen sein sollte. Die Ode 'vor dem Braten' (Alm. v. 96. S. 75.) ist dagegen ein rechter Gipfel von hausbackener Poesie. Der Titel ist noch zu allgemein; er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: 'zu singen, bevor man einen gebratnen Hasen verzehrt, der nicht auf der Jagd geschossen, sondern von einem Bauern todtgeschlagen worden.' Dieser letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichterischen Behandlung noch um Vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner Gäste sorgfältig zu entziehen; und was ist geschickter, alle Eßlust zu verschrecken, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man essen soll, in der Todesangst 'gequiekt' hat? Um dergleichen Gesellschaftslieder noch entschiedener aus dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man sich nur, welches Maß von Geist und Bildung man wohl in geselligen Kreisen voraussetzen dürfte, die dadurch nicht herab, sondern herauf gestimmt werden, und wo sie keine Mittheilungen von besserem Gehalt verdrängen sollten. Durch Kunststücken der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Versenz. B. (Alm. v. 97. S. 146.)

Aber jeder bringt, wie billig,  
Auch sein Theil von Muth!  
Jeder lacht und lächelt willig;  
Zank und Aerger flucht vom Drillich  
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gefoller  
Rothe Kämme schwellt:  
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,  
Wer als Eiferer und Toller  
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverleßern,  
Krähn und Ueberkrähn!  
Zu den Pfaffen, die verlezern,  
Zu den Deutern und den Hezern,  
Die nicht Scherz verstehn!

macht es einen widrigen Kontrast, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltsame Reime (denen der Verf. überall nachjagt) gezwängt zu sehen. Ob 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Substantive im Plural sein sollen? Manche der vossischen Stücke sind ganz aus entstellenden Zügen, unedlen Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zusammengesetzt, z. B. 'der gute Wirth' im Alm. von 1796. und 'Naturfreude' im Alm. von 1797. Aber auch die schöneren sind nicht frei davon, und aus diesen nehmen wir noch einige Beispiels. 'Chorgesang an der Quelle' im Alm. von 1796. 'Hier trinkt der Hirt bei seiner Krume;' 'Da galt kein Unter und kein Ober;' 'Vom Ladler fern, und fern vom Lober.' 'Frühlingstanz' im Alm. von 1797. 'im violigen Kranz;' 'Fröhlicher entschwingt sich des Tanzes Schwung.'

Schön tanzt die Braut auf weichem Grase,  
Und Schön, wie Silberklang, ihr Laut.

Was hat man wohl unter dem 'Laute' der Braut zu verstehen, der, wenigstens der Wortfügung nach, mittanzten soll? Das Gegenstück zu diesem, der 'Frauentanz', scheint ganz hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu sein: die groben sinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre 'Bursche' (so nennen sie ihre Länzer) verstoßen eben so sehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie 'das Männchen' mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geschweige denn veredelter Weiblichkeit.

Nicht bloß das Silbenmaß des Friedensreigens ist eine Erweiterung unsrer Metrik; auch für andere Gegenstände hat der Dichter passende, zum Theil sehr schwierige Silbenmaße erfunden und ausgeführt. Der Dithyrambe im Alm. von 1796., und die für die Jugend bestimmten Strophen in den beiden Liedern vom Tanze im Alm. v. 1797. hüpfen oder fliegen vielmehr in Anapäst und Pönonen dahin. Unter so viel neuen Versuchen muß dann und wann einer verunglücken: die Bacchien und Antispaste in der 'Braut am Gestade' (Alm. v. 1796.) fallen in unsrer Sprache allzu hart ins Ohr, als daß das Gesetz des nachahmenden metrischen Ausdrucks sie rechtfertigen könnte; und bei der genauen Nachbildung des sapphischen Silbenmaßes in dem Gedichte 'die erneute Menschheit' ist durch das Bestreben nach Eurythmie die Euphonie zu sehr ins Gedränge gekommen. \*) Einerlei Verhältnisse von Längen und Kürzen müssen bei uns eine ganz andre Wirkung thun, als in den alten Sprachen, weil unsre Längen länger, unser Kürzen weniger kurz sind, und

---

\*) Das Folgende bis zum nächsten Absätze ist wiederholt in den Karakt. u. Krit. II. S. 352. f.



den Sprachorganen mehr Arbeit schaffen, als in diesen. Da bei uns die Quantität der Silben auf ihrer grammatischen Wichtigkeit beruht, so ist überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewissen Masse von Wörtern und Sätzen ungefähr nach demselben Verhältnisse bestimmt. Der Dichter kann dieses zwar modificieren; will er aber ein sehr großes Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen, so wird er der Sprache Gewalt anthun müssen, wie es denn auch in den beiden zuletzt genannten Gedichten geschehen ist. Immer wird ein Silbenmaß mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich sein, als das entgegengesetzte, weil es gerathener ist, die Vielsilbigkeit zu begünstigen und kleine Partikeln einzuschieben, als nothwendige Silben wegzulassen und zu verbeißen, da unsre Längen meistens von Konsonanten starren.

Goethe hat uns (Alm. v. 1796. S. 42.) mit leichten Zügen einige Liebesgötter hingezeichnet, so muthwillig, so verwegen schalkhaft, daß sie ihrer Flatterhaftigkeit gar kein Gehl haben. Diese geflügelten Kinder kennen sich, sie kennen die Herzen, und geben, was sie davon wissen, in artigen Geberden zu verstehn. Wie rasch auch Alles vorübergaufelt, so ist doch die Hand des einzigen Künstlers unverkennbar, der mit eben so freiem und fröhlichem Sinn Meisterwerke zur Vollendung ausbildet, als er seelenvolle Skizzen hinwirft. Im 'Wiedersehn' giebt die zarte beständige Liebe, gleichsam die ältere Schwester jener flüchtigen Schaar, ein holdes Gegenstück dazu ab: eine andre Vergänglichkeit des lieblichsten Gefühles ergreift das Herz mit Nührung.

Von dem ehrwürdigen Ältesten unsers Parnasses, Gleim, ist jeder der beiden Almanache gerade mit einem Duzend Stücke beschenkt worden. Dieser Nestor, der schon zwei lit-

terarische Geschlechter untergehen sah, und nun mit dem dritten lebt, dem die Rede süßer als Honig von der Lippe fließt, erhebt in unsern streit- und parteisüchtigen Zeiten eine Stimme der Mäßigung und des Friedens, wie der homerische:

Weil nicht zwei Menschen gleicher Meinung  
Auf Gottes Erde sind und Alles Meinung ist:  
So, Lieber! ist mir die Erscheinung,  
Daß du nicht meiner Meinung bist,  
Nichts Unerwartetes!

Alles, was Gleim der Welt giebt, ist schon um des reinen Wohlwollens willen, womit es gegeben wird, des Dankes werth. Es ist nicht möglich, den Musen freier von allen andern Triebfedern außer der Liebe zur Sache zu huldigen, als er es thut. Das Geringste von ihm trägt daher das Gepräge einer mühelosen Entstehung, einer unabhängigen, anspruchslosen Existenz, eines freiwilligen Spiels an sich. Er ist immer er selbst: natürlich, unbefangen, jovialisch und bis zur Hingegenheit naiv. Originalität kann man seinen Gedichten nicht absprechen, in sofern sie sich mit dem Manierierten verträgt. Denn freilich spielen bloß individuelle Eigenheiten eine so große Rolle in ihnen, daß man nicht recht einsehen kann, was noch übrig bleiben würde, wenn sich durch ein chemisches Verfahren alles, was darin der Manier angehört, rein ausscheiden ließe. Diese augenblicklichen Ergießungen sind von der Art, daß sie genossen werden müssen, wie sie entstanden sind, eine zergliedernde Beurtheilung aber nicht zulassen; sonst hätte der Dichter selbst einen Maßstab zu dieser an die Hand gegeben. In dem Liede 'Schlecht und gut' (im Alm. von 1797.) giebt er sehr treffend die Kennzeichen eines guten und eines schlechten Liedes an, und endigt:

Gieb doch, du guter Liebergott,  
Daß ich kein schlechtes mache.

Wer wird nicht jeden aufsteigenden Zweifel unterdrücken, ob Apoll seinen alten Freund wohl auch einmal nicht erhört haben möchte? Uns wenigstens würde dieß eher niederschlagend scheinen, als in die jubelnde Stimmung versetzen, worin der wahre Greis ein andres Mal ausruft:

Seht, ich lach', ich möchte plagen  
Ueber's Dumme, das man macht!

Die Beiträge von F. L. Gr. zu Stolberg verleugnen den allgemeinen Charakter nicht, zu welchem sich seine Boesfe, bei Anlagen, die etwas Besseres erwarten ließen, mehr und mehr hinneigt: frostiges Prahlen mit Empfindung, ohnmächtige Schwärmerei, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken. Eins unter den Gedichten im dießjährigen Almanach, 'Rassandra', verdient indessen als psychologische Seltenheit erwähnt zu werden. Nach einer sehr, sehr langen Schilderung der Rassandra und ihrer Weißagungen kommt der Verf. endlich auf sich selbst, den er dabei immer im Sinne gehabt hat, und wendet sich mit folgenden erstauenswürdigen Offenbarungen an die verblendeten Deutschen:

Der Strom der Zeiten rollte Jahrtausende  
Seitdem, bald rein und still wie der Waldsee, bald  
Mit trüben, lauten Wogen! niemals  
Trüber als nun, und noch nie so tosend!

Seit sieben Aernten ward in die Zukunft mir  
Der Blick geöffnet. Aber Rassandra fand  
Nicht Glauben, ward verlacht! Wohl an denn,  
Deutsche! verlachet den Enkel Hermanns!

Auf daß ihr höret bald — denn ihr achtet's nicht,  
Zu sehn ihr Lächeln! — daß ihr sie höret bald,

Die laute Lache der Verräther,  
Die euch mit gleißendem Zauber täuschen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lang,  
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch  
Ins Labyrinth der Lehrgebäude  
Führen, bei wankender Fackeln Glanze;

Bis ihres Mordbrands Gluten vom Untergang  
Bis hin zum Aufgang lodern! O sehet doch  
Noch jetzt den gleißenden Verräthern,  
Seht den Erleuchteten grad' ins Auge,

Merkt ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath  
Enthüllet wird! wenn Lästerung brüllet! wenn  
Auf Gottes Altar sich die Neze  
Stellt! wenn das Blut der Gerechten fließet!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!  
Verworfen! Abscheu lehret ihr, Furcht mich nicht!  
Den Frommen mischt ihr Gift, und Häuptern  
Irrender Völker den süßen Schlafrunk!

Die 'Erleuchteten' werden in einer Note zum Ueberflusse durch 'Illuminaten' erklärt. Man sieht, daß dem Verf. Illuminaten, Jakobiner und Philosophen einerlei sind (vermuthlich nach der Weisheit, die in nichts als Ahndung besteht; Alm. von 97. S. 30.), und daß er besonders zwischen den Bemühungen der kritischen Denker und der politischen Begebenheiten den genauesten Zusammenhang entdeckt hat. Dabei muß er seiner Sache doch sehr gewiß sein, da er nicht einmal die bei Dichtern gewöhnliche Vorsicht beobachtet hat, den Erfolg abzuwarten, und hinten nach zu prophezeien, ungeachtet die gläubigen Zeiten leider vorüber sind, wo eine Weissagung nicht erst erfüllt zu werden brauchte, um ihr übernatürliches Ansehen zu bewahren. So etwas, als der Verf. hier geschrieben hat, würde man, wenn es von den poetischen und

prophetischen Zurüstungen entlastet erschiene, eine Denunciation nennen; und wie dieser denuncierende Enkel Hermanns (seinem angeblichen Stammvater sehr unähnlich) Zutritt in der achtungswürdigen Gesellschaft des Almanachs erhalten hat, ist wirklich nicht recht begreiflich. Auch hat das Gedicht schon eine schicklichere Stelle gefunden: es ist in die Eudamonia (3. B. 2. St.) eingerückt, und man darf daher dem Verf. zu seiner ehrenvollen förmlichen Aufnahme in den zahlreichen Orden der Verfinsteter Glück wünschen. Urtheilte man von der deutschen Cassandra, wie es der griechischen widerfuhr ('dem Volke schien sie toll,' heißt es von ihr), so könnte die Prophetin das für eine Wirkung derselben Verblendung halten. Allein der Almanach selbst bietet uns in einem Gedichte 'gegen die Verfinsteter', mit M. unterzeichnet (wir glauben darin einen berühmten Dichter zu erkennen, dessen Name mit diesem Buchstaben endigt), die beste Antwort dar:

Tumm machen laßen wir uns nicht,  
Wir wissen, daß wir's werden sollen!  
Vernunft heißt das von Gott uns angeheckte Licht,  
Das sie auslösch'n wollen!  
Wir wissen, daß wir tumm, tumm wieder werden sollen,  
Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!

Wäre dieß Gedicht unmittelbar nach der Cassandra abgedruckt, so würde man noch eher vermuthen können, der Herausgeber habe sie seinen Lesern bloß zu einer erlaubten Belustigung mitgetheilt.

In einer Epistel an Hamler (Alm. v. 96.) bejammert v. Nicolay den Verfall der deutschen Litteratur:

Werß ich, erschöpft an Kräften und Geduld,  
Den Blick von meinem Schreibepult

Auf's weite Reich der deutschen Lettern:  
 Gott! was erblick' ich da, für eine Schriftenbrut,  
 Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!

In seiner Ansicht wird manchem Leser der wahre gegenwärtige Zustand des allgemeinen Geschmacks verfehlt scheinen: desto unzweideutiger ist die Schilderung, die er von seinem eignen, ohne es zu wollen, gegeben hat. Unter den Dichtern, die er gelten läßt (zwei der größten jetztlebenden sind mit Stillschweigen übergangen), wird Klopstock folgendermaßen umschrieben:

Und jener, der aus Miltons Schule  
 Sich uns, sein größrer Schüler, wies,  
 Und was im Himmel, in dem Pfuhle,  
 Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stieß.

Den Verf. der Epistel könnte man nach dieser Weise als jenen bezeichnen, der alltägliche Gedanken in abgenutzte oder ungeschickte Phrasen stieß; die Beschreibung würde aber auf Mehrere passen. Wie die Kritik eines Dichters beschaffen sein wird, welchem, der Lehre und Ausführung nach, Phrasen in der Poesie für das Höchste gelten, ist leicht zu errathen. Auch wird uns noch ausdrücklich versichert:

Nicht in verstiegenen Lektionen  
 Bestehet die Kritik.

Die Philosophie, wovon in der Epistel Proben gegeben werden, ist würdig, die dritte dieser verschwisterten Musen zu sein. Nachdem weitläufig behauptet worden ist, das Schöne lasse sich nach innern Gründen ohne Rücksicht auf Ansehen und Meinung sicher unterscheiden, giebt der Verf. bald darauf den dauerhaften Ruhm eines Kunstwerkes als das untrüglichste Kennzeichen vom Werthe desselben an; das Ende seiner Epistel vergißt den Anfang. Von der Mager-

felt und Trockenheit der Ausführung mag folgende Stelle zur Probe dienen:

Auch du vermenge nichts! wo nur die Sinne richten,  
Was ganz sich auf dein Ich bezieht,  
Da hast du freie Hand, da läßt der Unterschied  
Der Launen sich nach keiner Regel schlichten.  
Der liebet Roth, und jener Grün,  
Die Blonde reißet den, und den die Braune hin;  
Und beide haben Recht. Sie schließen beide  
Nach ihres Baues Unterscheide.

Noch mehr: dein eigener Geschmack verändert sich  
Von Jahr zu Jahr, und niemand tabelt dich u. s. w.

Man glaubt, ein in Verse gebrauchtes Kompendium zu lesen. Dennoch versichert uns der Verf. (wer hätte es vermuthet?), daß er in der Poesie 'vor aufgewärmter Speise mit stolzem Zahn vorbeigehe'. Er erlaube uns daher auch, bei seinen matten, schleppenden Erzählungen oder Romanzen, 'der Lurban' und 'Ezzelin', die im Alm. von 97. über fünfzig Seiten einnehmen, keinen Augenblick zu verweilen.

In einem ganz andern Geiste ist die Romanze im Alm. von 96., 'die Elfenburg', von B. gedichtet; wir rechnen sie ohne Bedenken unter die gelungensten Darstellungen, die unsre Litteratur in dieser Gattung besitzt. Dieß lustige Märchen ist schon der Erfindung nach belustigend: aber es ist mit so außerlesener Kunst behandelt, die sich unter äußerer Leichtigkeit verbirgt, so kräftig, fest und zierlich ausgemalt, daß es der Einbildungskraft ein sehr anziehendes, buntes und dennoch vollkommen harmonisches Schauspiel gewährt. Die Elfen sind hier nicht geschildert, wie Wielands Zauberstab sie umgeschaffen; noch weniger verlieren sie sich gestaltlos hinter dem Schleier elegischer Empfindungen; dem alten Volksglauben gemäß, den auch Shakespeare benutzte, leben

und weben sie als leichte, neckende, gutherzige Wesen. Bei diesem mannern Tone hat es einen erhöhten Reiz, gleichsam den schauerlichen Anhauch der Geisterwelt täuschend zu fühlen. Wie anmuthig wird z. B. der Tanz der Elfen aufgeführt!

Er sprach's, und geistiges Getön,  
Wie sanft gerührter Krystalle,  
Ertönt in leiser Lüfte Wehn  
Zu linder Aeolsharfen Halle.  
Hier tanzet Oberon und Mab,  
Dort Elf und Elfin auf und ab,  
Und Edwin schwinget sich im Reichen  
Mit Ruf, der lieblichsten der Feien.

Da jeder der beiden Ritter bei seinem Besuche in der Elfenburg ungefähr dieselbe Scene erblickt, so war der Dichter der Gefahr ausgesetzt, sich zu wiederholen, wenn ihm nicht ein Reichthum von Bildern und Zügen zu Gebote stand. Er hat die Schwierigkeit geschickt überwunden, und die Darstellung das zweite Mal so verschieden nüanciert, daß sie ganz neu scheint. Auch die unerwartete launige Wendung, womit man am Schluß in die wirkliche Welt zurück versetzt wird, ist allerliebste:

Dieß Märchen las mir, daß ihr's glaubt,  
Aus einem alten Buch die Nase;  
Sie streichelte mein junges Haupt,  
Und nahm die Brille von der Nase.  
Sohn, sprach sie, denk der Elfenburg!  
Wer gehen kann, der kommt wohl durch;  
Wer ohne Werth nach Scheine trachtet,  
Wird ausgehöhnet und verachtet.

Ungern widerstehen wir der Versuchung, auch den übrigen Arbeiten von B. eine prüfende Aufmerksamkeit zu widmen.



In einigen davon sind französische Originale nachgeahmt, z. B. in der witzigen 'Nänie' (Alm. von 96. S. 136.) und in der 'Raune'. In dieser sind jedoch die Worte 'die wunderholde Braune' bis zur Ermüdung wiederholt. Die kürzere Nachahmung desselben Liedes im schillerschen Almanach für 1797. unter der Aufschrift 'Gefälligkeit', möchte wohl den Vorzug verdienen. Nur ein paar Stücke, 'Barbe und Peter' im Alm. v. 96., und 'der trinkende Bauer' im Alm. von 97., entsprechen nicht ganz der Feinheit des Geschmacks, wovon die übrigen zeugen. Wollte sich der bescheidne Dichter nennen, so würden wir, wenn uns nicht Alles trügt, einen Namen erfahren, der schon lange durch andre Verdienste um unsre Litteratur, als die eines Schriftstellers, rühmlichst bekannt ist.

Einen etwas französischen Anstrich hat das Lied von Baggesen: 'Ja und Nein, oder die Grazie des Widerspruchs', ob wir gleich kein französisches Vorbild dazu kennen, und dem Verf. die Erfindung dieser niedlichen Kleinigkeit nicht streitig machen wollen. Hingegen der Rundgesang 'die gesammte Trinkelehre' ist ganz originell; die Wissenschaft des Trinkens ist wohl hier zum erstenmale nach allgemein gültigen Principien vorgetragen. So sehr der Dichter schon durch die Wahl der Melodie ('es hatt' ein Bauer ein junges Weib') für Popularität gesorgt hat, so wird doch das Drollige in dieser Parodie der neuesten philosophischen Systemsprache nur solchen Lesern recht fühlbar sein, die wenigstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit derselben haben. Uebrigens ist unter den verschiedenen Arten der Parodie die, wo wissenschaftliche Vorstellungsarten und Ausdrücke auf Dinge des gemeinen Lebens angewandt werden, gewiß eine der besten: der Gesichtspunkt ist dabei zu offenbar verrückt, als daß sie

die Sache selbst lächerlich machen sollte oder könnte; und eben das Harmlose gefällt. Diese Quelle des Komischen möchte indessen bald erschöpft, und wiederholte Ausführungen des einmal gelungenen Einfalls eben nicht anzurathen sein. Es wird überdies erfordert, daß man gerade den Zeitpunkt benutze, wo die parodierten Ideen die Köpfe lebhaft beschäftigen. Vor vierzig oder funfzig Jahren waren die leibnizischen Monaden gäng und gebe: in Ugens Gedichten wird häufig darauf angespielt; jetzt würden sie keine Wirkung mehr thun. Zwei andre Lieder, ebenfalls von Baggesen, 'der ächte Bischof' und 'Theelieb', machen mit der Trinklehre einen guten Anfang zu einem poetischen Kursus über alle möglichen Getränke. Das Lob des Bischofs dreht sich ganz um ein Spiel mit dem Namen des Getränkes; aber der Thee ist recht fein und mit Laune charakterisiert.

Das Sonett von Salis im Alm. von 96. enthält eine zarte Anspielung auf das bekannte Skolion von Harmodius und Aristogiton. Unter den vier Gedichten im dießjährigen Alm. hat nur eins, 'Ergebung', noch einige Simplicität. Die andern sind in den Naturschilderungen überladen und schwerfällig, von Seiten der Empfindung kalt. Ob wohl jemand, der im Ernst über die Entfernung seiner Geliebten trauert, die 'tief lasurnen Frühlingsgenzianen' ermahnen wird, ihre Thränen aufzufassen? Auch die gesuchten Kunstwörter:

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade  
Mit zartem Grau; —  
Der Sproßer Largo —

sind sehr an der unrechten Stelle angebracht. Sobald man die Natur mit Kennneraugen betrachtet, ist ihr Zauber dahin, der nur auf der gänzlichen Abwesenheit des Begriffs von

Kunst beruht. Das Bestreben, die Neuheit und Fülle in Matthiſſons malerischer Sprache zu überbieten, hat Gemisthien wie folgende ans Licht gebracht: 'Des Leuchthurns Lamp' entblinkt;' 'umwölbt von Lerchbaumsprossen' u. s. w. Eine wahre Merkwürdigkeit in dem bei uns so angebauten Felde der Dissonanzen ist ein Vers in dem 'Morgenpsalm':

Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt.

Liedge hat in Elyſium allerlei glorreiche Dinge gesehen, unter andern den verstorbenen Pastor Göze in einer Laube mit Kleist und Gefner. Für 'den armen Thoms' von Falk können wir nichts thun als ihn bedauern. Von den Gedichten von K. Schmidt im Alm. von 96. läßt sich wenig sagen; dießmal hat er nur eins geliefert, und zwar ein gottesdienstliches, welches anfängt 'Lobsingt dem Allbarmherzigen' u. s. w. Durch einige dürftige Einfälle von Haug wird der Armuth beider Sammlungen an Epigrammen nicht abgeholfen. Was sie in dieser Gattung und im Fache kleiner Erzählungen und Fabeln besitzen, beschränkt sich ziemlich auf die Sachen von Pfeffel, und auf das, was unter den Beiträgen von Gleim und B. dahin gehört. Mehr Mannichfaltigkeit würde insbesondere dem dießjährigen Almanach wohlgethan haben, der uns überhaupt seinen Vorgänger nicht zu erreichen scheint.

Taschenbuch für Deutschlands Söhne und Töchter auf das Jahr 1797. Herausgeg. von J. B. Klein. Wien.

Diese kleine Sammlung wird mit einer 'Apostrophe an die Deutschen' eröffnet, die in einem sehr kostbaren Stile abgefaßt ist. Der Verf. derselben, Marc Anton Gotſch, erstaunt selbst über sein

vor ihm so oft vergeblich versuchtes Unternehmen, 'das schlummernde Selbstgefühl der Deutschen zu wecken', und weiß daher kaum, wo er anfangen soll. Auch scheint er unter der Hand etwas von diesem Vorfaze nachzulassen, und sich allein an seine Landsleute im engeren Sinn, an die Oesterreicher, zu wenden. Wenigstens sind manche seiner Ansichten, wie z. B. folgende der Kreuzzüge, nicht auf das protestantische Deutschland berechnet: 'Der edle Deutsche sah das Land, wo sein Heiland gelebt, gelehrt und gestorben, in den Händen der Ungläubigen..... Das ertrug sein großes Herz nicht. Ein gewaltiger Trieb erwacht in ihm, große Bilder steigen auf vor seiner Phantastie, er will am Grabe seines Erlösers die Fesseln seiner fernen Brüder zerbrechen u. s. w.' Nachdem er den Deutschen nun vorerzählt hat, was sie gethan haben sollen, und wie sich ihre Wirkungen über den ganzen Erdboden erstrecken, wo er ihnen besonders dankbar dafür ist, daß sie durch die Erfindung des Schießpulvers 'dem nun fernetödtenden und felsen sprengenden Europäer Amerika unterworfen'; nachdem er ihnen das Wunderwerk ihrer Konstitution angerühmt, zählt er ihnen auch ihre großen Männer zu, und stellt Wieland und Lessing mit Voltaire und 'Sheakespear' zusammen. Unter vielen, mit deren Werken er sich, 'vom sanften Liede Jakobis an bis zur Ode Klopstocks, und von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bis zu den kantischen Kategorien', als sehr vertraut angiebt, scheint ihm doch Göthens Existenz ganz unbekannt geblieben zu sein: Zuletzt sieht er im Geist die 'Völkerseligkeit' von Deutschland ausgehen, und man kann ebenfalls leicht errathen, daß sie sich von Oesterreich aus verbreiten wird. Der poetische Theil dieses Taschenbuchs hat einen nicht weniger provinziellen Zuschnitt, der sich in der Versifikation am auffallendsten äußert. Ein recht artiger Kupferstich von der Tänzerin Bigano dient einem Gedichte nach der, zu dem Gegenstande ganz unpassenden, Weise des hohen Liebes von Bürger zur Begleitung, worin unter andern Gewalthätigkeiten 'Dannen' und 'Schwanen', 'Verstummen' und 'Blumen' gezwungen werden, sich zu reimen. In einem der Lieder, die auf den Krieg Bezug haben, drückt sich ein österreichischer Kürassier gerade so aus, wie ein ungeschickter Poet, der einen Kürassier nicht reden zu lassen versteht.

Erörte du mein Lieb, und hauch  
In jeden Busen Muth,  
Und deinen Griffel, Muse, tauch  
In Flammen und in Blut; u. s. w.

Was die Sammlung sonst an Versen und kleinen Aufsätzen von ungenannten, oder auch genannten und darum nicht bekannteren Verfassern enthält, ist zu unbedeutend um Beurtheilung zu verdienen. Nur folgender Zug in der Erzählung 'Ferdinand II. und Saint Hilair' ist merkwürdig und macht einen komischen Kontrast mit der sonstigen Bewunderung Josephs II. 'Eine Acte sollte Kaiser Ferdinand der Zweite unterschreiben, die der protestantischen Religion in Oesterreich und Böhmen freie Ausübung gleich der katholischen gewährte..... Die Abgeordneten versprachen, baten, drohten, Ferdinand sollte unterschreiben; aber eben so leicht hätten sie Wasser aus der Marmorwand seines Gemachs erpreßt, als das Wort Duldung aus seinem Munde. Der edle Ferdinand blieb standhaft, wo es den Glauben seiner Väter galt!' Dieser Auftritt macht auch den Gegenstand des Titelsupfers aus.

---

Boetische Blumenlese für das Jahr 1796. und f. d. J. 1797.  
Göttingen. 2 Bdchn.

An Masse und an derjenigen Mannichfaltigkeit, die aus der Menge der beitragenden Personen entsteht, giebt der göttingische Musen-Almanach seinen Nebenbuhlern nichts nach, wie die Register, die Seitenzahlen und der enge Druck beweisen. Der letzte vermehrt aber auch das Unangenehme der typographischen Einrichtung, in Ansehung deren er hinter allen uns bekannten Taschenbüchern dieser Art zurückbleibt. In diesen letzten Jahren wird er noch durch eine Anzahl schlechter Kupfer verunziert. Daß eigentliche Kunstforderungen auf so kleinen Blättchen nicht befriedigt werden können, versteht sich von selbst; allein es sollte doch wenigstens für einen angenehmen sinnlichen Eindruck gesorgt sein. Diese Kupferstiche sind aber ohne alle Sauberkeit und Feinheit so gekrazt und hingesubelt, daß man das Auge gern so schnell als möglich darüber hingeleiten läßt.

Das Bildniß von Ebert vor dem Alm. von 96. ist noch leidlich, obgleich leblos, nach einer Büste; das von Uz hingegen vor dem Alm. von 97. ist eine wahre Karikatur. Bei einigen der übrigen Blätter scheint nur der Kupferstecher das Werk des Zeichners verdorben zu haben; bei andern ist Gedanke und Ausführung gleich schlecht. Die Kupfer sollen indeß ihren Zweck erreicht, und den Absatz befördert haben. Ist dieß wirklich gegründet, so beklagen wir nur die kauflustigen Leser, denen so etwas den Almanach empfehlen konnte.

Wäre Betrieffsamkeit im Sammeln der Beiträge das einzige Erforderniß zum Vorsteher eines Musen-Almanachs, so würde der jetzige Herausgeber des göttingischen Bürgers Stelle bei demselben vollkommen ausfüllen. Allein es gehört noch etwas mehr dazu: ein selbständiger litterarischer Charakter, gleich weit von Nachahmung und von excentrischen Verirrungen entfernt; eine dauerhafte Celebrität; ein Ansehen, welches berechtigt, nicht nur die Versuche von Anfängern abzuweisen oder nach eigener Einsicht zu verbessern, sondern auch die unnützen Papierschnitzel, die zuweilen aus den poetischen Brieffaschen selbst bekannter Schriftsteller herausfallen, bei Seite zu legen. Jeder Liebhaber der deutschen Poesie, der Hrn. Reinharbs gesammelte Gedichte kennt, urtheile, in welchem Grade man ihm dieß alles zuschreiben kann.

Indessen enthält der Alm. von 96., zu dem wir uns zuerst wenden, verschiedene schätzbare Stücke. Zwei der wichtigsten, Bürgers 'Nachtfeier der Venus', nach seiner letzten Umarbeitung, und 'die Gebete', eine Satire von Falk, sind seitdem schon wieder erschienen, jene in den sämtlichen Schriften Bürgers, diese als Anhang zu den 'Gräbern von Rom'; ihre Beurtheilung kann also amfüglichsten für die Anzeige dieser Werke aufgehoben bleiben. Die vortreffliche Elegie auf Bürgers Tod von Göckingk wird kein Freund des Verstorbenen ohne die innigste Rührung lesen können. Aber auch ohne nähere persönliche Theilnahme ist es ein Gegenstand gerechten Schmerzes, ein außerordentliches Talent, gegen das von seiner frühesten Entwicklung an feindliche Gestirne verschworen zu sein schienen, vor der Zeit unter körperlichen und geistigen Leiden erliegen zu sehen. Wahrheit und herzliches Gefühl sind die Musen dieses Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leise berührt, ohne sie

ganz zu verschweigen, und eine schonende Hand entschleierte die letzten unglücklichen Verhältnisse seines Lebens. Mit Recht wird die Wahl seines Aufenthalts getadelt:

— seine goldenen Früchte,

Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag,  
Trug er — unglückliche Wahl! — am fernen Ufer der Seine.

und nachher:

Du am Ufer der Sein' ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es läßt sich in Deutschland kaum eine andre Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde. Hätte es nicht von seinem eignen Entschlusse abgehangen (den ihm freilich Kränklichkeit und allerlei Umstände erschwerten), einen weniger unfruchtbaren Boden zu suchen, so hätte er, wie schon Haller vor ihm, ausrufen können:

D recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen  
Mir diesen öden Ort zur Wohnung auserlesen!

Ramlers berühmte Ode auf einen Granatapfel, die schon im Jahr 1749. gedichtet ward, ist hier sehr verändert abgedruckt, als eine Probe der zu erwartenden neuen Ausgabe seiner Gedichte. Viele der jetzigen Lesarten leuchten gleich auf den ersten Blick als Verbesserungen ein; von einigen würde sich der Werth nur durch eine umständliche Auseinandersetzung bestimmen lassen, und eine oder die andre ist offenbar nicht glücklich. Dahin gehört besonders die halbe Strophe, die ehemals so hieß:

Und steigt an der Wesen Kette  
Bis dahin, wo den höchsten Ring  
Zeus an sein Ruhebette  
Zu seinen Füßen hing.

jetzt:

Verfolgt der Wesen lange Kette  
Bis an den allerhöchsten Ring,  
Der an Zeus Ruhebette  
Hängt, hangen wird und hing.

Das Beiwort 'lange' ist ziemlich müßig; 'allerhöchsten' sagt nichts mehr als 'höchsten', und ist noch dazu weniger edel; das doppelte

'an' beleidigt das Ohr, und die Ordnung der Zeiten in der letzten Zeile befremdet den Verstand. Ueberdies ist der vorletzte Vers ganz unrichtig skandirt, und der letzte wenigstens sehr hart. Indessen macht doch ein grammatischer Fehler in der alten Lesart hier eine Veränderung nothwendig, deren Anlaß (wir erinnern uns nicht genau, in welcher Zeitschrift) man so unbegreiflich gefunden hat: das Imperfekt des unregelmäßigen intransitiven Zeitworts 'hangen' war statt des Imperfekts des ganz verschiednen, regelmäßigen und transitiven, Zeitworts 'hängen' (hängte) gebraucht worden.

Von Herder finden wir ein liebliches kleines Idyll (das Wort im Sinne der Griechen genommen) im elegischen Silbenmaße. Es enthält zwar nur einen Neujahrswunsch, und war vielleicht nicht zur Bekanntmachung bestimmt; aber eine so zarte Empfänglichkeit, und ein Geist, der allem, was von ihm ausgeht, reine und edle Formen zu leihen weiß, die ihm Gewöhnung und Bedürfnis sind, können selbst die abgenutzte Sitte neu und anziehend machen. Gleim theilt wie ein freundlicher Vater seine Gaben unter mehrere poetische Blumenlesen; man hat jedes Jahr Gelegenheit, sich der fortbauernenden heitern Stimmung und Fruchtbarkeit des vielgeliebten, verehrten Sängers zu freuen. Seine Beiträge in den beiden letzten göttingischen Almanachen sind denen in den vossischen an Zahl ungefähr gleich. Auch Kästner bleibt der epigrammatischen Dichtart immer noch getreu; nur scheint sie ihm zuweilen untreu zu werden, wie er im Alm. von 96. selbst darüber klagt, daß der Zwang des Versbaues anfangs, ihm lästig zu fallen, und daß er sich daher genöthigt sehe, seine Einfälle in Prosa zu ergießen. Indessen hat er doch im Alm. von 97. einige muthige Angriffe auf die Philosophen gethan, vermuthlich als Dichter und als Mathematiker gleich sehr dazu berechtigt und geneigt. Die Fabel von Friedrich, 'der Affe und der Tanzbär', kommt viel zu spät: denn wer denkt jetzt noch an Batteux Theorie? Auch die Epigramme von ihm, 'der Reim, der Kunstfehler, die Episode', alle drei die Dichtkunst betreffend, enthalten etwas Unrichtiges in den Gedanken, und zeigen den Dichter eben nicht zu seinem Vortheile als Kunstrichter. Wir setzen das erste her:

Dem Billiard gab man das Schellenetz,  
Den Kugelfall dem Ohr des Zählers anzudeuten.



So läßt ein gothisches Geseß  
Zum Silbenfalle Reime läuten.  
Das Meisterspiel, das Geniussgedicht  
Bedarf der Schelle nicht.

Was kann eine schiefe Vergleichung gegen den Werth des Reims beweisen, den viele der größten Dichter in den neuern Sprachen durch ihre Werke anerkannt, und der sich aus psychologischen und ästhetischen Gründen sehr befriedigend darthun läßt? Einige Kleinigkeiten von zwei verdienten Männern, deren eigentliches Fach die Poesie nicht ist, von Gedike und Gräter, wird man als Verse, die eine Stunde der Erholung erzeugte, und die weiter keine Ansprüche machen, mit Vergnügen lesen. Die Verf. der übrigen Beiträge sind: Mad. Brun, Kretschmann, Matthesius, Maler Müller, Riemeyer, Roose, Schmidt (G. A.), v. Wildungen; ferner Gonz, v. Einem, Engelschall, v. Halem, Haug, v. Knebel, Lappe, Mirow, Pape, Poßels, Reinhard, Schink, Kl. Schmidt, Liedge; die Dilettanten, die ihre Namen verschweigen, nicht zu rechnen.

Die zuletzt genannten, von Gonz an, treten alle im diesjährigen Alm. wieder auf, wo noch Grabner, Manso, v. Schmidt Phiselsdet, Mad. Ludwig, von Stramford, hinzugekommen, auch von zwei Verstorbenen, Deurer und der Karschin, von dieser eine Epistel an Gleim, von jenem einige Distichen eingerückt sind. Die Stücke von Bürger, die der Herausg. aufgefunden und abdrucken lassen, hätte der Dichter selbst gewiß nicht der Aufbewahrung für würdig erkannt. Das erste, 'die Leier', ist vom Jahr 1766, also aus einer fast noch unmündigen Jugend seiner Poesie (die ältesten Stücke in der Sammlung seiner Gedichte sind von 1769); es könnte etwa nur seinem Biographen merkwürdig sein, um daraus auf den Grad von Bildung zu schließen, den er sich damals schon erworben hatte. Man sieht hier deutlich, daß Bürger noch nicht zu einiger künstlerischen Selbstständigkeit gelangt war, und seine Kraft zum Fluge mehr auf fremden, als auf eignen Schwingen versuchte. Der Gehalt des Gedichts, 'An M. W., als sie mir einen Kuß versagte' (vom J. 1771.), ist zwar um nichts bedeutender, doch finden sich schon mehr eigenthümliche Züge, auch Bürgerianismen im nachtheiligen Sinne, z. B.:

Ja, so säße die Gefahr  
Dir bereits in dem Genick!

oder:

Ihm (dem Dryheus) den bangen Aufenthalt  
In des Orkus Finsternissen  
Dankebegierig zu versüßen,  
Spitzte jede Mißgestalt  
Ihren blauen Mund zum Küssen.

Die Ode S. 87. ist ein pflichtmäßig gesungenes Lied, das seine Bestimmung vollständig erfüllt hatte, als es überreicht war. Am wenigsten aber hätte der nothgedrungene Prologus galeatas S. 188. vor das große Publikum gebracht werden sollen, dem er, aufs mildeste gesagt, sehr fremd vorkommen muß, weil es von den lokalen Veranlassungen nichts weiß. Wer hingegen mit Bürgers damaliger Lage näher bekannt ist, der wird zwar seine Bitterkeit gegen das ihn zunächst umgebende öffentliche Urtheil leicht entschuldigen können (ob sie gleich in der Art ihrer Aeußerung die Gesetze des Schönen und Anständigen verletzt), aber es werden andre schmerzliche Erinnerungen bei ihm erregt werden, welche zu berühren hier ebenfalls nicht der Ort ist.

Wohlthätiger für das Gemüth wirkt das schon erwähnte Lied der Dichterin, welche ein schöner Frühlingstag 'ächter Pontak, ein Haseltrebs' (vielleicht Haveltrebs?) 'und ein Butterbrod' innigst zufrieden mit der ganzen Welt und mit dem großen Friedrich machen konnte. Die Leichtigkeit so vieler andern fast aus dem Stegreif hingefungenen Herzensergießungen der liederreichen Hirtin wird man auch in dieser nicht vermissen. Sie gefallen als freiwillige Erzeugnisse der Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil hat, als wilde Blumen des Feldes.

Eine Satire von Falk, 'die Schmausereien', glänzt durch eben die Vorzüge, die schon andern Arbeiten von ihm in dieser Gattung ausgezeichnetes Lob erworben haben: kühne Kontraste, gebrängte Sentenzen, eine ins Grelle fallende Stärke der Darstellung, ein sehr origineller, mehr bitterer als fröhlicher Humor. Allein wir gestehn, daß wir uns Manches in der dramatischen Einkleidung des obigen Gedichtes nicht zu erklären wissen; daß wir dem Dichter bei seinen Uebergängen nicht immer folgen können; und daß wir auch an dieser wie an seinen übrigen Satiren die schöne Rundung eines

ästhetischen Ganzen vermissen. Freilich ist auch die Theorie hierüber noch sehr unzulänglich, und die Untersuchung, welche Modifikationen das Gesetz der Einheit erhalten muß, um auf das satirische Gedicht anwendbar zu sein, ist bei weitem nicht aufs Reine gebracht. In den feinsinnigen Volksgefangen ist der Satiriker ganz aus seiner Sphäre herausgegangen. Er mag sich hüten, daß man die von ihm so treffend gelehrte Kunst, Recepte zu Geistesprodukten zu verschreiben, nicht gegen ihn selbst wende. Zu den Jägerliedern ist eine übermäßige Dosis von Trarara, Hussa, Hurra, Hallo, Ho-ho u. s. w. verbraucht worden, und zwischen diesen körnigen Interjektionen scheint die eigentlich artikulierte Sprache nur Nebenwerk zu sein.

Einfachheit und Wahrheit des Gedankens empfehlen die Epigramme in Distichen von Kriebel; besonders der 'ewige Frühling' giebt eine schöne Lehre. Unter den Beiträgen von Halem scheinen uns auch die kürzeren in dieser Form die vorzüglichsten zu sein. Rec. ist nicht genug von den neugriechischen Sitten und vom Tone der neugriechischen Poesie unterrichtet, um sagen zu können, ob in der 'Stickerin' und in der 'Mutterklage bei Kallistens Tode' von eben dem Verf. das Kostum beobachtet ist; doch würde er Verse, wie folgende:

O wie berecht ist Natur! mich erfreun die zarten Gefühle,  
Wie auf der Wiese mich freun die blinkenden Tropfen des Thaues,

an einem andern Orte ohne Anstand für neudeutsch genommen haben. Die lyrischen Stücke von Liedge im vorigen Alm. sind von geringerer Bedeutung, als die im dießjährigen. Das Gedicht 'an Aedalia' ist eine gefällige Ländelei, und wäre es noch mehr, wenn es nicht durch Ausdrücke, wie 'entflöten' und 'Glauber', entstellt würde. Nur muß man der üppigen Bildersprache dieses sonst schätzbaren Dichters mehr Haltung und Harmonie wünschen. Von Al. Schmidt wüßten wir etwa nur die 'Träume des Alters' als etwas zu nennen, das sich über das ganz Gewöhnliche erhöhe. Vergessens hat sich Rec. bemüht, in die Geschichte des 'Eremiten von Melito' (die, wie man am Ende erfährt, nur eine Vision ist) von Engelschall und in den 'Traum auf dem Frauenberge' von Justl Sinn und vernünftigen Zusammenhang zu bringen: es sind in der

That aegri somnia. Die Erzählung 'Palmerine', ebenfalls von Engelschall, ist zwar nicht von einem Ende bis zum andern bloße Verirrung der Phantasie, doch wird sie durch keinen Funken wahren Dichtergeistes beseelt. Ein lyrisches Gedicht von demselben, 'Paphos', prangt mit Bildern und tönenden Phrasen, allein sobald diese verhallt sind, hat man Mühe, sich irgend eines Inhalts zu entsinnen. Eben das gilt in geringerem Grade von den 'Inseln der Seligen', von Manso. Die Sprache ist rein, der Versbau fließend, aber der ganzen Darstellung hängt eine gewisse Ohnmacht an, und der Hauptgedanke (wenn das Gedicht anders einen hat) tritt nicht mit Klarheit und Bestimmtheit hervor. Wenn er es thäte, würde wahrscheinlich offenbar werden, daß er falsch ist.

Gonz, der sonst andern Vorbildern zu folgen pflegt, hat zu einer langen Erzählung, 'der Philosoph', den Stoff von Voltaire, Manier und Ton von Wieland geborgt. Das prosaische Original, das kurz, munter und geistreich ist, hat unter feinen Händen sehr verloren. Was die Nachahmung im Vortrage betrifft, so halte man z. B. die ersten Stangen mit dem Anfange von Musarion zusammen, und man wird eine Aehnlichkeit finden; freilich eine solche, wie zwischen der Schönen auf dem Kupferstiche S. 260. und der Magdalena von Wattoni, womit sie im Gedicht verglichen wird. Man trifft in diesen Blumenlesen noch auf vielerlei andre Spuren von Nachahmung, einem ästhetischen Vergehen, das man nicht immer so handgreiflich beweisen, als mit Zuverlässigkeit wahrnehmen kann. Indessen ist Rec. nicht oft etwas so Starkes in dieser Art vorgekommen, als die Nachäfferei des altenglischen Balladentons, reichlich mit Reminiscenzen aus Bürger untermischt, in einer Menge Romanzen von einem gewissen Pape. Sie sind meistens mit refrains, sans rime et sans raison, verbrämt (man sehe z. B., wie die Zeile 'im ganzen weiten italischen Land' in jeder Strophe wiederzukehren gezwungen wird); die Personen sterben darin häufig aus heiler Haut, und zum Ueberflusse ist über diese angeblich altfränkischen Gedichte eine Brühe der neumodigsten Empfinderei ausgegossen.

Sonst enthalten beide Almanache noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, deren wir, ihrem Werth nach, gegen die uns vorgezeichneten Schranken gehalten; nicht besonders erwähnen können.

Baron Vanini und Rosemont, oder Beispiele von Verirrungen des menschlichen Herzens. Berlin 1796.

Ob es gleich nicht auf dem Titel angezeigt ist, so hat man doch alle Ursache, diese Verirrungen für ein Buch, das sich aus dem Französischen in unsre Sprache verirrt hat, und das Original für ein ziemlich fades und zusammengestoppertes Produkt zu halten. Zwei Nebenbuhler, die sich recht gut gekannt haben, finden sich in einer Einsamkeit wieder, wohin die Liebe beide verschlug, ohne sich zu erkennen. Der eine hat sich mit Denkmälern unglücklicher Begebenheiten umringt, wozu er gewaltig viel Steine zusammenschleppen läßt, und für die er einen großen Gang zu haben scheint, da er überall seinen Weg mit dergleichen bezeichnet. Er erzählt dem Ankömmling die dazu gehörigen Geschichten, und auf diese Art werden einige unbedeutende Novellen eingeführt, worunter die erste aus *the Orphan*, einem bekannten englischen Trauerspiel, ohne weiteren Zusatz verfertigt worden ist. In der dritten nehmen sich die Leoparden besonders gut aus, die in Portugal zwei Mädchen auf einem Spaziergange überfallen und eins davon auffressen. 'Zum Glück für mich', sagt die Uebriggebliebene, 'hatten sie bei meiner unglücklichen Freundin angefangen'. Diese Stelle lautet nicht sehr empfindsam, und der Verf. weiß doch sonst wohl, was Empfindsamkeit ist, da er seine jungen Verirrten, Rosemont und Luisechen, den Entschluß fassen läßt, als enthaltsame Einsiedler, einzeln, jedoch nachbarlich, ihr Leben hinzubringen. Am Ende freilich erkennt man sich, vergeißt sich, tritt einander die Geliebte ab, und der Leser bekommt 'die goldne Regel' mit auf den Weg, 'daß die Leidenschaften die Feinde unsrer Ruhe sind, und daß sie uns nur glücklich machen, wenn sie der Verstand despotisch unter seinem Scepter hat.'

---

Meine Liebchaften. Ein nachgelassnes Werk von Chabanon, herausg. v. Saint-Ange. N. d. Franz. überf. Lpz. 1797.

Eine sehr fließende und geschickte Uebersetzung der *Amours du Chabanon*, bei der man nichts von der Naive-

tät des Originals einbüßt. Voran steht eine flüchtige Vergleichung der beiden ungleichartigen Freunde, Chamsfort und Chabanon, die wir mit ein paar Worten vermehren möchten: der erste war ein Mann, der zweite ein gutes Kind, und beide ächte Franzosen. Chabanons Erzählung ist so gefällig wie ungeschmückt vorgetragen, und man würde ihre historische Wahrheit nicht in Zweifel ziehen, auch wenn er keine besondere Versicherung darüber gäbe. Er legt aber so viel Nachdruck auf diesen Umstand, daß er keine andre Wahrheit als die der Geschichte gelten läßt, ja kaum einen Begriff von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit zu haben scheint, die in einer Dichtung stattfinden kann, und ihr die höchste Moralität und Belehrung der historischen zu verleihen, ja diese gewissermaßen zu erweitern vermag. Der Akademist hat ganz vergessen, daß schon Aristoteles der Poefte höhern Ernst und Würde als selbst der Geschichte zuschreibt, weil diese nur das Einzelne, jene das Allgemeine lehrt. Sein aufrichtiges Herz war vielleicht die Quelle der Meinung, die er hier vorausschickt, und in sofern gehört sie mit zu seinen Bekenntnissen, die zu schreiben er bei derselben unstreitig geschickter war, als irgend ein Kunstwerk der dichtenden Einbildungskraft in diesem Fache hervorzubringen.

Seine Gewissenhaftigkeit und seine liebenden Anlagen äußern sich sehr früh, und zwar diese so unschuldig als jene seltsam, da er in einem Concert sich die Ohren mit Papier verstopft, weil er in dem hohen Genuß, welchen ihm die Musik gewährt, Sünde ahndet. Er hatte das Papier so ernstlich hineingesteckt, daß er beim Herausziehen die heftigsten Schmerzen litt, und eine lange Taubheit davon trug. Seine früheste Liebe war 'der kleine Jesus', wie er ihn liebevoll nannte. Aber Geschäftigkeit und Reinheit des

Sinnes bewahrten ihn bis in sein 27stes Jahr vor einer irdischen Liebshaft. In Paris half ihm dieß wenig. Wurde er nicht der Mann, ein Weib zu verderben, eine Roquette zu bilden, so fiel er dagegen in die Schlingen einer solchen, die sein weiblich zartes, bis zur unbedingten Hingebung treues Gefühl fünf Jahre lang mißbrauchte, um ihn zu quälen, und ihm darauf schöne den Abschied gab. Seine zweite Geliebte machte ihn durch kindische Launen unglücklich. Sehr artig ist seine Schilderung der häuslichen Lage, worin er bei der Entstehung ihrer Bekanntschaft diese Frau fand, die anfänglich überhaupt ein stärkeres Interesse erregt, als sie verdient. An der dritten Begebenheit ist nichts anziehend für das Herz, und nur das merkwürdig, daß Ch. sie so ernstlich nahm. In der Darstellung der zärtlichen Freundschaft zwischen einem seiner Brüder und ihm, welche die zweite auf dem Titel nicht erwähnte Hälfte des Buchs ausmacht, zeigt er sich freilich liebenswürdiger, als wenn er, mehr durch Unverschämtheit und Verstellung als durch eine Leidenschaft, sich verblenden läßt. Auch haben die Bedürfnisse des Geistes mehr Antheil an seiner Bruderliebe, und das giebt ihr ein männlicheres Ansehen. Die überall hervorleuchtende, seltene Unverdorbenheit des Gemüths verdient diesen sonst nicht reichhaltigen Bruchstücken einer Selbstbiographie einen Platz in der Geschichte des menschlichen Herzens.

---

Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders [von W. G. Wackenroder]. Leipzig 1797.

Die Ansicht der bildenden Künste, welche dieser angenehmen Schrift zum Grunde liegt, ist nicht die gewöhnliche

unfers Zeitalters. Mit Recht vermied daher ihr ungenannter Verf. auch die Sprache der Mode, und wählte, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Kostum, aus welchem er selbst in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Absicht ist, angehenden Künstlern und Liebhabern seine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den großen Meistern mitzutheilen, und aufs nachdrücklichste widersetzt er sich überall einer gewissen selbstgefälligen Kennerei; die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geistes wohnt, und die erhabensten Schöpfungen des Genius, als wären sie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuversichtlich durchmustert. Es ist gewiß, man ist nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunstwerk ganz versteht, bis man tief in seinen und seines Urhebers Sinn eingedrungen ist. Dieß ist aber nicht anders möglich, als wenn man alle eiteln Anmaßungen wegwirft, und sich mit stiller Sammlung und liebevoller Empfänglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geistlichen Einsiedlers, dem die Kunst als eine Sache himmlischen Ursprungs gleich nach der Religion theuer ist, dem sie eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion wird, war vielleicht der angemessenste, der sich finden ließ, um eine solche Stimmung vorzubereiten, solche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbst ein Anstrich von Schwärmerei kann nicht verwerflich scheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunst nichts sucht als einen zerstreuenden Sinnengenuss, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem schlichten, aber herzlichen, Religiösen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menschen zu finden ist, aus ihm hinausstellt, und



das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl wechselt? Wir verstehen ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden übersetzen. Jene hat überdies, eben weil sie veraltet ist, den Reiz der Neuheit. So wesentlich verschieden die freien Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunstgenuß besteht, von jener Andacht zu sein scheinen, welche eine zerknirschende Selbstverleugnung und gleichsam eine augenblickliche Aufhebung des irdischen Daseins fordert; so ist es doch unleugbar, daß die neuere Kunst bei ihrer Wiederherstellung und ihrer größten Epoche mit der Religion in einem sehr engen Bunde stand. Es ist, als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menschheit aufzufassen, anregen und bestimmen müßte. Die überirdischen Darstellungen der alten Kunst hat der Volksglaube durchaus veranlaßt, und was die neuere in diesem Fache Eigenthümliches besitzt, hat ebenfalls alles eine religiöse Beziehung. An einem Gottesdienste, der zum Untergange der alten Kunst nur allzuviel beigetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände, Madonnen, Heilande, Apostel und Heilige. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Ausschmückungen einer auf das Unfinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menschen in seinem unendlichen Abstände von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Wesen gebaut wird, eingerißen hatte. Wenn wir, der Forderung gemäß,

daß der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr lustiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort 'glauben' (S. 192.) zu verstehen, und wir hielten es für wichtig, diesen Gesichtspunkt, besonders für Aufsätze wie 'Raphaels Erscheinung' und 'Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg', ausdrücklich festzustellen, weil wir befürchten, daß ihn Leser einer gewissen Art verfehlen werden, und daß bei der Wachsamkeit gegen den Katholicismus den guten Klosterbruder weder sein Beruf noch seine eigne Toleranz gegen den Vorwurf sichern wird, seine Kunstliebe habe eine Tendenz zu demselben.

Mit großer Wärme empfiehlt der Verf. die meistens so vernachlässigte Künstlergeschichte, und vorzüglich die Lesung des Vasari. Indessen haben junge Künstler oft nicht Kenntnisse genug, um diese Hauptquelle für die Geschichte des wichtigsten Zeitalters der modernen Kunst gehörig zu verstehen, und das Studium derselben ist durch die Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühsamer geworden. Auch fehlt dem Vasari noch viel zum musterhaften Biographen; besonders verlieren sich seine Lobsprüche nicht selten zu sehr in eine rednerische Unbestimmtheit, als daß sie demjenigen eine Vorstellung von dem Charakter der beschriebnen Kunstwerke geben könnten, der sie noch nicht hat. (Bei andern späteren Malerbiographen, z. B. dem Malvassa, ist dieß freilich noch weit mehr der Fall.)

Durch ein Werk, welches die merkwürdigsten Lebensbeschreibungen der Künstler nach Vasari mit Kritik und Benützung der hinzugekommenen historischen Materialien auf eben die Art lieferte, wie hier die des Francesco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Cosimo verjüngt und durch anschauliche Darstellung befeelt worden sind, würde gleich sehr für Belehrung und für Unterhaltung gesorgt werden. Bei einer Vergleichung mit dem italienischen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Verf. durch Anordnung, durch Auslassung sowohl als ausmalende Züge und eingemischte Betrachtungen, seinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an dessen Beispiel der Verf. zu zeigen bemüht ist, daß der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit der Minerva zusammen paart, und daß in einer großen und offenen Seele, wenn sie auch auf ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfach zusammengesetzte Bild menschlicher Wissenschaft sich in schöner und vollkommener Harmonie abspiegelt.' S. 65. 'Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abzeichnen soll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmähliche mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther haben keinen Gang, keine Lust, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth besaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, sondern auch in der Bildhauerei, und zur Erholung spielte er auf der Geige und sang artige Lieder. Wohin also sein vielbesäender Geist sich auch wandte, so ward er immer

von den Musen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erholung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.' S. 71. 'Leonardo wußte, daß der Kunstgeist eine Flamme von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebären; der Kunstsinne soll vielmehr emsig außer sich herumschweifen, und sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender Geschicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren, so daß der Künstler, wenn er die Hand zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine Schreiftafeln bei sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann kann man sagen daß man vom Kunstsinne ganz durchglüht und durchdrungen sei, wenn man so Alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig macht.' Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geistvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ernstesten Eindruck des Ganzen. Beinahe vermißten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibsel von Leonardos poetischen Gaben ist (weil er meistens all' improviso dichtete, so schrieb er wahrscheinlich seine Gedichte selten auf); ob es gleich nicht eigentlich die Kunst betrifft, so könnte es doch Anlaß zu einer anziehenden Einkleidung von Vorderschriften für sie geben, wenn man dergleichen in seinem Namen und nach seiner Weise dichterisch vorträge. Der Tod des Francesco Francia, welchem seine Bewunderung Raphael's das Leben gekostet haben soll, wogegen sich sonst allerdings große Zweifel erheben, ist durch die Wahrheit der Darstellung so glaublich gemacht worden, wie es nur immer

möglich war. Die Vermischung historischer Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufsatze 'Raphaels Erscheinung' können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geschrieben; allein es ist darin nicht von einer Madonna, sondern von der in der Farnesina abgebildeten Meer-göttin Galatea die Rede, welche, wie man weiß, nicht zu den höchsten Idealen gehört, die Raphaels Pinsel hervorgebracht: mithin fällt auch der geheimnißvolle Sinn jener Worte ganz weg. Daß übrigens ein in Raphaels Religion erzogener Künstler, auch ohne Hang zur Schwärmerei, dergleichen artistisch-religiöse Visionen haben könne, ließe sich aus des Benvenuto Cellini Leben vertheidigen, wo freilich eine außerordentliche Lage sie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten ein schön durchgeführtes, erhellendes Gleichniß. Von deutschen Künstlern ist nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmal gesetzt: die von ihm gegebene Schilderung ist so ganz in dem ehrenfesten Tone und nach den graden Sitten seines Zeitalters abgefaßt, daß sie den Leser täuschend dahin versetzt. Ueberhaupt bekommt die Schreibart des Verf. durch eine gewisse altväterliche Einfachheit bei ihrem bildlichen Reichthum etwas Eigenthümliches. Sonst ist es sichtbar genug, daß er sich den größten Meister der darstellenden Prosa in unsrer Sprache zum Vorbilde gewählt. Rec. erwähnt dieß gar nicht als einen Tadel; das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beste erkennt und ohne eine gewisse Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, ist sehr verschieden vom Haschen nach bloßen Aeußerlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entlehnen einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anspruch auf kunstvolle Korrektheit machen, athmet wahres und herzliches

Gefühl, und man liebt sie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemälde dadurch zu schildern, daß man die gegen einander in Verhältnisse gesetzten Personen redend einführt, ist originell und kann für manche Fälle sehr angemessen sein: die beiden Ausführungen derselben gefallen durch ihre Naivetät; doch hätte dabei vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden sollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunst hat, ist die Geschichte eines unglücklichen Musikers, den 'die bittere Mißthelligkeit zwischen seinem angeborenen ätherischen Enthusiasmus und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seiner Schwärmerei mit Gewalt herabziehet, sein ganzes Leben hindurch quälte.' Die Wahrheit, daß Selbstständigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erforderniß zum Künstler sei, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem sich doch nicht immer entziehen läßt, entschlossen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freiheit seines Geistes erhalte, und nicht zwischen phantastischer Ueberspannung und kranker Erschlaffung hin und her schwanke, prägt sich bei dieser Erzählung dem Gemüth des Lesers auf eine schmerzlich ergreifende Weise ein. Der Verf. macht Hoffnung zu einem zweiten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunstwerke enthalten soll; ein Geschäft, wozu eine liebevolle Phantasie, nach Michelangelos Ausdruck:

— *l'affettuosa fantasia,*  
*Che l'arte mi fece idolo e monarca,*

besser berichtet, wie uns deucht, als scharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte. \*) Wir wünschen recht

---

\*) Statt des folg. Schlusses hat der Abdruck in den Charakt.

sehr, daß die Aufnahme dieser Schrift ihn auffordern mag; sein unverkennbares Talent zur Darstellung weiter zu üben; und wir zweifeln um so weniger daran, da schon das geschmackvolle Aeußere des Buches es der Aufmerksamkeit des noch nicht damit bekannten Lesers empfehlen muß.

---

und Krit. II. S. 215. diese Anmerkung. Obige Anzeige schrieb ich ohne persönlich von dem Verfasser zu wissen, an dem ich vielleicht in der Folge einen Freund gewonnen hätte, wenn nicht alle Hoffnungen durch seinen frühzeitigen und herben Tod wären vereitelt worden. Seinen Nachlaß hat sein Herzensfreund Lied, von dem auch Einiges in dem Klosterbruder herrührt, in den Phantasieen über die Kunst mit eigenen verwandten Aufsätzen herausgegeben, und sein Andenken durch rührende Gedichte gefeiert.

---

Neue Sammlung von Gedichten von Caroline Rudolphi.  
Leipzig 1796.

Diese schon längst bekannte und geschätzte Dichterin beschenkt die Freunde ihrer Muse von Neuem mit den nicht glänzenden, aber sanft erfrischenden Gaben derselben, die man ohne eigensinnige Forderungen empfangen wird, wie sie mit anspruchsloser Unbefangtheit dargeboten werden. Nichts ist hier durch kalte, mühsame Kunst hervorgelockt: diese Lieder sind wie von selbst einem Herzen entfloßen, das seinen immer edlen, zarten und weiblichen Gefühlen nur Stimme zu geben suchte. Und es ist meistens eine harmonische Stimme: die Sprache ist gefällig und blühend, nicht mit Bildern überhäuft, aber auch nicht zu arm daran; der Versbau hat eine natürliche Leichtigkeit, hauptsächlich in den gereimten Silbenmaßen, ob man gleich sieht, daß die Verf. sich nie ein Studium daraus gemacht hat, und daher in Fällen, wo dieß unumgänglich vorausgesetzt wird, häufig gegen die Regeln verstößt, z. B. in den wenigen hexametrischen Gedichten. Wie anmuthig und doch zugleich wie sinnvoll sind folgende Zeilen, womit ein Lied auf 'die Kindheit' anhebt:

Liebl'ich sind der Kindheit Spiele,  
 Schön des Lebens Morgentraum,  
 Süß die dämmernden Gefühle,  
 Süß die Frucht vom Lebensbaum.

Unschuld ist der Baum des Lebens  
 In der Kindheit Paradies:  
 Der Erkenntniß Frucht, des Strebens,  
 Reift erst, wo sie es verließ.

Das Lob der 'Denkkraft' schließt mit einer überraschend glücklichen Vergleichung. In kühnen Zügen wird die gegen jede sinnliche Gewalt unendliche Energie des Geistes geschildert. Der Gedanke

— faßt (wie Simson Sasas Thor und Riegel)  
 Was seine Urkraft lähmen will,  
 Und trägt's davon auf seinem raschen Flügel;  
 Wer mag ihm sagen: stehe still!

Nachher heißt es mit Anspielung auf diese Strophe:

Er stellt sie fest, der Möglichkeiten, Schranken,  
 Schwingt sich im Nu vom Nichts zum All,  
 Vom All zum Nichts — was macht ihn wanken?  
 Was fördert des Giganten Fall?

O daß er keine hehre Kraft verschwendet!  
 O daß die Hand der Leidenschaft  
 Des Hauptes Locken losend ihm entwendet,  
 Und ihn zur Schmach mit Blindheit straft!

Den größten Theil der Sammlung machen lyrische Gedichte aus; voran steht eine Anzahl lehrender Rhapsodien in reimfreien Jamben, gegen das Ende einige artige Fabeln und Dialoge in Versen. Manche Stücke kündigen ihren Inhalt gleich als ganz moralisch an, in andern nehmen Ergießungen einer sanften Schwermuth, Genuß der Naturfreude oder Mittheilungen des Wohlwollens eine sittliche Wendung. So scherzt die Versn. mit einem kleinen Mädchen:

Sorglos forderst du von mir,  
 Sei es groß, und sei's geringe,  
 Was dir mangelt, hältst mich schier  
 Für den Inbegriff der Dinge.

Aber das gute Kind läßt sich auch Versagungen von ihrer mütterlich gesinnten Freundin gefallen, ohne zu murren.



O der Jugend goldnes Glück!  
Wunsch und Sehnsucht zu verschmerzen  
Ist des Weisen Meisterstück:  
Und ihr wohnt die Kunst im Herzen. \*

Wie ungezwungen und vertraulich schließt sich hier die Lehre an den naiven Gegenstand an, der sie veranlaßt! In einigen rhapsodischen Darstellungen, mit Liedern untermischt, 'an meine Jungfrauen', erscheint das Talent der Verf. auf eine Art, die Achtung einflößt, mit dem näheren Beruf ihres Lebens vereinigt: die bescheidne Dichterin wird hier gern der liebenden und einsichtsvollen Erzieherin einen Theil des Beifalls abtreten. Sie wird das letzte in einem noch weitern Umfange sein, wenn junge Leserinnen, denen ihre Gedichte vorzüglich zu empfehlen sind, ihr Herz und ihre Sitten wie ihren Geschmack daran bilden; und sie tritt durch die Bekanntmachung derselben keineswegs aus den Gränzen der Bestimmung, die sie ihrem Geschlechte so wahr vorzeichnet:

In uns getehrt, verkünden weiblich wir  
Dem engen Kreis des Hauses den Genuß,  
Die Seligkeit, die reiner Lieb' entströmt,  
Aus ungepriesner Jugend lohnend quillt,  
Die stiller Thätigkeit so frisch entkeimt.  
Dies ist der Dienst, dies ist das Priesterthum,  
Das in der Grazien Gebiet allein  
Der reinen Weiblichkeit nur ziemt und frommt.

---

Das verlassene Dörfchen, aus dem Engl. übers. von C. G.  
Bürde. Breslau 1796.

Nicht leicht wird es jemanden einfallen, was Hr. B. in der Vorrede für möglich hält, ihn wegen der Wahl des übersehten Gedichtes zu tadeln. The deserted village von Goldsmith ist ein rührend schönes elegisches Gemälde. Das einfache und innige Gefühl, das darin athmet, befeelt die zarten, ungeachtet ihrer großen Naivität von jeder unedlen Beimischung reinen Schilderungen des ländlichen Lebens; und die lebenden Kontraste, in dem glänzenden Glende und den Lastern der großen Welt, machen die Rückkehr zu denselben

noch erquickender. Die Uebersetzung ist, für sich betrachtet, ganz lesbar, aber eine Vergleichung mit dem Originale hält sie auf keine Weise aus. Kein billiger Beurtheiler wird fordern, daß bei einer poetischen Uebertragung gar nichts verloren gehen soll; aber die Aufopferungen sind hier zu groß und zahlreich, als daß wir sie, so sehr wir die Schwierigkeit des Unternehmens anerkennen, für unvermeidlich halten könnten. Da einmal der weit weniger schöne und mannichfaltige Alexandriner statt der fünfßüßigen Jamben gewählt war, so hätte wenigstens die Zahl der Verse der Regel nach nicht überschritten werden sollen, wie hier häufig, leeren Zusätzen zu lieb, geschehen ist. Im Original heißt es von dem Geistlichen des Dorfes:

His house was known to all the vagrant train,  
He chid their wanderings, but relieved their pain.

In der Uebersetzung:

Dem heimatlosen Volk war längst sein Haus bekannt;  
Ihr Wandern schalt er zwar und ihres Leichtsinns Sitten,  
Doch immer öffnete sein Herz sich ihren Bitten.

Hier ist mit der Kürze zugleich der ganze Nachdruck des Gegensatzes vernichtet. Noch übler ist es folgender Stelle ergangen, wo der Abschied der auswandernden Landleute von ihrer Heimat beschrieben wird:

His lovely daughter, lovelier in her tears,  
The fond companion of his helpless years,  
Silent went next, neglectful of her charms,  
And left a lover's for a father's arms.

Dies ist so übersezt:

Verschönt durch stillen Harm,  
In Thränen reizender, schlang um des Vaters Arm  
Die holde Tochter sich, — sein zärtlichster Gefährte  
Und seines Alters Trost. — Ein Bräutigam erschwerte  
Das Scheiden ihr; — sie flog, verschmerzend den Verlust,  
Aus des Geliebten Arm, an ihres Vaters Brust.

Beinah von jedem Zuge des Originals findet man hier ein doppeltes Exemplar: der schönste, neglectful of her charms, ist weggefallen, und an dessen Stelle ein Zusatz gekommen, der die ganze

Wirkung aufhebt. Auch das 'flog' ist sehr ungeschickt: und wie ist durch die veränderte Ordnung der leichte melodische Fortschritt des Bildes zerstört! Doch wir wollen dieß traurige Verzeichniß von Schönheiten, die man vergebens sucht, nicht durch mehrere Stellen erweitern. Die Sprache ist ziemlich korrekt, allein sie fällt nicht selten ins Prosaische, hauptsächlich durch die verworrenen und schleppenden Wortfügungen. So ist ebenfalls der Versbau fließend, aber kraftlos; auch ist das Hinüberschreiten aus einem Verse in den andern mit wenigen Silben, z. B.

Daß dem getäuschten Blick sich die versehrte Seite  
Verborg,

welches eigentlich der Natur des Alexandriners widerspricht, zu häufig gebraucht worden. Die angehängten drei Stücke von Beattie, Scott und Jerningham hätten immerhin unübersetzt bleiben mögen: den Begriff des deutschen Lesers von englischer Poesie werden sie eben nicht erhöhen. Die erste enthält gemeine moralische Betrachtungen; die zweite die Beschreibung eines schwülen Sommertages, nebst sehr unpoetischen Gedanken, wie man sie allenfalls haben mag, wenn einen die Hitze unfähig macht, etwas Gescheites zu denken; die dritte ist eine von den vielen mißlungenen Nachahmungen von Grays Elegie auf einem Kirchhofe.

---

Natur und Kunst, oder der Charakter des Menschen gründet  
sich auf die Erziehung. Eine Geschichte aus dem Engl. der  
Mistress Inchbald. Leipzig 1797.

Ein Werk von der Versfn. der 'einfachen Geschichte' konnte man nicht anders, als mit den günstigsten Erwartungen zur Hand nehmen: aber freilich entscheidet es sich bald, daß sie hier nicht im mindesten befriedigt werden. Die Noth, welche M. J. damals als ihre Muse angab, hat ihr ungleich schönere Dienste geleistet, als die lehrende Absicht, welche ihr jetzt zur Seite steht, und durch den Titel schon so bestimmt angekündigt ist. Man vermißt gänzlich das liebliche und innige Interesse, welches sie sonst der eigensinnigen

Conterbarkeit oder der Unvollkommenheit ihrer Helden so zart zu erhalten wußte; kaum sind einige Spuren einer leichten Darstellungs-gabe sichtbar. Die 'Kunst' ist übel versteckt, die 'Natur' ist peinlich, und man endigt mit widerwärtigen Eindrücken. Die Gefühllosigkeit und das Glend des einen Bruders und seiner Nachkommenschaft sind weit lebhafter geschildert, als die Gutmüthigkeit der andern Linie und der lärgliche Lohn, den sie davon trägt, anziehend gemacht werden. Dem jüngern Heinrich scheint es nur an Entschlossenheit zu fehlen, um sich früher ein besseres Loos zu verschaffen. Fast zwanzig Jahre muß er darauf in entfernten Welttheilen umherirren, um seine Geliebte, zwar unverheiratet und treugesinnt, aber doch um so viel gealtert, wieder zu finden. Man begreift nicht, warum dieser Zeitraum nicht abgekürzt, und die Einbildungskraft des Lesers auch hier so gar strenge behandelt worden ist, da die Verf. sie durch das Unglück und die Versunkenheit eines andern armen Mädchens, die von ihrem Verföhrer als Richter das Todesurtheil für ein Verbrechen empfängt, schon genugsam gequält hat. Was den Hauptsatz betrifft, der Charakter gründe sich auf die Erziehung, so hat sie ihn durch ein Beispiel sehr methodisch zu erweisen gesucht, aber durch ein andres ihm widersprochen: denn wo lag der Unterschied der Erziehung bei dem ersten Brüderpaar, das nach des Vaters frühem Tode mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zur Stadt kam? — Einzelne sowohl wahre als rührende Auftritte werden auf diese Art durch die mangelhafte, ängstliche Anlage und nachtheilige Wirkung des Ganzen vernichtet. So viel von dem Original. Die Uebersetzung ist noch weniger lesenswerth und in hohem Grade nachlässig hingeworfen.

---

Terpsichore, von J. G. Herder. 3 Thle. [Lübeck 1795. 1796.

Wenn je ein Geist dazu bestimmt schien, sehr abweichende Ansichten und Empfindungsarten, da wo jede derselben ihre eigenthümlichsten Aeußerungen niederlegt, in der Poesie, mit einander zu befreunden, so ist es der, welcher

in dieser Sammlung die außerlesensten Lieder eines längst gestorbenen und auch aus dem Andenken der Welt abgeschiedenen Dichters neu belebt hat. An ihm bewundern wir nicht allein die eben so rege als zarte, vielseitige, ja man möchte beinahe sagen, allseitige Empfänglichkeit; den reinen, unbestechlichen und dennoch milden Sinn, der, durch innige Verwandtschaft zu dem Edelsten und Schönsten hingezogen, auch das Geringere nicht verschmäh't, wofern es der Menschheit angehört; das innere Gleichgewicht, die ruhige Ueberlegenheit des Gemüths, wodurch es in den Stand gesetzt wird, eine Welt der verschiedenartigsten Eindrücke, jeden in seiner Eigenheit, ohne Streit und Verwirrung in sich zu bewahren; sondern auch die Biegsamkeit, mit der sich seine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt, und, wie unverkennbar auch das Gepräge selbständiger Bestimmtheit in allem dem ist, was er ursprünglich gedichtet hat, dennoch auch die Kunstgebilde andrer Meister, aus den verschiedensten Zeiten und Völkern in treffenden Kopien darzustellen versteht. Jetzt erweckt er einen einheimischen Dichter aus dem Grabe einer ausgestorbenen Sprache, worin er über ein Jahrhundert geschlummert hatte, und giebt ihm seine Muttersprache zurück. Balde, der vergessne Balde, fand nicht nur einen vortreflichen Uebersetzer, was sich doch in unsern Zeiten kaum erwarten ließ: ein Geist, der den seinigen durch Umfang und Höhe der Bildung entschieden verdunkelt, verbrübert sich mit ihm und führt ihn verjüngt der Nachwelt entgegen.

Es giebt für die Prüfung der vorliegenden Gedichte einen doppelten Gesichtspunkt. Man kann entweder fragen: was sind sie, für sich selbst betrachtet? oder: wie verhalten sie sich zu ihren lateinischen Originalen? Da unsre Landsleute hier nicht mit einem Schriftsteller des Alterthums be-

kannt gemacht werden, dessen Werke, wenn sie auch keinen ausgezeichneten Werth hätten, doch das Gemälde desselben vollständiger machen helfen, so muß freilich durch jene erste Untersuchung am Ende die Wahl des Verf. gerechtfertigt werden. Aber um zu erfahren, was wir dem lateinischen Dichter, und was wir seinem deutschen Wortführer verdanken, dürfen wir uns nicht auf sie beschränken. Was die zweite Frage betrifft, so leuchtet es von selbst ein, daß Treue und Genauigkeit der Uebertragung hier nicht der Maßstab der Würdigung sein kann. Gedichte, von deren Dasein bei weitem die meisten Leser erst durch die Verdeutschung unterrichtet wurden, um die in ihrer ursprünglichen Gestalt sich kaum Einer oder der Andre bekümmerte, gelten für neue. Alle mit ihnen vorgenommenen Umbildungen, wodurch sie gewannen, sind nicht nur erlaubt, sondern willkommen. Wer sie in einer gelehrten Absicht kennen lernen will, kann und muß sie in der Ursprache lesen.

Ehe wir bestimmte Vergleichen anstellen, müssen wir Einiges im Allgemeinen über den Dichter Jakob Balde bemerken, was auf jene erst ihr volles Licht werfen kann. \*) Herder hat sowohl in der Vorrede, als in dem schönen Ehrendenkmal, das er ihm noch besonders gesetzt, seinen Geist mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüsse der äußern Lage auf denselben in der Kürze sehr befriedigend erwogen. Diese letzten Rücksichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienste des Menschen einen billigen Aus-

---

\*) [Hier beginnt der Aufsatz 'Jakob Balde, ein Mönch und Dichter des 17. Jahrhunderts', wie er in den Krit. Schr. II. (S. 326... 30. und in den Char. und Krit. II. S. 243...48. abgedruckt ist.]

spruch zu thun. Ueber seine Poesie hingegen ließe sich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja sie müßten sogar geſtißentlich bei Seite geſtellt werden, wenn es ein reines Kunſturtheil ſein ſollte. Die Geſetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der ſich als einen Eingeweihten in die Geheimniſſe deſſelben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung loßſprechen. Bei Balbe erhalten uns noch überdieß die Sprache, worin er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchſten Forderungen der Kunſt gegenwärtig. Wenn wir erſt darüber zu einer Entſcheidung gelangt ſind, in wie weit er ihnen Genüge geleistet oder nicht, ſo kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, ſeine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entſchuldigen.

B. dichtete lateiniſch. Einer fremden Sprache kann man ſich allerdings, auch für den dichterischen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beiſpiele davon ſind nicht ſelten), daß die Vorſtellungen und Empfindungen eben ſo innig mit ihren Zeichen verſchwiſtert und damit Eins geworden ſcheinen, als hätten ſie ſich ſchon beim Erwachen des Bewußtſeins, an der Quelle des Lebens, zu einander geſellt, und gemeinſchaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es ſich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte iſt. Zwar haben Sprachen, die ſich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht, in unſterblichen Denkmälern ſich ſelbſt zu überbauen. Allein das geiſtige Leben, das dieſe Wundergebilde bis in die zartefſten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgeahmt werden, nie ſich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks iſt, kann

sich nicht fortbilden: sie muß bleiben wie sie ist, oder ausarten; und diese Unveränderlichkeit der, wenn auch noch so schönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, ursprüngliche Bewegung erwarten, etwas Erstorbnese. Eben dadurch, daß jede lebende Sprache auf gewisse Weise unbegrenzt und unerschöpflich ist, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr möglich; sobald sie, vollständig abgeschlossen, übersehen werden kann, muß das eigentliche Geheimniß des dichterischen Zaubers wegfallen. Balde selbst sah wohl ein, daß dem neueren lateinischen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in seinem Ausdrucke der treue Widerhall eines römischen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateinisch zu reden, neu und eigenthümlich sein will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich spielend, von Neuem zusammen zu würfeln (was er freilich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), sondern die ganze Kraft eines von seinem Gegenstande erfüllten Gemüths ungeschwächt in Liedern zu ergießen. Er konnte sich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beschränktheit andrer Neueren begnügen lassen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm seine gründliche Gelehrsamkeit, sein umfassendes Gedächtniß von lateinischen Ausdrücken darbot, wofern er es für seinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, sich in horazische Weisen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinsten Beziehungen beruht, wovon sehr viele nur den Mitlebenden fühlbar sind, so wird unstreitig manches in Baldes Gedichten auch den geübtesten Sprachkundigen unsrer Lage nicht im Genuße stören, was ein Metius Tarpa, sollte er wieder auferstehen, strenge verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichsam nicht unmittelbar, sondern durch Dazwischenkunft



der alten vernehmen, so haben wir auch an diesen einen Maßstab des Urtheils, und müssen nothwendig Haltung und Harmonie vermissen, wenn wir Bruchstücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. s. w. verflochten finden. Wie dem auch sei, es war ein Glück für Balde, daß ihm dieser Ausweg ins Alterthum offen stand. Hätte er nie anders als in seiner Muttersprache geschrieben, so wäre sein ächter Dichtergeist wahrscheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm selbst immer geschlummert. Daß seine deutschen Verse so unfein und niedrig sind, läßt sich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zustande unsrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus seiner besondern Lage, entschuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther schon früher die Umrisse der deutschen Prosa angegeben; Opitz, Fleming und andre protestantische Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländische Poesie eröffneten, lebten wie Balde zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Doch für den katholischen Geistlichen war dieß alles vermuthlich so gut als nicht vorhanden. Aus dem Elsaß gebürtig, hatte er gewiß eine fehlerhafte und raue Mundart des Deutschen an sich, die er in Baiern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er sich nach der Gemüthsart des Volks im südlichen Deutschland, die überhaupt fröhlicher ist und handgreifliche Schwänke forderte, bequemer zu müssen. Man hat ja den Fall öfter gehabt, daß Männer, die von einer geschmacklosen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernst und für Anmuth des Ausdrucks erst mit den alten Sprachen, wo diese Vorzüge einheimisch sind, einzuathmen schienen und ihn nur in denselben wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regames, oft schwärmerisch ungestümes Ge-

fühl; eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen; ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz; ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift; große sittliche Schnellkraft und Selbständigkeit; kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Baldes Werken allzu hervorstehend, als daß man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müßte. Auf der andern Seite erheben sich nur wenige seiner Lieder zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamsten Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins Ungeheure getrieben; sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weiß. Von Schonung und dichterischer Enthaltensamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bei ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunstsinne: wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaß und zart gehaltne Einheit des Tons vermissen. Eine wogelnde Spielerei unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es

sei ihm der heiligste Ernst damit gewesen. Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hinein.

\*) [Mit einem Worte, es giebt wenige Dichter, von denen sich zugleich so viel Gutes und Schlimmes sagen ließe, und wo Fehler und Vorzüge so in die Augen fallend neben einander ständen.]

Denjenigen unter unsern Lesern, welche ihn nur aus der *Terpsichore* kennen, wird obiger Tadel unfehlbar zu hart dünken, eben weil sowohl durch die Wahl der Stücke, als durch die Art der Uebertragung das meiste, worauf er sich bezieht, gänzlich weggeräumt oder doch sehr gemildert ist. Acc. hält es deswegen für seine Pflicht, besonders da der lateinische *Valde* nicht in Aller Händen ist, sein Urtheil durch einige Beispiele zu bestätigen.

Wenn einmal *Pompejus* und *Cäsar* wegen des bürgerlichen Krieges, den sie verursacht, 'die beiden Stücke der zerrissnen Welt' (Lyr. IV. Od. 28. *hi laceri duo frusta mundi*) genannt werden, so könnte man dieses riesenhafte Wort durch das Ansehen des *Propertius* vertheidigen wollen; er sagt bei einer ähnlichen Gelegenheit: *huc mundi coiere manus*. Aber der übermüthige König (Lyr. IV. Od. 9.), der, nicht zufrieden wie *Xerxes* das Meer zu geißeln, 'die Backen des *Aeolus* mit Streichen, die Natur selbst mit Stodschlägen bedroht' (*Aeoli buccis colaphum minatur, Et mihi sustem*), wetteifert mit jenem *Furius*, welcher die Alpen mit weißlichem Schnee bespie. Doch hat sich dieses Bild in das Deutsche mit eingeschlichen, wie auch, was noch mehr

---

\*) [Das Folgende bis zu den Worten 'Vielleicht waren' u. s. w. ist in den Wiederabdruck dieses Aufsatzes in den *Charakt. u. Krit.* so wie in den *Krit. Schr.* nicht aufgenommen.]

zu beklagen ist, die Nymphe Europa, die auf dem Kopfe geht, 'Füße gen Himmel gekehrt', und die damalige Verwirrung der europäischen Angelegenheiten andeuten soll. Ekelhafte Beschreibungen sind vorzüglich in den Verwünschungen des Katarchs und den scherzhaften Gedichten gegen die Fetten zu Hause. Nach der folgenden wird man weiter keine verlangen: Sylv. IX. Od. 26.:

Quid tandem fiet? quoties testudo resumpta est,  
 Tempestas caput egit aquosa:  
 Perque cavas fauces se praecipitavit, et alto  
 Obstruxit praecordia limo.  
 Unde putrem lanam et squalentia vellera<sup>2</sup> tabe  
 Eiectat circumsona tussis.

Leider verräth sich Baldes Vorliebe für solche Gegenstände dadurch, daß er sie auch da anbringt, wo sie gar nicht unentbehrlich waren. Er ermahnt z. B. den aus Frankreich zurückkehrenden Deutschen, die erlernte fremde Sprache nicht in seiner Heimat beizubehalten: Sylv. III. Od. 6.:

Heu! redux matrem, cave, ne salutes  
 Ore Gallorum; Sequanam sub ipsas  
 Evome portas.  
 Vappa linguarum, putriumque vocum,  
 Unico ructu stomachi levanda.

Ein andres Mal will er das häßliche Ungeheuer Mein und Dein vernichten (Sylv. IX. Od. 20.). In einer sehr lebendigen Dichtung stellt er ein Opfer damit an, und sobald die Flamme es verzehrt hat, kehrt das goldne Zeitalter auf die Erde zurück. Eine so frohe Begebenheit soll nun durch ein andres bloß aus Düften bestehendes Opfer gefeiert werden:

Parte alia tota ponatur Maius in ara,  
 Violis et omni copia florum rubens,  
 Alcinoique nemus Paestique, et Hymettus et Hybla,  
 Aurique viridis dives hortus Africae,  
 Quidquid Niliaci sudat de vulnere trunci,  
 Syrusque summis messor in spicis legit,  
 Quidquid odorifero victurus funere Phoenix,  
 Quoties sepulcrum mutat in cunas suum,  
 Quidquid blanditur croceis Panchaia silvis.

Bis hieher läßt man sich den gelehrten aromatischen Ueberfluß, der dichterisch geschmückten Sprache zu lieb, worin er dargereicht wird, gefallen. Die Zeilen vom Phönix sind, wenn auch allzukünstlich, doch sinnreich. Aber nun genügt es dem Dichter noch nicht an diesen aus Osten und Westen zusammengetragenen Wohlgerüchen:

Et quidquid usquam nasus invenit boni,  
 Nasus Arabs, nasusque Cilix, nasusque Sabaeus,  
 Collata nostro foeteant incendio.

Wenn er (Lyr. III. Od. 18.) der Jungfrau Maria ihre Verbindlichkeiten gegen die Eva vorhält, weil sie ohne den Sündenfall derselben nicht Mutter des Heilands hätte werden können, so entzog sich ihm vielleicht das Widersinnige, was darin liegt, unter dem Schleier der Heiligkeit. Gingegegen möchte eben nach solchen Religionsbegriffen die Ländelei in einer andern Ode (Lyr. III. Od. 38.) bis zur Entweihung getrieben zu sein scheinen. Das Ganze dreht sich um den Umstand, daß der Name Maria als Tribrachys sich in kein lyrisches Silbenmaß bringen läßt. Er vergleicht ihn daher in zwei wirklich sehr schönen Strophen mit der Daphne, sich selbst mit dem vergebens verfolgenden Apollo. 'Aufse ich auch: Mari- (a) alta!' fährt er fort, 'so steckt Tethys den Kopf heraus, und meint es sei von den Meeren (maria) die

Rede. Andre heilige Jungfrauen, Walpurgis, Agnes, Theresia, Ursula u. s. w. wünschen von mir besungen zu werden, und versprechen mir noch obendrein Belohnungen.

Una centenas gerit inter intra-  
ctabile nomen.

Forte vult cogi. Quid agis, poeta?  
Saepe, quod nunquam pudor assecutus,  
Cepit audendo violens amator,  
Ruris alumnus.'

Er führt den Entschluß aus, und begrüßt sie, den Regeln der Silbenzeit zum Trotz, in der adonischen Schlußzeile der Ode: Virgo Maria.

So weit Balde entfernt ist, sich auf die Sprache des Horatius zu beschränken, so gebraucht er doch mehrmals die eignen Worte desselben auf eine Art, die man nicht wohl anders als Parodie nennen kann. Im Gegensatz mit der Mater saeva Cupidinum wird die heil. Jungfrau decentium Mater blanda Cupidinum. Ein andres Lied an sie hebt nach Horat. C. II. Od. 4. an: Ne tibi servi sit amor pudori. Wiederum Lyr. IV. 4.:

Intermissa diu redi,  
Virgo, Davidicis edita regibus.

Wollte der Dichter im Ernst, daß wir unsre Gedanken auf die heil. Jungfrau richten sollten, indem er uns zu gleicher Zeit an die Angriffe der Venus auf den römischen Lyriker und an die Abkunft des Mäcenae erinnert? Und wie ganz mußte der Sinn. für das Schicksliche bei ihm schlafen, als er über die Madonna mit dem Kinde ausrief:

O nate in usum laetitiae puer!  
O matre pulcra parvule pulcrior!

Ihm mochte dieß für einen frommen Raub an jenen unheiligen Gegenständen gelten; aber da er nur auf Leser rechnen durfte, die mit dem Horatius vertraut sind, so hätte er sich hüten sollen, ihre Stimmung durch die Anregung so verschiedenartiger Eindrücke, besonders beim Anfange eines Liedes, gänzlich zu verfälschen. Eine Muse, die, obgleich mit einer römischen Stola bekleidet, nicht selten ihre barbarische Herkunft verräth, hatte noch andre Gründe, die Vergleichung mit dem urbansten aller Dichter auf jede Art zu meiden. Balde scheute sie eben nicht: er wollte nicht nur seine Freiheit und Eigenthümlichkeit neben dem Römer behaupten (Sylv. V. Od. 4.), sondern er strebte ihn auch zu übertreffen; gewiß nicht auf dem richtigen Wege, wenn er, wie wir nach seinen Aeußerungen glauben müssen, die weise Mäßigung, die vollendete, einfache Anmuth seines Vorbildes als Schwäche oder Armuth mißdeutete. Offenbar ist es, daß Horatius äußerlich weit mehr begünstigt war, und seinem spätern Nebenbuhler also durch manches überlegen sein konnte, was nicht zu ihm selbst gehörte. Wenn in ihm, wie Herder so schön sagt, 'die Grazie des Lebens wohnt', wie konnte Balde unter den trübesten Ausflchten in einer gräuelvollen Zeit andre als furchtbare Grazien haben? Der Römer knüpfte seine Dichtkunst an den feinsten Lebensgenuß an; der Deutsche rettet sich aus der einengenden Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüber. Wenn jener bei seiner wandelbaren Philosophie immer lebenswürdig ist, so hat dagegen die strenge, auf Entsagung und Abhärtung gegründete Lebensweisheit des letzten oft einen großen Charakter. Dieß führt uns auf die allgemeinere Betrachtung, daß er über das meiste, was wir oben gerügt, mehr beklagt als getadelt zu werden verdient. Allein wo tritt wohl der Fall

ein, daß der freie Mensch mit der Natur und dem Schicksale ganz reine Abrechnung halten könnte?]

Vielleicht waren hier alle persönlichen Anlagen zu einem einzig großen Dichter vorhanden: nur eine dichterische Muttersprache fehlte. Die Summe der für seine Bildung ungünstigen Umstände, ob sie sich gleich in die wenigen Worte zusammenfassen läßt: er war ein deutscher Jesuit und lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Baiern, war so groß, daß man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erstaunen muß. Und wer würde untheilnehmend vorübergehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den so viele Fesseln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geschichte seines Lebens, von ihm selbst geschildert, läse?

Tristibus imperiis spatio retinemur in arcto,  
Et curtum male perdimus aevum. \*)

Der Zweck alles Bisherigen war, zu zeigen, was und wie viel ein Dichter wie Walde dabei gewinnen konnte, daß er mit geläutertem Geschmaç und einer umfassenbern Ansicht der Dinge in unser Zeitalter verpflanzt, daß seine Lieder aus einer freier athmenden Brust von Neuem gesungen wurden. Jetzt müssen wir untersuchen, mit welchem Glücke dieß geschehen ist. Die Art, wie sich der würdige Vf. über seine Arbeit äußert, zeugt von tiefer Einsicht in das, worauf es hier wesentlich ankam. Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht jedem seiner Worte und Bilder. Bei seinen lyrischen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes derselben im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge. Schön-

---

\*) [Hier schließt der Aufsatz über Walde in den Charakt. und Krit., so wie in den Krit. Schr. a. a. D.]



heiten habe ich ihm nicht geliehet, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich seinen großen Genius zu sehr ehrte, als daß ich mit kleinfügigem Stolz ihn in diesen zur Schau stellen sollte. Wo dem Umriß seines Gedichts etwas zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bei einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, damit ich ihn meiner Zeit darstellte.' In Einem Stücke müssen wir dieser allzu gemäßigten Andeutung der Bemühungen des Uebersetzers widersprechen. Man darf behaupten, daß Vereinfachung, Abkürzung und Milderung hier nach der Natur der Sache schon an sich oft wahre Verschönerung sein muß; aber uns sind auch viele Züge in der Terpsichore werth, wovon sich in den Originalen keine Spur findet.

Wir gehen zu einzelnen Beispielen fort. Die Ode Lyr. III. 14. Argonautae, heißt im Deutschen 'die Schiffenden', und lautet so:

Daß die Rühren des Meeres heil'ge Rechte,  
Daß den hohen Trident sie frech beleidigt,  
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell werth,

Daß ihr, o Schiffer

Argonauten, die Blize Zeus und alle  
Neols Winde, den Grimm Neptuns verschmähtet?  
Hat die Erde nicht Grüste genug? Bedarf es

Arnen des Abgrunds?

Sieh die Schuldigen, die der Klotho Faden  
Murrend lästern, er sei zu zart, zu brüchig:  
Und vom brüchigen Faden spannen Segel

Sie an den Mastbaum,

Rudern selbst mit der Parze heil'ger Spindel —  
O ihr Götter des Meers, warum ersäufet  
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Habsucht  
Länder vereinen?

Der lateinische Anfang: *Ius sacri laesum refero tridentis* ist kürzer und gehaltner; der deutsche reißt leidenschaftlicher den Hörer mit sich fort. Es ist in der Art des erregten Unwillens, daß er, um den Frevler zu bezeichnen, den er rügt, starke Ausdrücke häuft, deren Ähnlichkeit dann keinesweges eine leere Wiederholung ist. Auch daß die Thäter sogleich genannt werden, obgleich auf eine unbestimmte Weise, nach der Eigenschaft, welche sie durch ihre That offenbaret, 'die Kühnen', belebt die Sache mehr als die dort gebrauchte leidende Form. 'Klag' ich statt des ruhigern *refero* ist den übrigen Veränderungen angemessen, und der Doppelsinn (hier nicht verwerflich, weil er keine Undeutlichkeit verursacht), daß es entweder für 'beklagen' oder 'anflagen' stehen kann, vereinigt in dem Worte die Kraft beider Bedeutungen. Auch das ist weit lyrischer, daß der deutsche Dichter uns nicht erst über den Zug der Argonauten historisch belehrt (*Per truces fluctus et opaca ponti, Thessalam Graii docuere nautae Currere pinum*), sondern von Herabwürdigung der Triebfeder ihres Unternehmens ausgeht, und diese in eine Frage verwandelt. Die Verächtlichkeit des goldenen Vlieses mußte Balde nicht anders als durch eine widrige Uebertreibung auszudrücken: *Huc ovis flavae scabies avaros impulit*. Wie viel feiner ist es im Deutschen bloß dadurch geschehen, daß 'Vell' statt 'Vlies' gesetzt, und der Umstand, daß es von Gold war, als etwas Unbedeutendes und anfangs Vergessenes erst nachgeholt wird. Der Vorleser muß sich davor hüten, das Beiwort 'goldne' durch Erhebung der Stimme auszuzeichnen, sondern so leicht wie möglich darüber hinellen. Das Einerleisagende in den Worten 'o Schiffer Argonauten' wird Leser, welche die alten Sprachen nicht kennen, weniger beleidigen: es hätte durch ein

Komma am Ende der ersten Strophe gemildert, oder noch besser ganz vermieden werden können. Balde fährt fort: *tanti fuerat, timere Fulmen et spumas, et equos, et aerei Flammae tauri!* Die zuletzt erwähnten Abenteuer, welche die Argonauten in Kolkhis zu bestehen hatten, sind der Absicht des Liebes fremd; mit Recht ist daher dieser zerstreuende Schmuck nicht in der Nachbildung aufgenommen. Dagegen haben die im Lateinischen nur flüchtig berührten Gefahren des Meeres eben so glücklich eine vollere Ausführung erhalten, und dadurch, daß bei jeder zerstörenden Wirkung die Gottheit genannt wird, welcher der Volksglaube sie zuschrieb, ist obige Ankündigung der Sache als einer heiligen Angelegenheit durchgeführt, und auf das Ziel des Ganzen, die Schifffahrt als einen die Naturgesetze verletzenden Frevel darzustellen, hingearbeitet worden. Baldes dritte Strophe:

Ergo telluri locus et sepulcra et  
Asseres desunt, quibus inferantur  
Ossa! de fundo pelagi petendae  
Funeris urnae!

ist in zwei Zeilen zusammengezogen; aber die Hälfte ist hier unstreitig mehr als das Ganze. Die *asseres* erinnern neben den Urnen an die heutige Weise in Särgen zu begraben, und *quibus inferantur ossa* ist nach *sepulcra* ein schwächender Zusatz. Im Deutschen haben die kurzen, rasch auf einander folgenden, Fragen einen größeren Nachdruck, und die 'Urnen des Abgrunds' sind weit dichterischer, als 'Begräbnisurnen, die vom Grunde des Meeres heraufgeholt werden'. In den folgenden Zeilen: *En reos: parcam Lachesin queruntur Pensa de vili glomerare lana*, ist der verstärkte Ausdruck 'Murrend lästern' statt *queruntur* die bedeutendste Veränderung, die mit dem gleich anfangs lebhafter bezeug-

ten Unwillen vollkommen übereinstimmt. Eine äußerst kühne und sinnreiche Wendung ist es, wenn hierauf der Gedanke: die Menschen setzen beim Seewesen ihr Leben auf das gewagteste Spiel, so eingekleidet wird: sie gebrauchen das, woran dasselbe hängt, die Werkzeuge der Parzen, zum Schiffsgeräthe:

Nec colum totam dubitant trementi ad-  
nectere malo.

Unus in remi quoque forsam usum

Fregit, ut stantes agitare undas:

Alter intextae data vela vitae in

Carbasa vertit.

Die beiden ersten Zeilen sind zum Vortheile der Uebersetzung ganz weggeblieben; denn soll das Bild Zusammenhang haben, so müssen die Werkzeuge der Parzen als tauglich zur Einrichtung eines Schiffes vorgestellt werden, und man sieht nicht ein, wozu der an den Mast geknüpfte Spinnrocken dienen soll. Ueberhaupt durfte der Dichter hiebei nicht zu lange verweilen, damit nicht die Wahrheit der sinnbildlichen Beziehung durch das bemerkte sinnliche Mißverhältniß verdunkelt würde: die abgekürzte Nachbildung ist also auch hier für Gewinn zu halten. In der letzten Strophe:

Di maris, cur non prius obruistis

Quam reversura Minyae carina

Magna dissecti traherent in unum

Foedera mundi?

kehrt der deutsche Dichter schließlich nicht wieder zu den Argonauten zurück, von denen er zu der allgemeinen Betrachtung Anlaß genommen hat, und durch den kleinen Zusatz 'der Habsucht' ist dem Einwurfe vorgebeugt, die Verbindung der Erdtheile sei ja etwas Wohlthätiges, und die sittliche Richtung des Gedichtes erst recht bestimmt.

Wir haben diese Ode nur deswegen gewählt, weil sie kurz ist, und eine solche durchgängige Zergliederung einer der längeren uns zu weit geführt hätte. Uebrigens finden wir fast überall, wo wir aufschlagen, Bestätigungen des Urtheils, das aus der eben angestellten Vergleichung hervorgehen muß. 'Das Schachspiel', eins von Baldes angenehmsten Stücken, eilt hier noch rascher und leichter zu seiner Entwicklung fort, und die kürzeren Anwendungen auf das menschliche Leben sind bei dem ernstern Sinn, den sie wirklich einschließen, durch eine leise Einmischung von Scherz und Laune noch mehr gewürzt. Es wird mit dem Spiele in der That sehr artig gespielt. Im 'Thomas Morus', den Balde als einen zweiten Regulus besang, finden sich die Worte, welche dem zum Tode gehenden in den Mund gelegt werden, und die heiterste Gemüthsruhe darstellen, nicht im Original. In der ersten Strophe der Ode 'Kronen' ist an die Stelle eines übertriebnen Bildes ein weit gemäßigteres und edleres getreten. In der Ode 'der Blinde' ist es ein rührend verschönernder Zug, daß der Blinde seine glückliche Blindheit besingt, da er bei Balde nur mit sich selbst davon spricht. Dieß schöne Lied hat überhaupt noch sehr gewonnen: eine lieblichere Schwärmerei schwebt gleich einem zarten Hauche über dem Ganzen. Auch in den beiden Stücken 'an die Bildsäule eines schönen Knaben' und 'auf einen Garten, die Sternenau genannt', sind die fast zu glänzenden Farben des Originals sanfter verschmelzt. In der eben so dichterischen als malerisch dargestellten Erscheinung 'Malerei und Dichtkunst' ist die ausdrückliche Beziehung auf König Belsazers Gesicht, welche nicht in diesen Bilderkreis gehörte, weggelassen, und statt der aus der Wand hervorgehenden Hand nur der goldne Griffel, den sie führt,

geblieben; dagegen spielt der Schluß des Liedes sinnreich auf das bekannte Wort Corregios an. Auch der darin liegende Sinn, dessen sich Balde wohl nicht deutlich bewußt war, daß die Dichtung durch ein ganz andres Mittel als die Malerei, nämlich durch fortschreitende Bewegung ihre Gestalten zur Anschauung bringen soll, ist zu größerer Klarheit erhoben. 'Die Römerbilder' gehören unter die begeisterten Ausflüge, wobei sich der Dichter ohne Vorfaß dem Feuer seines Geistes hingab (Enthusiasmus, quem auctor passus est etc. lautet die Ueberschrift); in des Kurfürsten Maximilian Sammlung römischer Antiken beleben sich ihm die merkwürdigen Gestalten, und ihre Thaten gehen vor seinem bewundernden oder unwilligen Sinne vorüber. Sieben Strophen voll sittlicher Anwendungen auf ihn selbst, welche im Lateinischen die Ode schließen, sind hier zu drittheil Strophen eingeschmolzen:

Wo bin ich? von Apollos Höhen

Rehr' ich zu euch in die Ebne wieder,

Ihr Freunde. Viel ist's, ewig gekannt zu sein

Im Marmorbilde; schöner und größer ist's,

Verehrt zu sein in stillen Thaten,

Ewig geliebt in der Menschen Herzen.

Auch ohne Bildniß. Möge mein Antlitz einst

Zu Staub verwesen; Bilder, ich neid' euch nicht,

Ihr Kaiserlarven. Wer verborgen

Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Und doch ist alles Wesentliche gesagt, und in jenen drückt sich keine so wohlwollende Hoheit der Gesinnung aus, als hier in der vorletzten Strophe. Auch das ist sehr glücklich verändert, daß die Rückkehr von der trunkenen Begeisterung den Betrachtungen vorangeht, die nur ein mehr gesammeltes

Gemüth anstellt, da sie dort erst in den beiden letzten Zeilen erfolgt. Die verwandelte Gestalt einer zweiten Daphne, einer Heiligen, die nach der freundlichen Legende vor dem Tempel der Mutter Gottes, der sie sich geweiht hatte, sterbend zur Kinde aufwuchs, wird in folgenden Zeilen beseelt vorgestellt:

Thut sie nicht noch, was sie lebend gethan? Sie dienet der Göttin,  
Und wacht vor ihrem Tempel hier,  
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit süßem Verlangen,  
Und grüßt mit sanftem Säufeln sie.  
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter,  
Du höretest ihr Ave noch.

Der schönste Zug 'sie bewegt die Arme mit süßem Verlangen', ist statt des Windes, der bei Balde 'ihre Haare kämmt', hinzugekommen. Aber das, warum uns diese Schilderung im Deutschen überhaupt weit lieblicher anspricht, läßt sich eher fühlen als zergliedern. Wie veredelt ist das mehr als um die Hälfte verkürzte Lied 'an einen jungen Helden', besonders durch die bedeutende Lehre am Schluß, statt deren im Original ein niedrig komisches Bild völlig zwecklos angehängt war. Viele Stücke, 'die Todtenstätte', 'das flüchtige Wort' u. s. w. haben sich durch Milderungen den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit nachgiebiger gefügt. In andern, z. B. 'der Waldrast', ist durch Entladung von überflüssigem Schmucke mehr Raum für den einfachen Ausdruck des Gefühls gewonnen; noch aus andern scheint gleichsam nur der reine Geist gezogen zu sein, z. B. 'die Tadellose'. Selbst bei solchen Liedern, deren Uebertragung eine Art von Wagestück war, hat sich der deutsche Dichter mit großer Geschicklichkeit zu helfen gewußt. Man vergleiche z. B. 'die Langsam = Sterbende' mit dem Original, wo der dithyrambische Brautgesang der heil. Genovefa an den Tod

sowohl das Gemüth als die Sinne durch eine furchtbare Mißfälligkeit zerreißt. Die Sprache des wärmsten Verlangens ist von der Liebe entlehnt; dazwischen erscheinen die schauerhaftesten Larven des Todes: was ist ewig entgegengesetzter, als ein glühender Bonnetaumel in den kalten Armen der Verwesung? Im Deutschen ist alles Sinnlich-Widerwärtige entfernt, der Ton gemäßigter, und die Beleuchtung des Ganzen, wenn man so sagen darf, verschwimmt mehr in eine sanfte Dämmerung, die auch in der Wirklichkeit wohl ein Sterbebett mit süßen Empfindungen und Ahnungen umgeben mag.

Ob sich gleich die angeführten Beispiele noch mit einer Menge andrer häufen ließen; so wollen wir doch nicht behaupten, daß Walde überall und in jedem Theile der übertragnen Gedichte gewonnen habe. Aus der Beschaffenheit der beiden Sprachen ergiebt es sich schon, daß manche kunstvolle Schönheiten der Verknüpfung, der Wortstellung und des Versbaues auch bei einer sorgfältigen Behandlung verloren gehen mußten. Allein gerade diese sind am wenigsten das Eigenthum eines Dichters, der als ein später Fremdling auf den angebauten Gefilden einer Sprache, wie die römische, Blumen sammelte. Wenn z. B. der Ausruf über die Eitelkeiten des Lebens, womit das Lied am Grabe eines Mächtigen schließt:

Somnia, somnia

Emissa per rimas eburnae

Mox iterum revacanda portae!

Träume der Träume, die

Aus Ritzen jener Trugespforte

Wieder zurück in die Ritze schlüpfen.

im Lateinischen einen Zauber hat, der auf der tönenden



Fülle, auf dem Gebrauch der beiden Mittelwörter der vergangenen und künftigen Zeit, besonders aber auf der Trennung des Beiwortes von seinem bis an das Ende versparten Hauptworte beruht, wofür unsre Sprache folglich gar nicht empfänglich ist, so wird ihn der deutsche Leser auch nicht vermissen. Wir wollen nicht entscheiden, ob nicht ein andresmal die zierliche Wendung des Dichters, der sich gegen die Anfälle des Schnupfens auf seine Magerkeit beruft (Lyr. II. Od. 35.):

Quid in poetas immeritos furis;  
Heu! praedo vocis? nos graciles sumus,  
Genusque Divum,

Was fälltst frech du, Räuber der Stimme, selbst  
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt, u. s. w.

glücklicher hätte getroffen werden können, als geschehen ist.

Genug, daß ein solcher Verlust bei einzelnen Feinheiten der Ausführung gegen den Gewinn im Ganzen in keine Betrachtung kommt. Schon dadurch sind diese Gedichte nun zu einer lebendigen Wirkung weit geschickter gemacht, daß sie, selbst die Sprache abgerechnet, ein weniger gelehrtes Ansehen haben. Vortrag und Einkleidung sind schmuckloser; eine Menge Anspielungen auf das fabelhafte oder geschichtliche Alterthum sind weggefallen, auch nähere Zeit- und Ortsbeziehungen ausgelöscht, zum Theil schon durch die veränderten Ueberschriften, die bei Walde meistens wirkliche oder bedeutend erdichtete Namen, auch wohl andre genauer bestimrende Zusätze enthalten. Es ist gut, wenn der Standpunkt des Hörers in eine gewisse Weite gerückt wird, wohin Sectengeist und parteiliche Leidenschaften, die keinen unbefangenen Genuß der Dichtkunst gestatten, nicht reichen. Nach der Terpshore kann man nicht umhin, Walde, den heftigen

Feind der Religionsfreiheit (der den Gustav Adolph, über seinen Tod triumphierend, den baltischen Antäus, und seine Krieger Finnen und Goth-Finnen nannte), dennoch als einen vaterlandsliebenden Deutschen zu ehren. Und doch hat ihm der Uebersetzer hierin nichts geliehet, sondern nur einige Ausbrüche verblendeter Leidenschaft unterdrückt: die Spuren der irrigen und darum vergänglichlichen Meinung sind vertilgt, die Dauer verdienende Gestattung ist beibehalten.

Wir sind bisher bemüht gewesen, den Werth der ursprünglichen Gedichte Baldes zu prüfen und von den Verdiensten Herders um diese nunmehr deutsch und neu gewordne Auswahl derselben zu sondern. Aber bei Liedern, die durchaus nichts von der mühseligen, ängstlichen Art wortzählender Dolmetschungen verrathen, sondern überall mit dem Gepräge der Ursprünglichkeit, der freien Entstehung, der augenblicklichen und genialischen Eingebung bezeichnet sind, können wir, und müssen uns auch, um sie recht zu fühlen, dem gesammten Eindrücke hingeben, ohne zu fragen, woher sie stammen? was sie waren? was sie nun geworden sind? Wenn eine harmonische Stimme den Weisen, die sie vorträgt, gleichsam eine schönere Seele leihet; bald eine Dissonanz mildert, bald unser Ohr über einen harten Uebergang hinüberschmeichelt; hier einen Mangel durch zarte Nebenausbildungen, dort einen Ueberfluß durch Vereinfachung ausgleicht; so dürfen wir nicht den Musiker von dem Sänger zu unterscheiden suchen, wenn wir auf den Wellen der Melodie wollen getragen sein. Welche Fülle schön gewundner lyrischer Kränze bietet uns die holde Terpsichore dar, damit unter der anlockenden Mannichfaltigkeit jeder Sinn sich das zueignen könne, was ihm am nächsten verwandt ist. Ihren fröhlichen Namen darf sie auch da nicht

einbüßen, wo sie ernste Lehrerin wird, denn sie ist es immer mit Anmuth. Liebt jemand gefällige oder würdige Sinnbilder in schönem Leben? Er findet sie in 'der Leher der Pythagoras', 'dem Hirtenleben', 'den Königen', 'der heiligen Begeisterung' und den 'zwo Göttinnen'. Sinnreiche Einkleidung oder auch leichte Launen der Phantasie? In 'der Verwandlung', 'der Zigeunerin', 'der Virginischen Pflanze', 'der zweiten Gurydice'. Frische, blühende Scenen des ländlichen Naturgenusses? In 'dem Sängers des Frühlings' und 'dem Stadt- und Landleben'. Ehrwürdig dargestellte sittliche Vorbilder? In den 'Menschenfürsten', 'Trajanus Schwerte', 'dem schlummernden Greise'. Männliche strafende Satire? In dem Gedichte 'gegen die falschen Staatskünstler', in 'der Kriegszucht', 'der Mutter der Dinge'. Farbenpracht dichterischer Gemälde? In dem 'Lobe des Gartens, die Sternennau genannt' und in 'dem Sternenhimmel'. Sanfte Wehmuth, rührende Klagen? In dem 'Liebe an den Schlaf', in 'der sterbenden Nachtigall', in 'der Melancholie'. Erschütternd ernste Betrachtungen über die Nichtigkeit des Irdischen? In 'der Grabchrift', 'der Todtenstätte', 'den Ruinen' u. a. Innige Empfindungen der Andacht, ihre Entzückungen, ihre Hoffnungen auf die Zukunft? In dem Gedichte 'Gott', 'dem Götterleben', 'der Nachtfeier der Liebe'. Tiefe Blicke in die sittlichen Verhältnisse des Menschen, genügsame und selbstständige Lebensweisheit, wohlthätige Warnungen, eindringliche Aufforderungen, gewichtige Lehren und Denkprüche? In einer großen Anzahl Lieder, durch das ganze Buch hin verstreut. Eben dieses reifen Gehaltes wegen verdient es, daß man es sich zum Freunde und Begleiter mache, nicht viele Stücke auf einmal lese, sondern bald dieses, bald jenes beherzige, und

oft zu ihnen zurückkehre. Eine folche Sammlung will nicht flüchtig durchlaufen fein, weil fonft die Eindrücke einander verdrängen, und nichts in der Seele haftet: der Beurtheiler, der anhaltend darin lefen muß, um Vieles zugleich feinem Gedächtniffe gegenwärtig zu erhalten, ift daher wirklich in Gefahr, Manches nicht mit der Wärme aufzufaffen, als wenn er es, einzeln für fich, in der entfprechenden Stimmung auf fich wirken ließe.

Es fei uns erlaubt, noch einen Augenblick mit Wohlgefallen bei einigen Liedern zu verweilen, die wir oben übergiengen, um fie jetzt befonders zu erwähnen. Sie ftehen zufammen im dritten Theile unter der Auffchrift 'Marja'; doch gehören auch 'der Kranz, die dunkle Kapelle, Weihung eines Kindes, Mutter und Kind' im erften Theile dazu. Wir wiffen es dem Herausgeber Dank, daß er fich durch die nur allzu gewöhnliche einfeitige Denkart derer, die immer vergeßen, daß für die Poesie alles Schöne wahr ift, nicht hat abhalten laffen, fie in die Sammlung aufzunehmen. Wenn die zarten Täufchungen des Herzens in der Liebe heilig find, wie follten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand, noch finden durfte, feine anbetende Hingebung an ein über den Wolken fchwebendes Bild himmlifcher Weiblichkeit nachfühlen wollen? Die Malerei hat es fich oft angelegen fein laffen, diefe verklärte Gefalt, die, was kein Ideal der alten Götterwelt, Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in fich vereinigt, zu verherrlichen; feltner die ihr verchwiffterte Poesie auf eine würdige Weife (denn die kirchlichen Gefänge find doch nicht für Kunftwerke zu rechnen), und unfre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geift des Zeitalters immer mehr davon. Defto willkommener ift es, daß im Namen eines frommen verftorbenen

Sängers der heiligen Jungfrau in dieser Sammlung eine Kapelle gestiftet worden ist. Die zum Theil sehr kleinen Lieder an sie sind von einer wunderbaren Süßigkeit: bald begrüßen sie, wie innige Seufzer, die schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf den Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schüchterne Huldigungen niedergelegt. Was wir von den Nachbildungen der Gedichte Baldes überhaupt gesagt haben, gilt von diesen ganz vorzüglich. Nur gestehe ich, daß mir in dem Anblick der Liebe die in der dritten Strophe erscheinende mater dolorosa:

Der am Kreuze, so oft mit Mutterblicken  
Du ihn schauetest an, der Liebe Stärkung  
Ihm zusendend, mit festem Blick hinaussah,  
Auf zu dem Vater.

gar nicht zum Kolorit der vorhergehenden zu passen scheint, und daß er statt derselben den Tausch lächelnder Blicke zwischen Mutter und Kind, den das Original schildert:

Ille suspensus, quoties ocellis  
Dulce connives, et amoris ignem  
Visa suspiras, toties parenti  
Dulce renidet:

wiederzufinden gewünscht hätte. Auch darin kann ich dem Herausgeber nicht beistimmen, daß 'die Himmelfahrt' in demselben Geiste gedacht sei, wie das Gemälde Raphaels in Dresden. Mich erinnerte sie vielmehr an die in Düsseldorf befindliche Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni. Dort ist der strenge, alles Irdische zurückweisende, Begriff von Göttlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder bestimmten Regung tritt; hier die überschweng-

liche Befeligung eines unschuldvollen Weibes, ohne Bewußtsein eigner Hoheit: und so auch in dem Liede.

In einer angehängten Nachschrift legt der Vf. unter andern seine metrischen Grundsätze dar. Jeder Sachkundige wird mit ihm einverstanden sein, wenn er behauptet, man müsse einen Dichter so viel als möglich in seine eignen Silbenmaße übertragen, aber auf der andern Seite der Sprache keine aufzwingen, die ihr nach ihrem Baue fremd und zuwider sind. Nur möchte die letzte Vorschrift bei der Anwendung manchem Streit unterworfen sein. Wie Vieles hielt man für unverträglich mit der prosodischen Beschaffenheit unsrer Sprache, ehe es sich durch die Ausführung als ihr angemessen bewährte! Wenigstens können wir, so lange das Vorlesen noch so wenig als Kunst unter uns geübt wird, es unmöglich für einen Beweis der Untauglichkeit eines Silbenmaßes gelten lassen, wenn der Dichter die Formel voranschreiben muß, damit es nicht mißverstanden werde, wie Klopstock und Voss, bei zum Theil sehr glücklich erfundenen Silbenmaßen, gethan haben. Sie hatten Recht, der Unerfahrenheit der Leser auf diese Art zu Hülfe zu kommen. Schwerlich möchte unser sapphischer Vers 'der Versart seiner Erfinderin näher sein als der römische selbst'. So wie er hier gebraucht ist, wo der Daktylus nicht einmal eine feste Stelle hat, sollte er gar nicht sapphisch heißen: es sind Trochäen, in jeder Zeile mit einem Daktylus untermischt. Warum sollten wir nicht dieß Silbenmaß, ohne den Molossus immer erkünsteln zu wollen, durch häufigern Gebrauch des männlichen Abschnittes und anapästischen Aufsprungs (die der deutschen Sprache gar keine Gewalt anthun, wie unsre Hexameter zeigen) der Schönheit seines alten Vorbildes näher zu bringen suchen? Von unsern gereimten

Jamben, und 'dem Pferdetritt', den sich die deutschen Dichter (wir wissen nicht, ob die guten oder die schlechten gemeint sind; von den letztern verlohnte es nicht der Mühe zu reden) darin erlaubt haben sollen, wird viel Schlimmes gesagt. Ist eine bestimmte Prosodie in unsrer Sprache möglich, so muß sie durch die Silbenmaße der Alten in unser Ohr gebracht werden; durch das kurz pſockt und pſockt kurz unsrer Jamben wird sie es nie'. Wie sollte sie nicht möglich sein, da sie längst vorhanden, auch von Klopſtock und nachher von Moriz auf das gründlichste erörtert ist? In der Note unterscheidet der Vf. die wahre Quantität der Silben noch vom Accent des Sinnes. Diese Ausdrücke werden hier in einer der Natur unsrer Sprache nicht angemessnen Bedeutung gebraucht, oder sie sind gleichgeltend, da die deutsche Silbenzeit nach der Wichtigkeit des bezeichneten Begriffs (also nach dem Sinne), in den Verhältnissen der verschiednen grammatischen Redetheile, der Stammsilben, Ableitungssilben und Biegungssilben gegen einander abgewogen wird. Uebrigens ist der Jambus ja auch ein Silbenmaß der Alten; und es fragt sich noch, ob unser fünffüßiger dem Trimeter unähnlicher ist, als unser Hexameter oder unsre alcäische Sprache den alten Silbenmaßen dieses Namens. Die Besorgniß, ein immer fortgehender Jambus müsse in unsrer Sprache äußerst drückend werden, welche durch Goethens, Wielands u. a. Meisterwerke von großem Umfange in dieser Versart widerlegt wird, gründet sich eben so wohl wie der vorhergehende Tadel auf die Voraussetzung, als ob durchaus alle Füße in einem jambischen Verse Jamben sein müßten. Dieß war ja aber bei den Alten selbst nicht der Fall: warum sollten wir nicht, eben so wohl wie

sie den Spondeus und Anapäst, den Spondeus und nach der verschiedenen Natur unsrer Sprache den Pyrrhichius, ja sogar in einigen Fällen den Trochäus einmischen dürfen? Unsrer besten Dichter haben dieß ohne Schaden des Wohlklangs gethan, und es fehlt weiter nichts, als daß ein Kenner an ihnen die nöthigen Einschränkungen dieser Freiheit, und die Stellen des Verses, wo fremde Füße den Rhythmus nicht stören, erforsche und auf Regeln bringe. Hieraus lassen sich auch die lächerlich gemachten Beispiele von zwei langen einflüßigen Wörtern, die so oder anders gestellt in Jamben vorkommen (zischt laut und laut zischt) ohne Schwierigkeit rechtfertigen: es sind nämlich beide Male Spondeern. Keinem Dichter, der nur etwas vom Mechanischen seiner Kunst versteht, wird in unsern Zeiten noch die Zumuthung an den Vorleser einfallen, daß er dergleichen zu Jamben zwingen soll.

Der Vf. hat seinen Tadel durch die Art, wie er hier den Jambus in lyrischen Silbenmaßen gebraucht, zum Theil mit Hexametern abwechselnd (wo am wenigsten Freiheiten verstattet werden, damit der rasche Gegensatz der Rhythmen nicht wieder zweideutig werde), selbst wieder zurückgenommen. Er mischt Spondeern ein: 'Denkbilder des uralten Roms'; 'Und lieblicher als Weithrauch aufwärts steigt'; Pyrrhichien: 'Ich rettete es wahrlich nicht'; auch am Ende des Verses, wo dieser Fuß den Nachdruck am merklichsten mindert: 'Umglänzet die Himmlische'; einen Pyrrhichius und Spondeus unmittelbar nach einander: 'Sophistischer Staatsschriften oben drauf'; Trochäen: 'Schön, daß auch Paris ihr vielleicht'; 'Wagt mit der Liber Wettgesang' u. s. w. Ist



vergleichen in archilochischen Silbenmaßen erlaubt, so muß es mit noch größerem Rechte in ununterbrochenen jambischen Versarten gelten, wo durch die Gewalt des immer wiederkehrenden Rhythmus einzelne Abweichungen unmerklicher werden. Auch sonst finden wir die Silbenzeit oder die gewählte Strophe nicht genau beobachtet, z. B. Abhydus als Daktylus; Altar gleich nacheinander als — und als — (unstreitig ist die erste Skansion die richtigere, wie ohne Rücksicht auf die lateinische Silbenzeit die Biegung Altares beweist); die erste Silbe in 'Unsinnige' kurz, u. s. w. Am Ende des alcäischen Verses ein Molossus statt des Daktylus oder Amphimacer: 'strebt zu dem Richtkreiß auf'; 'flöge dem Spielball gleich'; wenigstens läßt sich die mittelfte Silbe in diesen Zusammenstellungen nicht ohne die äußerste Härte kürzen. Ein Amphimacer statt des einzig erlaubten Daktylus zum vorletzten Fuße: 'Höflich anscherzete'; 'scheiden unwerthe Furcht'. Noch mehr zerstört ein Trochäus zu Anfange des Verses statt des Jamben, der bei uns in Ermangelung, der Spondeen eingeführt ist, den alcäischen Rhythmus. 'Eicheln verzehren, oder mit schönödem Geiz'; 'Musen Gesänge, Bilder der Sterne seid'. Auch möchte wohl der Abschnitt in Versen wie folgende: 'Ich haße die zweizüngelnden, die im Gold', allzusehr vernachlässigt sein. Indessen unterbrechen solche Verlegungen der Regeln den ebenen und schönen Fluß des Wohlklanges nicht häufig.

Eben das läßt sich auf die Sprache anwenden, in welcher wir doch auch einige kleine Unrichtigkeiten bemerken. Z. B. 'der Balle des Glückes' statt 'der Ball'; 'die Scheu-

sal' im Plural für 'die Scheusale'; die vollständige Biegung der Beiwörter statt der unbestimmten, mehrmals: 'die schwere (n) Pfunde'; 'ihre lindeste (n) Saiten'; oder umgekehrt, die unbestimmte statt der vollständigen: 'unser lechzende (r) Gann'. Wenn auch 'gülden' sich gegen die Sprachähnlichkeit rechtfertigen ließe, so thut es doch nicht neben 'golden' eine gute Wirkung. 'Habsucht zeih' ich euch nicht' muß durchaus heißen 'der Habsucht'. Ob 'ersinken' statt 'versinken', 'Schwender' statt 'Verschwender', ob bei den unsichern Regeln der Zusammensetzung in unsrer Sprache neue Formen derselben wie 'Heeresstraße', 'Wachsepüppchen', wo der Gebrauch schon andre, 'Heerstraße', 'Wachsepüppchen', eingeführt, erlaubt sind, mögen Sprachkenner entscheiden. Vielleicht werden neue Wörter wie 'veradelicht', 'Felsungen', die 'wellensanfte Salmacis', Beifall finden; 'ein Kluftgemüth' (mens hiulca bei Valde) möchte wohl den meisten Lesern unverständlich sein.

Um die beiden Aufsätze am Ende des zweiten Theiles 'Die Lyra; von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst', und 'Alcäus und Sappho; von zwei Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst', mehr als oberflächlich zu prüfen, würde eine Abhandlung nöthig sein, wozu hier der Raum fehlt, so sehr auch den Recensenten auf der einen Seite das viele Schöne und mit einnehmender Beredsamkeit Vorgetragene, auf der andern seine Zweifel gegen manche Sätze, sowohl was die Ausdehnung, worin sie zu verstehen sind, als den bündigen Zusammenhang der Beweise betrifft, zu dem Gesächte hinziehn. Der Hauptgedanke in dem zweiten Aufsätze, der einen interessanten Beitrag zur Geschichte der griechischen Lyrik liefert, ist folgender: daß zwei Gattungen der Ode, die aufregende, erhebende, und die besänftigende,

durch Alcäus und Sappho zur Vollendung gebiehn sind; daß, ehe das schönste Maß getroffen ward, die archilochische und die elegische Dichtart, jene den männlichen Charakter der Empfindungen bis zur Härte, diese den weiblichen bis zur Weichheit bezeichnend, die Vorboten der höheren lyrischen Kunst waren.

Wir können den wackern vaterländischen Dichter Balbe nicht verlassen ohne eine Stelle herzusetzen, welche beweist, wie sehr manches Wort von ihm noch jetzt beherzigt zu werden verdient. 'Eile', so ruft er (die Uebersetzung ist hier dem Originale genau treu geblieben) einem schreibseligen Gelehrten zu,

Eile der Welt zu schenken ein Buch, das Herkules selber  
Raum zu tragen vermag.

Wenn wir schreiben, so bringen wir Deutsche mit ängstlicher Eile  
Blinde Hündlein ans Licht. . . . .

Deutsche Natur ist's, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,  
Etwas in Allem zu sein,

Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Länger,  
Gerber, Schmidt und Poet,

Und wohl dazu noch gar ein Vöte der Götter, ein Augur;  
Alles sind wir und Nichts. —

Deutsche Natur ist's, viele Papiere mit offenem Munde  
Auszuwerfen, vergnügt.

Rasend läuft man dem Ruf in den Nachen: es wäre ja Schande  
Langsam zu ihm zu gehn. . . . .

Aber wir nähren als Patrioten mit unseren Schriften  
Motten und Krämer dafür.

[Vorstehende Recension gab zu folgendem Briefe des Verfassers an Christian Gottfried Schüz, welcher auch in der Darstellung seines Lebens u. s. w. von seinem Sohne F. R. J. Schüz, Halle 1835. Bd. II. S. 423...28. unter dem Datum 1798. abgedruckt ist, Veranlassung:]

Jena, 10. Dec. 1797.

Wertheßer Herr Hofrath! Es muß mich freilich auf eine unangenehme Art befremden, meine Anzeige der Lectyphore von Herder in einer Hauptstelle, die, weil sie den Eingang ausmacht, doppelt in die Augen fällt, wesentlich verändert abgedruckt zu finden, da Sie mir mündlich und schriftlich Ihre völlige Zufriedenheit mit derselben bezeugt, auch mir eine Einwendung gegen eine andere Stelle mitgetheilt hatten, der zufolge ich noch etwas daran veränderte. Ich habe bei der Klage, die ich hierüber gegen Herrn Justizr. Hufeland geführt, mir nicht schlechthin alle Aenderungen in meinen Recensionen verbieten, sondern nur gesagt, ich fände es billig, daß man sich mit mir vorher darüber bespreche, da ich hier am Orte lebe. Diese Erwartung geht so natürlich aus einem freundschaftlichen Verhältnisse hervor, daß mir gar nicht einfallen konnte, sie würde bei der Recension der Lectyphore, deren mühsame Ausarbeitung Sie selbst mehrmals für eine Gefälligkeit von meiner Seite erklärt hatten, getauscht werden. Da Sie in der Hauptsache meinem gegen Herrn J. Hufeland geäußerten Verlangen nachgegeben (denn, wenn mir die in meiner Recension gemachten Aenderungen mitgetheilt werden, und die Abkürzung derselben, wo sie nöthig sein sollte, mir selbst überlassen wird, so bleibt mir dann immer noch die Wahl, ob ich sie ganz zurücknehmen will), so erlauben Sie mir einige Mißverständnisse in Ihrem Briefe aufzuklären.

Zuerst kann ich keinesweges eingestehen, daß die Aenderung bloß ein Paar Phrasen betreffe. Ich pflege zwar nicht in so bedeutungslosen Phrasen zu schreiben, daß man viel daran verändern könnte, ohne daß der Sinn darunter litte. Auch das *αὐαρόλουον*: „an Herder bewundern wir nicht allein — und noch unnachahmlicher ist er u. s. w.“ war mir gewiß nicht aus Versehen entschlüpft. Die Lebhaftigkeit der Schreibart gewinnt dabei, wenn man da, wo keine Zweideutigkeit zu fürchten ist, dergleichen mechanische Regeln vernachlässigt. Ich glaube das durch das Beispiel der besten alten und neuern Schriftsteller bekräftigen zu können. Auf Leser, die nicht im Stande sind, hinzuzudenken, wenn gesagt wird, gewisse Eigenschaften seien noch unnachahmlicher, als die vorgenannten, daß jene auch noch mehr bewundert werden müssen, verlohnt es kaum der Mühe, Rücksicht zu nehmen. Doch dieß ist die unbedeutendste unter

den vorgenommenen Veränderungen, über die allein ich nie ein Wort verloren hätte, wie Sie auch daraus sehen können, daß ich die Weglassung dessen, was ich zur Einleitung der zuletzt angeführten Stelle von Balde gesagt, gar nicht einmal erwähnt habe. Ich gebe es Ihnen selbst anheim, ob durch folgende Veränderungen nichts als 'die Politur des Stils' befördert worden. 1) Ist der ganze Satz weggelassen: 'Nicht was sich lehren und lernen läßt, die ächte oder angebliche Wissenschaft der Kunst, macht den seelenvollen Kenner. Wie der Künstler selbst, wird er das, was er ist, nur durch die freiste Ausbildung seltner und selten vereinigter Naturgaben.' Dieß war ja eben das Wesentlichste, was ich durch die ganze Einleitung ausführen wollte. In den erworbenen Fertigkeiten eines Kenners der Poesie kann mancher Andere Herdern übertreffen; aber er hat 'Genie zum Kenner', wie er durch die kritischen Wälder und viele andere Schriften beweist.

2) Wenn Ihnen der Satz: 'Er hat uns sowohl die rauhesten, einfältigsten Weisen des Volksgefanges, als die Vollenbung fremder Meisterwerke näher gebracht, die lieblichsten Blüten eines griechischen Frühlings und die kostbaren Blumentepiche des Morgenlandes mit gleichem Glück auf deutschen Boden gepflanzt', zu pretiös für eine Recension vorkommt, so beweist es nur, daß unsere Begriffe vom Pretiösen und von der Schreibart einer Recension von einander abweichen. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Art, wie leider so viele Recensionen geschrieben sind, nämlich dürftig und trocken, ein allgemeines Gesetz für sie abgeben könne, und glaube, man müsse überall, wo der Gegenstand es fordert, kräftig, blühend und mit Wärme schreiben. 'Pretiös' nennt man nur eine leere Pracht mit überflüssigen Bildern; durch die von mir gebrauchten wird aber die verschiedene Eigenthümlichkeit der morgenländischen und griechischen Poesien, welche Herder übertragen, auf das Kürzeste bezeichnet. Gesezt aber auch, diese Bilder hätten durchaus weggestrichen werden müssen, was war gegen die erste Hälfte des Satzes bis 'gebracht' einzuwenden? Wenn eine 'schonende' Hand die Ausbesserung unternommen hätte, würde sie auch gewiß stehen geblieben sein. — Sie sagen, 'der Leser konnte und mußte sich das hinzudenken', und wenn alles Uebrige unverändert geblieben wäre, so hätte dieß noch einigen Grund gehabt, denn der in meiner Hand-

schrift vorangehende Satz bereitete die näheren Bestimmungen vor. Aber jetzt soll sich der Leser hinzu denken, was nicht auf die entfernteste Weise angedeutet ist? Er könnte sich eben so gut die ganze Recension hinzu denken.

3) Wenn der scheinbare Mangel an Folge in der oben angeführten Wortfügung die Veränderung: 'sondern auch' u. s. w. nöthig machte, so hätte doch alles Folgende mit Ausschließung dessen, was Sie für gut hielten, wegzulassen, unverändert stehen bleiben können, wenn nur ein einziges 'und' weggestrichen worden wäre. 'An ihm bewundern u. s. w. — sondern auch die Diebsamkeit, womit sich seine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt. Wie unverkennbar auch das Gepräge selbständiger Bestimmtheit in allem dem ist, was er ursprünglich gedichtet hat, so ist doch seine Muse gern eine gesellige Dolmetscherin der Zeiten und Völker, die allen Zungen nachzusingen und jeden Ton zu treffen weiß.' Statt dessen haben Sie einen himmelweit von diesem verschiedenen Satz eingeschoben, der, wie ich sogleich zeigen werde, gar nicht auf Herder paßt: 'dennoch auch die Kunstgebilde anderer Meister, aus den verschiedensten Zeiten und Völkern in treffenden Kopien darzustellen versteht.'

a) 'Kunstgebilde' ist ein unpaßender Ausdruck, weil die meisten von Herder übertragenen Gedichte, die Volkslieder, das hohe Lied u. s. w. gar nicht zur eigentlichen Kunst zu rechnen sind, sondern nur als Naturpoesie interessant werden.

b) Wenn 'Kunstgebilde' gesetzt werden sollte, so dürfte nicht hinzugefügt werden 'aus den verschiedensten Zeiten und Völkern'. Die eigentliche Kunstpoesie beschränkt sich auf sehr wenige Zeitalter und sehr wenige Völker. Herder hat wenigstens gewiß nicht 'Kunstgebilde aus den verschiedensten Zeiten und Völkern' übertragen.

c) Der Ausdruck 'fremder Meister' ist ebenfalls unpaßend. Wenn auch Herder einige 'fremde Meisterwerke' übertragen hat, wie man z. B. einige Stücke in der Anthologie wohl so nennen kann, so hat er doch, so viel ich mich erinnern kann, von keinem einzigen fremden Dichter die Werke übersetzt, dessen Ansehen groß genug wäre, um ihn einen 'Meister in der Poesie' zu nennen.

d) Das Wort 'Kopien' deutet auf anhaltenden, auch wohl fleißlichen Fleiß; aber in Rücksicht solcher Vorzüge, die dadurch

erreicht werden, sind Herders Uebertragungen gar oft mangelhaft. Ihre Vortrefflichkeit beruht auf der erstaunlichen Zartheit des Gefühls, womit er jede dichterische Eigenthümlichkeit auffaßt, und in der glücklichen Leichtigkeit, womit er sie in seiner Sprache wieder ausdrückt. Für einen poetischen Uebersetzer, der sich mit sorgfältigem Fleiße auf das kleinste Detail einläßt, wie etwa Voss, würden diese Ausdrücke angemessen sein; Herders Art zu uebersetzen charakterisiren sie durchaus nicht. Und doch gieng mein ganzes Bestreben in der Einleitung dahin, zu zeigen, daß das, was Herdern als Kenner, und was ihn als poetischen Uebersetzer auszeichnet, aufs genaueste zusammenhängt und in seiner Quelle eins ist. In der That, ich muß mich sehr schlecht ausgedrückt haben, wenn es mir nicht gelungen ist, dieß deutlich zu machen.

e) Endlich, was noch das Allerschlimmste ist, so ist es nach der Wortfügung, wie sie jetzt gedruckt steht, nicht Herder selbst, der die Kunstgebilde fremder Meister in treffenden Kopien darzustellen versteht, sondern nur seine Einbildungskraft. Es ist gewiß erlaubt, diejenige Seelenkraft statt der ganzen Person zu nennen, welche bei einem gewissen Geschäfte vorzüglich thätig ist; aber wer hat jemals mit der bloßen Einbildungskraft uebersetzt?

Es thut mir sehr leid, werthester Herr Hofrath, durch Ihren und meinen Brief Ihnen so viel Zeit über Eine Stelle rauben zu müssen, worüber wir uns mündlich vor dem Druck in fünf Minuten hätten verständigen können. Indessen weiß ich nur mit Gründen zu streiten, und diese bedürfen Raum zu ihrer Entwicklung. Wenn die meinigen Sie noch nicht befriedigt haben, so bin ich sehr bereit, es auf den Ausspruch jedes Kenners, den Sie wählen werden, ankommen zu lassen, ob meine Recension durch obige Veränderung an 'Politur des Stils gewonnen' hat, oder ob nicht vielmehr in die Charakteristik von Herders Geiste etwas Unzusammenhängendes, ja völlig Verfehltes hinein gekommen, und ob nicht der eingeschobne Schluß gegen den Anfang seltsam abfällt?

Ungern sehe ich in Ihrem Briefe in dieser Verbindung den Kontrakt und die Generalnorm erwähnt, da meine Klage sich gar nicht auf die mir diesen zufolge zustehenden Rechte, sondern auf das Verhältniß einer näheren Bekanntschaft bezog. Jetzt werden Sie mir aber erlauben, zu sagen, daß ich auch nach dem Kontrakt und

der Generalnorm Ursache habe, mich zu beschweren. Das Recht, den Stil zu verbessern und abzukürzen, haben sich die Herren Redactoren vorbehalten. Von Abkürzung konnte hier nicht die Rede sein, da so wenige Zeilen bei einer Recension von dieser Länge gar nichts austragen. — Ich finde nirgends in der Generalnorm erwähnt, daß ein Recensent es sich muß gefallen lassen, wenn seine Handschrift durch zwecklose und willkürliche Auslassungen, Versehungen und Einschüßel (Sie werden es nicht übel deuten, daß ich Ihre Offenherzigkeit erwidere) unheilbar verdorben wird.

Wenn ich Herdern eine Abschrift der veränderten Stelle meines Brouillons zuschickte, so würde dieß eine nothgebrungene Rechtfertigung meiner selbst, die mich gewiß weder in Herders, noch in irgend eines andern mit Einsicht in die Sache urtheilenden Mannes Achtung herabsetzen könnte. Ich sehe auch nicht, daß mir der Kontrakt oder die Generalnorm beliebige Privat-Mittheilungen meines Brouillons verwehrte. Da Ihnen die Ausführung meines Vorsatzes unangenehm zu sein scheint, so will ich es gerne dabei bewenden lassen, den Fall ausgenommen, daß ich erführe, Herder habe die Stelle als verfehlt getadelt, und sich über die kalte Abfertigung seiner Verdienste in den letzten Zeilen beklagt.

Ich bin weit entfernt, mir einzubilden, ich schreibe unverbesserlich. Allein wenn dieß von Niemand gerühmt werden kann, so wird auch wohl Niemand unverbesserlich zu verbessern verstehen. Da ich mit vielem Bedacht schreibe, so scheint mir die Forderung billig, daß man mich auch mit Bedacht verbessere. Und wie kann dieß kürzer und sicherer geschehen, als wenn man mit mir darüber spricht, und auch die Gründe anhört, wodurch ich das, wobei man Anstoß nimmt, vielleicht vertheidigen kann?

Wenn der Recensent, der keine Verbesserungen in seinen Arbeiten leiden konnte, derjenige ist, auf dem meine Vermuthung fällt, nämlich der Appellationsrath Körner in Dresden, so hat die A. L. Z. in der That einen vortrefflichen Kunstrichter an ihm verloren. Es wäre zu wünschen, daß wir oft so meisterhafte Beurtheilungen zu lesen bekämen, wie die des Wilh. Meister im 13. St. der Horen 1796., selbst nach Schillers und Goethes Einsichten, ist.

Da der viele Platz Sie dauert, welchen die Recension der Terpsichore eingenommen, so muß ich beklagen, daß Sie die Länge



derselben nicht eher bemerkt; ich hätte sie ganz zurück genommen, und es wäre Raum für Recensionen, wie die 'der Kunst zu lieben', 'des Schillerschen Almanachs von 1796.', 'der Kratterschen Schauspiele' u. s. w. erübrigt worden. Ich werde, wenn ich künftig für die Lit.-Zeit. arbeite, mich, wie bisher, so kurz zu fassen suchen, als die Gründlichkeit es mir zu erlauben scheint. Sollten Sie aber glauben, von andern Beurtheilern in diesem wesentlichsten Punkte der Kürze besser bedient werden zu können, so achte ich meine Arbeit zu sehr, als daß ich sie auf irgend eine Art aufdringen möchte. Ich werde die mir aufgetragenen und noch nicht gelieferten Recensionen mit der größten Bereitwilligkeit abtreten. Falls sich kein Verzeichniß davon auf der Expedition fände, bin ich bereit, Ihnen unverzüglich eins zu schicken. Eine ziemlich starke Unpäßlichkeit muß mich entschuldigen, daß ich nicht früher antwortete. Ich habe die Ehre u. s. w.

---

Die Netto-Brüder. Ein Lustspiel vom Leibarzt Pantolphi, aufgeführt in der Leipziger Jubilatmesse 1795.

Die dramatische Einkleidung ist nicht bedeutend, und der Aufwand von Witz und Laune bei dieser kleinen Flugschrift, die selbst dem Titel nach nur darauf berechnet scheint, den zahlreichen Buchhändlern, welche die Messe nach Leipzig zieht, einige leere Augenblicke zwischen ihren Geschäften auszufüllen, ziemlich gering. Die Handlung ist eine Verbindung der übrigen, besonders der Reichsbuchhändler, gegen diejenigen, welche nur mit ihrem eignen Verlage handeln, ohne Sortimentshandel zu treiben (Nettobuchhändler, weil kein Tauschhandel mit ihnen stattfindet, und ihre Rechnungen also ohne Abzug bezahlt werden müssen). Jene wollen allen Verkehr mit diesen aufheben, bis sie sich zum Büchertausch bequemen, und setzen noch allerlei andre Anordnungen zur Verbesserung des Buchhandels fest. Die Nettobuchhändler, von denen einer sein Verhältniß zu den übrigen durch Gründe zu vertheidigen gesucht hat, lachen über das Projekt als unausführbar, und weiter wird nichts entschieden. Die Sache scheint hier mit einer gewissen Parteilichkeit gegen die sogenannten Netto Brüder behandelt zu sein: sie verdiente aber eine gründliche Erörterung. Vielleicht würde man alsdann

auf ein ganz entgegengesetztes Resultat kommen: daß es nämlich für den Buchhandel, hauptsächlich für die Litteratur, die größten Vortheile gewähren würde, nicht den Verlag und Sortimentshandel durchaus zu verbinden, sondern beide durchaus zu trennen. Fast in keinem andern Fache ist der Handel im Großen ein so ganz von dem Vertrieb im Kleinen verschiednes Geschäft, als gerade in diesem. Der Verlag erfordert, um auf eine gründliche und umfassende Art geführt zu werden, gelehrte Kenntnisse, Geschmack, ausgebreitete Verbindungen, große typographische Anstalten u. s. w., der Sortimentshandel nichts von dem allen, und wenn der Monarch, welcher den Buchhandel mit der Käsekrämerei verglich, nur diesen damit meinte, so that er ihm gewiß nicht Unrecht. Ein nothwendiger Tausch bei Waaren von einerlei Art, nur von verschiedner Güte, ist etwas Widersinniges: der, welcher die schlechtesten bringt, ist dabei immer im Vortheile. Eben die Schlechtigkeit der meisten Produkte, welche auf die Messe gebracht werden, hat seit einiger Zeit mehrere einsichtsvolle Buchhändler bewogen, sich ganz auf den Verlag einzuschränken. Man wird finden, wenn man unsre Litteratur in den letzten Jahren durchgeht, daß die glänzendsten sowohl als die nützlichsten Unternehmungen von ihnen herrühren. Sie sind es, die sich durch große Bedingungen um Werke bewerben, welche der Nation Ehre machen, ob ihnen gleich die übrigen Buchhändler wegen ihrer Abneigung gegen baare Bezahlung so wenig Bücher als möglich abnehmen. Hingegen die kleinen Buchhändler an Vertern, die von den Mittelpunkten der Litteratur entfernt sind, ohne Mittel mit vorzüglichen Schriftstellern in Verbindung zu kommen, begünstigen in ihrer Nachbarschaft die schlechte und wohlfeile Schriftstellerei, weil sie doch auch ihre Artikel auf die Messe bringen wollen. Der Vorschlag, daß keinem Buchhändler erlaubt sein solle, mehr als sechs Artikel zu jeder Messe zu liefern, ist nicht sonderlich überdacht. Ein Artikel ist schon zu viel, wenn er schlecht ist; und die Handelsfreiheit des großen Buchhändlers, der durch seine Mittel und Verbindungen in den Stand gesetzt wird, weit mehr als sechs gute Artikel zu liefern, würde auf diese Art unbillig beschränkt werden. Ueberhaupt bleiben alle Vorschläge, die Lage des Buchhandels zu verbessern, bis zur Abstellung des Nachdrucks, unausführbar.

---

## Robert und Elise; oder die Freuden der höhern Liebe.

Vom Verfasser des Halls. 2 The. Epz. 1796.

Ein Knabe, dem Vater und Mutter auf einer Flucht aus ihrer Heimat in fremdem Gebiet starben, wird in das Waisenhaus der Residenz gebracht, wo ein vortrefflicher Vorsteher ihn väterlich aufnimmt, und nach dessen Tode auf seiner fernern Laufbahn der wackre alte Fürst selbst, und weiterhin ein Kaufmann seine Wohlthäter werden. Dieser Knabe war eine Lilie auf dem Felde, die der himmlische Vater kleidet, ohne daß sie arbeitet und spinnt. Jedoch war er fleißig und lernte schöne Sachen; auch an Zartheit glich er der Lilie. 'Alle sogenannten Brodwißenschaften blieben sofort von seinem Studienplan ausgeschlossen, weil er weder Advokat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Lust hatte. Zeichner, Philosoph und schöner Geist zu sein, war das Ziel, das er sich setzte.' 'So ward er ein junger Mann von so hoher Empfindung, daß ihm Tausende darin nicht folgen konnten.' So ward er denn auch bald so eigensinnig gegen die Vorsehung, die er in Verdacht besondrer Pläne mit ihm hatte, wie das verzogne Kind gegen die nachsichtige Mutter. Er wendet seine Zeichenkunst bloß dazu an, ihr ein Ideal vorzuschreiben, nach welchem sie ihm ein Weib schaffen sollte. Daneben bildet er seine Begriffe von 'höherer Liebe' aus, in denen der 'Thierheit' unzählige Male oft gedacht wird. Ohne 'äußerliche Schönheit' kann er sich keine höhere Liebe denken. Er will ein Mädchen, deren 'regelmäßiges weibliches Profil ihn mit hohen Empfindungen erfüllt', die ihre 'vollkommne Figur vollkommen in ihrer Gewalt hat', und er begehrt den Druck einer 'schönen' Hand. Nur der 'Uebergenuß der Thierheit' entkräftet die Wirkung der Schönheit. 'So viel mögen Liebende an Lebensgeistern, an elektrischem Feuer, an Aether, oder wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nöthig ist, im Gleise der sparsamen Natur wandelnd des hohen Aelternglücks theilhaftig zu werden; aber — mehr als dieß — zwecklose Verschwendung — Drangoutangismus.' Jetzt fängt unser Robert an, nach seinem Ideal zu suchen, mit dem festen Vertrauen, zu finden, weil 'wenn die Zeichnung keinen Widerspruch enthält, doch irgendwo jemand da sein muß, der sie in der Natur darstellt, weil der Zeichner sonst mehr könnte, als unser Herr Gott.' Der Kaufmann trägt

ihm seine Tochter an, aber 'sie ist es nicht'; sie ist, wie er sehr gut beschreibt, nur ein Pensionsmädchen. Robert wankt freilich, ob er den vortheilhaften Antrag nicht für eine Veranstellung der Vorsehung erkennen soll; allein er fragt sich dagegen: ist nicht die Vorsehung, die dir dein Ideal reichete? und schlägt 'das schöne Fleisch mit dem schönen Golde' im Namen der Vorsehung und seines Ideals aus. Unter einer Silberpappel, mit der er einen freundschaftlichen Verkehr zu treiben pflegte, seit sie ihm einmal den Willen des Himmels zugerauscht, faßt er den Entschluß, alles Ernstes auf eine Entdeckungreise nach seinem Ideal auszugehn. Manche Erscheinungen täuschen ihn. Olympia, die Dichterin, schien ihm sehr himmlisch, aber er traf sie auf dem Sopha mit einem gewissen Florian, spuckte über ihr aus, und schrie: 'Pfui Teufel! Pfui Teufel! hundert tausendmal Pfui Teufel!' 'Olympia heißt sie, Grebia ist sie, ein ziegenartiges Geschöpf!' Er sah Franziska, aber 'sie mochte lieber unter Menschen, als unter Bäumen und Blumen sein.' Eine Fr. v. R., die ihn zu ihrem Gemahl machen will, ist zu alt für ihn. Er findet ein Weib mit einem griechischen Profil, die dem bewußten Ideal fast ganz, bis auf die Größe, entsprach: allein sie war die Frau eines andern. Henriette und ihr Gatte werden seine Freunde, doch ist er bald genöthigt, größerer Gefahr zu entweichen, nachdem zwischen ihm und der Freundin unter einer Silberpappel ein Auftritt vorgefallen war, wo 'Herz an Herz schlug'. Ein andresmal begegnete ihm in einer Räuberhöhle ein wundervolles, herrliches Geschöpf, Angelika, der man den Bräutigam getödtet, und sie mit fortgeschleppt hatte. Sie wird seine Retterin, trennt sich aber von ihm unter einem wilden Birnbaum, um ihre Heimat wieder aufzusuchen. Wer sie ist, will sie ihm nicht sagen, will es von ihm nicht wissen: 'damit wir' wie in dem unerklärbaren Gang unserer Schicksale auf immer etwas Heiliges für unser Herz, so auch in dem Geheimniß unsrer Personen etwas ewig Entzückendes für unsre Phantasie behalten'. Nun nähert sich der große Augenblick. Er hat sich in einer schönen Gegend auf eine Weile niedergelassen, und kommt einst in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertrifft. Unter einer Eiche, die mit ihren Gipfeln die Wolken durchbohrt, fällt er voll süßen Staunens über allen diesen 'Thalpomp' nieder, und betet; und hier hat er die erste

Vision von der, 'die es ist'. Als Vision erscheint sie ihm anfangs, aber er greift endlich zu, und griff — 'Elisen'. Ein Fasan fliegt auf, sie dreht sich, er erblickt ihr Profil. Noch ein Fasan fliegt auf der andern Seite auf, er dreht sich um, und 'sie sah auch sein Profil. Das ist sie! Das ist er! sprachen Robert und Elise zugleich'. Auch sie hat sich ein Ideal gezeichnet, auch ihr haben die Silberpappeln Orakelsprüche zugesäuselt: die Symmetrie ist vollkommen. Sie erklären sich sogleich über ihre Begriffe von der Thierheit und von dem Letzten in der Liebe, das die Menschen zum Ersten zu machen gewohnt sind. Elise ist die Tochter eines reichen Amtmanns aus der Nachbarschaft. Von Seiten des Vaters scheinen die Hindernisse unübersteiglich, aber die sterbende Mutter kopuliert die beiden Ideale. Sie werden getrennt, Robert schweift wieder umher, erkundigt sich überall zuerst nach den Silberpappeln, und trifft bei der Fr. v. R. Henrietten, deren Mann indessen gestorben ist. Sein Herz giebt sich ihrer Liebe, die jedoch nur vollständige Freundschaft von ihm begehrt, mit großer Leichtigkeit hin. Es fallen viele sonderbare Auftritte zwischen ihnen vor. Zur vollständigen Freundschaft findet Henriette nöthig, daß auch die Nacht sie nicht trenne, und richtet es daher so ein, daß er dicht neben ihrem Bett auf Stühlen schlafen muß. 'Henriette. Nun die Hand recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht sie ihr.) Ach so! so! das nenne ich Trauthheit.' Ungeachtet der Theorie vom Ersten und Letzten fällt ihnen doch bei allen Gelegenheiten das Letzte ein, und so erzählt Henriette denn auch jetzt dem Robert, wie ihr verstorbnener Mann eben so gedacht, und wie er ihr 'nach jenen schöpferischen Minuten, die ihrem Kinde das Daseyn gaben', gesagt: 'daß solch Vergessen für uns Menschen wohl darum stattfinden möchte, daß wir uns nicht selbst als die Schöpfer andrer Geister, sondern als bloße Instrumente des obersten Geisterschöpfer erkennen sollten, die nicht einmal wüßten, was sie thäten, und daß der damit verbundene Nervenzauber uns bloß die Freude verfinnlichen solle, welche Gott habe, wenn er Menschen schafft.' (Wir haben die dem Vf. eigne Orthographie in dieser ausgezogenen Stelle beibehalten.) Jene Nachtproben werden nicht wiederholt, weil sie ihm bei allem dem gefährlich dünken, und Elisens Vision ihm auf seinen Ruf nicht mehr gehorchen will. Doch besteht er noch manche ähnliche



- 1) Der Freund der Schooßhündchen. Ein Neujaarsgeschenk für Damen auf das Jahr 1797. Königsberg.
- 2) Frauenzimmer-Almanach. Für das Jahr 1797. Altona.
- 3) Tempel der Musen und Grazien. Ein Taschenbuch. Mannheim 1797.

Das Büchlein Nr. 1. ist wie eine Revision des gesammten Erziehungswesens der Schooßhunde zu betrachten. Der Einfall ist so artig, als gründlich ausgeführt, und verräth die Pflege der vollkommensten Muse; weswegen die Damen sich auch kein Gewißen daraus machen dürfen, dieses Geschenk mit Freuden anzunehmen, sicher, daß es dem Vf. keine Zeit kostete, die er schöner anzuwenden wußte. Nur durch diesen Umstand war es möglich, den wahrscheinlichen Hauptzweck einer Unterhaltung, die etwas fade scheinen könnte, mit so viel ächter naturhistorischer Belehrung zu verknüpfen, daß diese gar ernstlichen Dank und vorzüglich unsre Bewunderung verdient. Gewisse bereits vorhandene und oft gebrauchte Formen des Wizes konnten die Arbeit von der einen Seite leicht genug machen; allein von der andern gehörte eine Geduld dazu, welche dem Wohlgefallen auch Achtung beimischt. Eine Zugabe ist der neue französische Kalender mit den neuen Namen der Monate, der Eintheilung in Dekaden, und statt der Heiligennamen auf jeden Tag mit der Benennung einer Pflanze oder eines Minerals, auf jeden Quintidi eines Thieres, und auf jeden Dekadi eines Wirthschaftsgeräthes versehen; welchem eine deutsche Uebersetzung beigelegt ist. Freilich ist es nicht die Schuld derselben, wenn die Vergleichung der französischen und deutschen Namen für diese Dinge zu Betrachtungen über den Uebelsklang unsrer Sprache führt, und die Hoffnungen derer entfernen muß, welche gern mehr Botanik in unsre Poesie aufgenommen sähen.

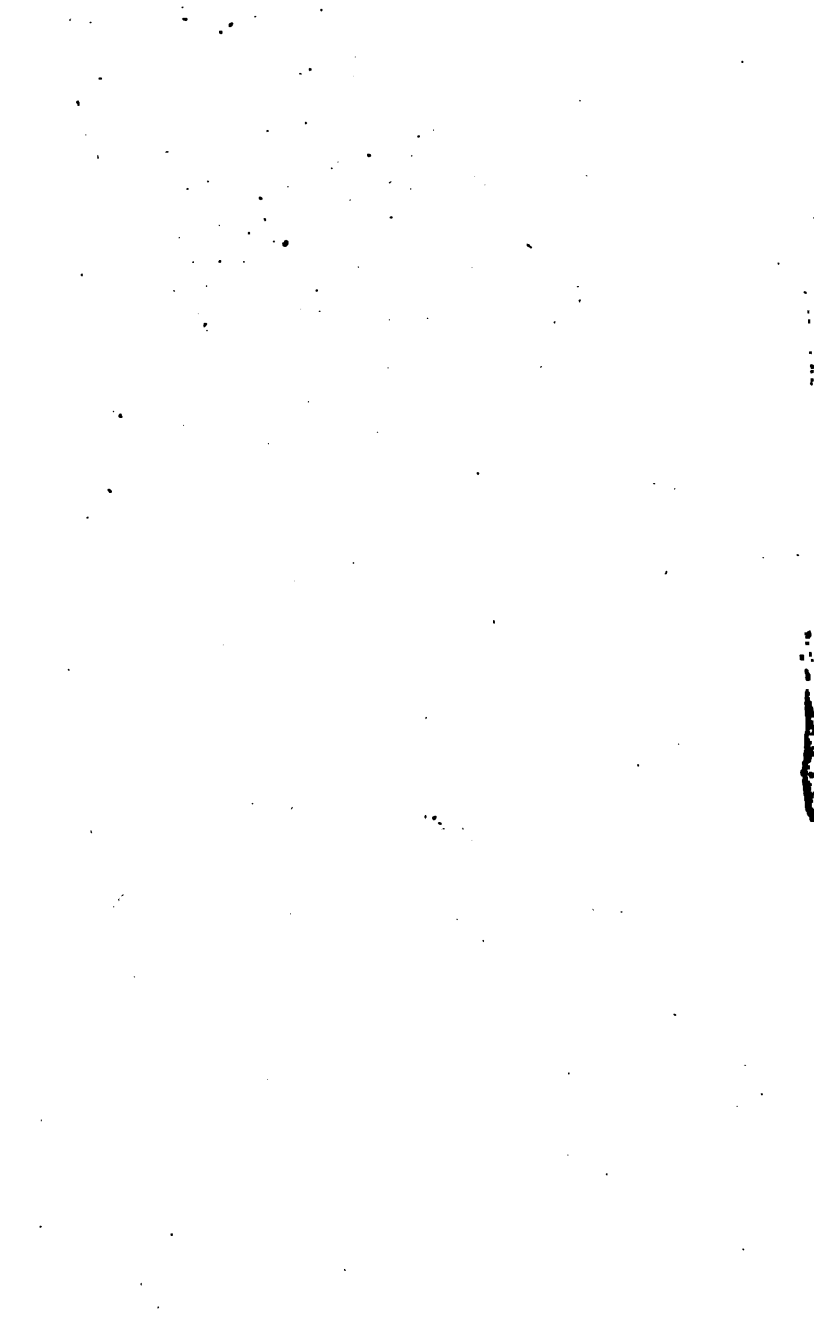
Weit weniger dringend können wir den Damen Nr. 2. zur Lektüre empfehlen; schwerlich werden sie, wenn sie nicht ganz unbelen sind, etwas Gutes darin finden, das ihnen nicht schon bekannt, oder etwas Unbekanntes, das nicht mittelmäßig, oder, so wie die Kupfer und dazu gehörigen Erzählungen, ganz schlecht wäre. Der Herausg. hat sich ein Paar Romanzen von Pfeffel, einige Lieder von Jacobi und eins von Gleim, dann die Wassertuse von Wieland zugeeignet, gegen die, so meisterhaft die lustige Geschichte erzählt ist,

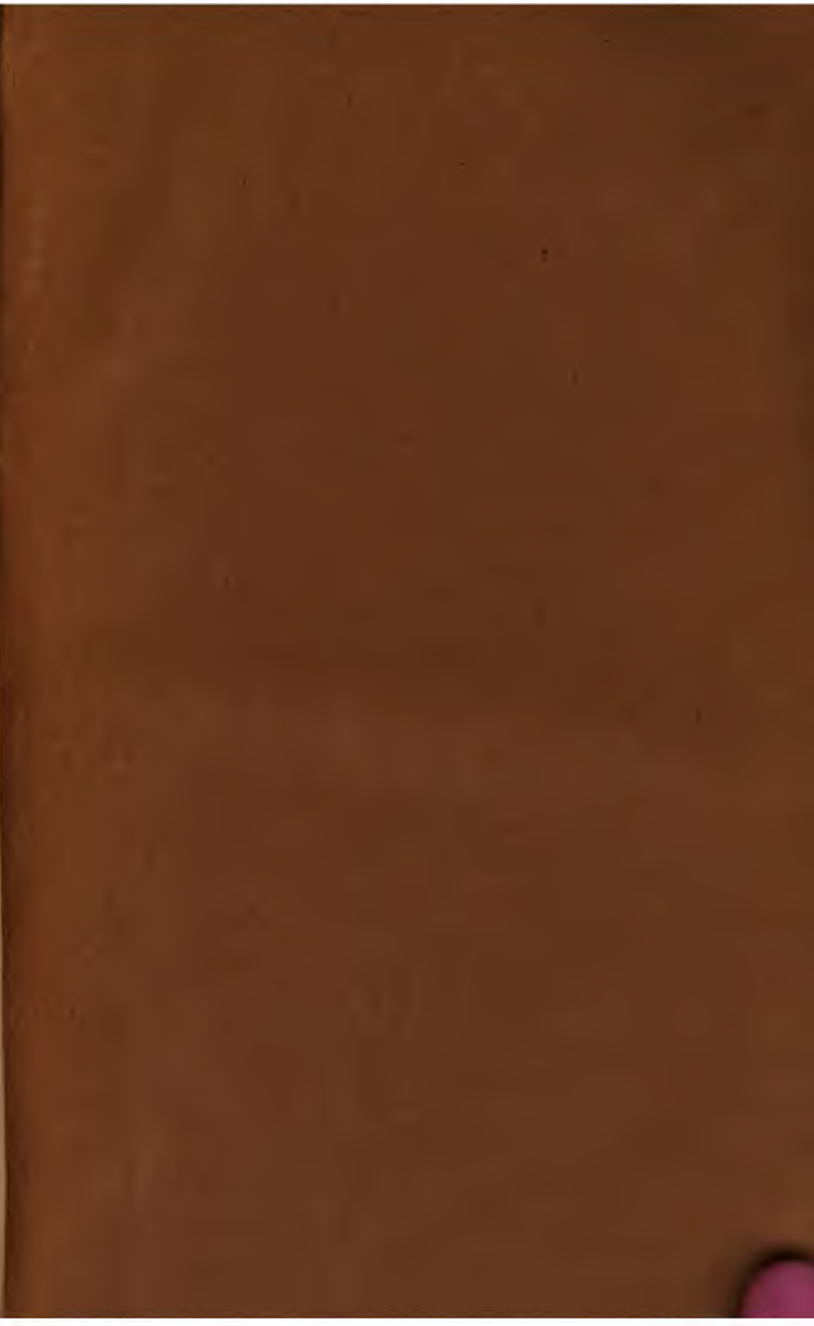
in einem Taschenbuche für junge Frauenzimmer doch wohl Bedenklichkeiten eintreten möchten. Der Storch und Rohrdommel erscheinen gleich nach den tragisch wüthenden Scenen wie Saul unter den Propheten; durch ein Paar Muster von ziemlich geschmacklosen, aber modig sein sollenden Stickereien ist am Schluß für die vollkommenste Beruhigung des Gemüths gesorgt. Von so zwecklos zusammengerafften Produkten hat der Seher wirklich mehr Mühe als der Herausgeber.

Fast dasselbe gilt von Nr. 3. Nur ist die Sammlung etwas reichhaltiger ausgefallen (Herders *Lerpsichore* ist vorzüglich stark benutzt; S. 75. ff. steht ein übersehtes Stück aus Roberres bekannter Schrift über den Tanz; S. 208...226. ist aus den Texten zum Denken von Fr. Schulz genommen) und ein Theil davon besteht aus Scenen noch ungedruckter dramatischer Werke. Zwar erwecken die Bruchstücke aus Hrn. Schmieders Trauerspiel, 'die Dolche', oder aus einem andern, 'die Kinder der Liebe', keine sonderliche Begierde, sie ergänzt zu sehn: sie sind so beschaffen, daß ein Ganzes, wovon sie einen Theil ausmachen, schwerlich gut sein kann. Hrn. Iffland finden wir in einem Auszuge und Scenen aus dem Schauspieler 'der Spieler' grade so wieder, wie wir ihn schon auf das genaueste auswendig wissen, da er den Gegenständen sowohl als der ganzen Manier seiner Darstellung nicht die Zeit läßt, seinem Gedächtnisse fremd zu werden, und sich aus ihrer Beschränktheit zu erheben. Je neuer daher seine Stücke sind, desto weniger haben sie den Reiz der Neuheit. Ueber das Fragment eines Schauspiels von Kogebue kann man am wenigsten bestimmt urtheilen, da meistens bei ihm das Einzelne besser ist, als das Ganze. Alle neun Musen haben hier übrigens ihr bescheiden Theil erhalten, und sie können noch von Glück sagen, daß sie nur symbolisch als Ueberschriften dienen, nicht wie die Grazien und der Apollo auf dem Umschlage in eigner Person als Vogelscheuchen hingestellt sind, um die Grazien abzuschrecken, statt, wie es die Absicht des Herausg. war, 'ihnen noch mehr Freunde zu erobern', wobei der Zeichner keineswegs 'im süßesten Verein' mit ihnen gewesen ist. Weniger schlecht sind die Kupfer im Buche selbst gerathen; besonders das Bildniß des Feldmarschalls Gr. v. Wurms ist sauber gestochen.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





THE UNIVERSITY LIBRARY  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **DATE** stamped below.

50m-1,'69(J5643a8)2373—3A,1



